

Zeitschrift für Diskursforschung
1. Beiheft 2015

Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Diskurs – Interpretation – Hermeneutik

1. Beiheft

Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver
(Hrsg.)

BELTZ JUVENTA

Inhalt

Einleitung	2
<i>Daniel Wrana</i> Zur Lokation von Sinn. Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung	14
<i>Rainer Diaz-Bone</i> Die Sozio-Epistemologie als methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen	43
<i>Dietrich Busse</i> Diskursanalyse und Hermeneutik. Ein prekäres Verhältnis	62
<i>Werner Holly</i> Diskurse verstehen? Optionen linguistischer Diskurshermeneutik	86
<i>Ekkehard Felder/Anna Mattfeldt</i> Linguistik als hermeneutische Wissenschaft. Das schwierige Verhältnis von Text und Bild im Diskurs	107
<i>Noah Bubenhofer/Joachim Scharloth/David Eugster</i> Rhizome digital: Datengeleitete Methoden für alte und neue Fragestellungen in der Diskursanalyse	144
<i>Reiner Keller</i> Weber und Foucault. Interpretation, Hermeneutik und Wissenssoziologische Diskursanalyse	173
<i>Willy Viehöver</i> Narration und Interpretation. Überlegungen zum hermeneutischen Strukturalismus Paul Ricoeurs	211
Die Autorinnen und Autoren	261

Einleitung

Das vorliegende Sonderheft *Diskurs – Hermeneutik – Interpretation der Zeitschrift für Diskursforschung* hat verschiedene Autorinnen und Autoren aus dem Feld der Diskursforschung eingeladen, das Verhältnis von Hermeneutik, Interpretation und Diskursforschung (neu) zu beleuchten. Bedenkt man die oft zitierte reservierte Haltung des frühen Foucault – als dem Fixstern, um den auch die aktuelle akademische Debatte um die Diskursforschung und Diskursanalysen kreist – zu hermeneutischen Positionen¹, mag eine solche in hohem Maße herausfordernde Aufgabenstellung den Leser vielleicht auf den ersten Blick verwundern (vgl. Keller in diesem Band, vgl. auch Keller 2005, 2008; Dreyfus/Rabinow 1994). Aber schon ein Blick auf die zeitgenössischen Auseinandersetzungen zwischen rekonstruktiv arbeitenden interpretativen, hermeneutischen Ansätzen und dekonstruktivistischen Perspektiven im Feld der Diskursforschung zeigt die Aktualität des Themas (vgl. Angermüller 2005; Keller 2012; Schrage 2013; Angermüller et al. 2014). Deshalb scheint aus Sicht der Herausgeber der Zeitpunkt durchaus angemessen, denn es gibt angesichts der Entwicklungen in verschiedenen Disziplinen, seien es die Sprachwissenschaften, die Politik- und die Erziehungswissenschaften, die Soziologie und die Literaturwissenschaften, nicht zu vergessen auch die Kognitionswissenschaften, inzwischen auch eine Vielzahl von Gründen, das Verhältnis zwischen Hermeneutik, Verstehen, Interpretation und Diskurs – um nur einige zentrale Begriffe der Debatte zu nennen – neu zu justieren (siehe auch Schetsche/Schmied-Knittel 2013). Die im vorliegenden Band versammelten Antworten zeigen, dass sich auch heute noch ein diesbezüglicher *Konflikt der Interpretationen* (Ricoeur 1973, 1981) abzeichnet, denn einige hier geäußerte Gedanken rühren im Tenor an einer Grundfeste der (sozialwissenschaftlichen) Hermeneutik, indem sie die Lektüre von Texten als für die Analyse von Diskursen für verzichtbar erklären (so etwa der Beitrag von Bubenhofer, Scharloth und Eugster). Andere meinen, in scharfem Gegensatz dazu, erst in der Lektüre vollende sich letztlich der hermeneutische Bogen (vgl. in diesem Sinne den Beitrag von Viehöver in diesem Band). Nun darf man, trotz der unterschiedlichen Positionierung zum Themenschwerpunkt dieses Heftes, zunächst ein gemeinsames Interesse der Autorinnen und Au-

1 Siehe aber Foucault (2004).

toren an der Diskursforschung unterstellen; darüber hinaus fallen bei den hier versammelten Beiträgen aber auch eine Reihe von weiteren Schwerpunkten auf, die die Bestimmung des Verhältnisses von Diskurs, Interpretation und Hermeneutik strukturieren. Um nur einige zu nennen:

- Grundsätzlich wird mit Blick auf den Themenschwerpunkt gefragt, ob und in welcher Weise *Diskurse* „verstanden“ werden können bzw. ob die Analyse von Diskursen überhaupt interpretativer bzw. hermeneutischer Verfahren bedarf. Während einige Beiträge klare anti-hermeneutische Positionen bei der Analyse von Diskursen verfechten, reklamieren andere die Notwendigkeit der Hermeneutik als „Haltung und Handlung“, um eine prägnante Formulierung Hans-Georg Soeffners und Ronald Hitzlers (1994; vgl. auch Soeffner 2000) aufzugreifen (vgl. die Beiträge von Holly, Busse, Viehöver und Keller und mit gänzlich anderer Bewertung Bubenhofer, Scharloth und Eugster).
- Zweitens wird von verschiedenen Autoren die Frage nach der spezifischen Rolle des Subjektes bei der Produktion, Lokation und Refiguration von Sinn (und Bedeutung) aufgegriffen und auf unterschiedliche Weise beantwortet (vgl. die Beiträge von Wrana und Viehöver). Bei der Beantwortung der Frage wird freilich auch der je zugrundeliegende Begriff des Diskurses unterschiedlich „ausgelegt“.
- Drittens ist, eng damit zusammenhängend, die Frage virulent, ob und inwiefern Bewusstseinstätigkeiten (notwendig) an der diskursiven Konstruktion von Wirklichkeiten beteiligt sind (vgl. etwa die Texte von Keller und Wrana).
- Ein vierter Schwerpunkt, der in einigen Beiträgen explizit berührt wird, ist die Frage, was genau das „Material“ der Analyse oder der Interpretation ist. Angesichts der zunehmenden Aufmerksamkeit der Diskursforschung für Multimodalitäten (bzw. multimodaler Zeichen- und Symbolgebrauch) wundert es zudem kaum, dass einige Beiträge zumindest implizit die Frage nach der Reichweite und den Grenzen des Textparadigmas aufwerfen, und beispielsweise die Probleme der Interpretation von visuellen Phänomenen und Materialitäten aus diskursanalytischer Perspektive diskutieren (siehe dazu explizit den Beitrag von Felder und Mattfeldt).
- Eher implizit steht auch die Frage nach der relativen Stabilität diskursiv prozessierter Wissensordnungen, Diskursuniversen und Strukturierungszusammenhängen im Raum (vgl. etwa die Beiträge von Bubenhofer, Scharloth und Eugster, sowie Keller, Viehöver und Wrana). Es geht dabei nicht oder nicht nur um die Frage, welche Rolle Interpretationen soziale Akteure oder Subjekte bei der Transformation symbolischer Ordnungen spielen, sondern vor allem auch um das Problem der sozial- und sprach-

wissenschaftlichen Deutung und „Deutbarkeit“ diskursiver Wandlungsprozesse.

- Weiterhin steht auch die Frage nach dem Verhältnis von *Erklären* und *Verstehen* im Blickfeld einiger Beiträge. Diese Differenz spielte in Diltseys hermeneutischem Konzept ebenso eine zentrale Rolle wie in Webers verstehender Soziologie. Im vorliegenden Heft greift u.a. Rainer Diaz-Bone die Unterscheidung auf, indem er den *Erklärungsanspruch* von Diskursanalysen unterstreicht, während Viehöver an den Versuch Ricoeurs erinnert, den Gegensatz von Verstehen und Erklären im Rahmen von narrativen Diskursanalysen zu vermitteln (vgl. auch den Beitrag von Keller).
- Schließlich sind in den Beiträgen auch unterschiedliche Lesarten des Konzeptes der interpretativen Analytik präsent oder zumindest virulent (siehe etwa die konkurrierenden Vorschläge bei Rainer Diaz-Bone und Reiner Keller in diesem Band).

Um zu den inhaltlichen Beiträgen zu kommen: Jenseits der hier skizzierten (thematischen) Gemeinsamkeiten widmen sich die einzelnen Beiträge des vorliegenden Sonderbandes dem Verhältnis von Diskurs, Hermeneutik und Interpretation auf sehr unterschiedliche Weise.

Daniel Wranas Beitrag *Zur Lokation von Sinn. Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung* stellt die grundlegende Frage nach der Verortung der Konstitution von Sinn in der qualitativen Sozialforschung und den Spielarten der Diskursanalyse im Besonderen, wobei die Frage der Rolle des Subjektes bei der Produktion von Sinn eine zentrale Rolle einnimmt. Wranas Beitrag geht zunächst von der Konzeptualisierung der Sinnproduktion in der klassischen Hermeneutik aus und zeichnet zentrale Revisionen und Transformationen der Theorie der Sinnproduktion ausgehend von Schleiermacher, Diltsey und Weber, über Schütz, Luckmann, Dumézil und Lévi-Strauss bis hin zu aktuellen diskurs- und praxistheoretischen Varianten nach. Nachfolgend finden die strukturalistischen und poststrukturalistischen Konzepte der Lokation von Sinn Eingang in Wranas Überlegungen. Ausgehend von der Kluft, die die klassischen psychologisierenden hermeneutischen Konzepte über die Lokation von Sinn und die strukturalistischen Analysen bzw. die Foucaultsche Diskursanalyse zu trennen scheinen, diskutiert Wrana die unterschiedlichen Lösungsangebote der Wissenssoziologischen Diskursanalyse im Vergleich mit den poststrukturalistischen Modellen der Sinnkonstitution in Texten oder Praktiken. Aus seiner Sicht bewegt sich die Entwicklung vom subjektiven Sinn als dem Fluchtpunkt der Interpretation im hermeneutischen Sinne weg. Bei der Suche nach Alternativen bleibt aber sowohl die Frage, wo Sinnproduktion nun angemessener Weise zu lokalisieren sei als auch die Frage, ob und welche

Rolle das Subjekt in Prozessen der Produktion von Sinn überhaupt noch spielt oder spielen sollte, strittig. Wrana rekapituliert nicht nur die methodologische Debatte, die auf der Opposition von subjektivem und objektivem Sinn gründet. Er zeigt auch die Schwierigkeiten auf, denen sich die Konzepte stellen müssen, die Interpretation ohne Subjekt konzeptualisieren. Aus Wrana's Sicht zeichnen sich jedoch dann Konvergenzen ab, wenn man den Fokus der Analyse weder auf das Subjekt noch auf Struktur, sondern auf die soziale Praxis als Lokation von Sinn legt.

Der Beitrag *Die Sozio-Epistemologie als methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen* von Rainer Diaz-Bone verdient zunächst einmal besondere Aufmerksamkeit bezüglich der markanten Position, die er gegen Ende seiner Ausführungen bezieht. Denn Diaz-Bone resümiert hier, die Aufgabe der Diskursanalyse bestünde nicht etwa in der Analyse von Diskursen, sondern vielmehr darin, durch die „Rekonstruktion der Praxis“ zu einer Erklärung der Dynamiken, Effekte und (Macht-)Wirkungen sozialer Prozesse beizutragen. Der erwartete Mehrwert der Diskursanalysen bestehe, so Diaz-Bone, darin, die spezifischen sozio-historischen „Ermöglichungszusammenhänge“ von Diskursen und anderen Sachverhalten (er zählt dazu Objekte, kognitive Prozeduren, Körper, Organisationen ebenso wie institutionelle Settings) genauer zu bestimmen, wobei er stets den über bloße Deskriptionen hinausgehenden *Erklärungsanspruch* von Diskursanalysen unterstreicht. Auffällig an Diaz-Bones vergleichender Perspektive auf Diskurse ist zweitens sein Interesse an deren ‚pluralen Tiefenstrukturen‘. Insofern versteht sich Diaz-Bones diskursanalytisches Interesse an den kognitiven Sozio-Epistemen, wobei diese eben als historische Tiefenstrukturen sozialer Praktiken definiert werden. Entsprechend reklamiert Diaz-Bones Beitrag die Notwendigkeit von Diskursanalysen, im Sinne des französischen Strukturalismus, angelehnt an die Epistemologie Bachelards und Canguilhem's. Die von ihm eingeforderten methodologisch reflektierten Diskursanalysen, die über bloße „Kommentierungen“ sozialer bzw. diskursiver Praktiken hinausgehen, müssten, so Diaz-Bone, die bestehende Tendenz überwinden, Foucault's Werk und Denken in verschiedene Phasen (archäologische, genealogische Phase, Dispositivanalyse) zu zergliedern, denn dies würde nicht nur dazu führen, den frühen Strukturalismus Foucault's durch seinen späten Pragmatismus zu ersetzen, sondern damit letztlich auch das zugrundeliegende kognitive sozio-epistemologische Konzept preiszugeben. Insofern ist Diaz-Bones Position hier der interpretativen Analytik Hubert Dreyfus' und Paul Rabinow's eher entgegengesetzt zu lesen; er klagt entsprechend auch eine Diskursanalytik ein, die sich nicht jenseits von Hermeneutik und Strukturalismus verortet, sondern eben dazwischen. Die Sozio-Epistemologie könne dabei weder auf die Rekonstruktion subjektiven Sinns zielen noch im Glauben an einen diskursanalytischen Objektivismus aufgehen, der meine, er könne

Sozialtheorie im Gegenstand vorfinden. Diskursanalysen seien vielmehr ihrerseits Diskurse über Diskurse, also selbst als konstruierende Praktiken zu erkennen und anzuerkennen. Als Hermeneutiken zweiter Ordnung müssten Diskursanalysen ihre vornehmliche Aufgabe also darin sehen, überindividuelle Sozio-Episteme und damit die Systeme generativer diskursiver Regeln (Regeln und ihre Organisation) herauszuarbeiten.

Der Beitrag Dietrich Busses *Diskursanalyse und Hermeneutik: ein prekäres Verhältnis* geht der Frage nach den Gemeinsamkeiten und Differenzen von Diskursanalyse und Hermeneutik aus der Perspektive der historischen Diskurssemantik nach. Er verweist zunächst auf die auffallend starken Parallelen bei den Zielen, die sich die Diskursanalyse nach Foucault bei der historischen Analyse diskursiver Formationen setzt, und dem Aufgabenbereich der Hermeneutik, wie ihn insbesondere der Schleiermacher-Schüler August Boeckh bereits 1877 skizzierte, denn beiden ging es schließlich um die Identifikation der Möglichkeitsbedingungen und unausgesprochenen Voraussetzungen gesellschaftlicher Wissensformationen. Busse erinnert im Folgenden nochmals an Foucaults offensive Ablehnung interpretativer Vorgehen und hermeneutischer Verfahren, die er mit Foucaults Verständnis von Bedeutung, Sinn und Sprache in Zusammenhang bringt. Auch wenn sich Foucault vehement gegen die vermeintliche hermeneutische Suche nach dem verborgenen Sinn wendete und stattdessen auf die Beschreibung der Tiefenstrukturen historischer Wissensformationen zielte, könne er sich letztlich nicht von der Notwendigkeit zur Interpretation (und zum Verstehen) von Quellen (-texten) befreien. Busses Fazit besagt schließlich, dass sich sowohl aus methodischen als auch aus grundagentheoretischen Gründen, die strikte Trennung von Hermeneutik, Interpretation und Diskursanalyse nicht durchhalten lässt. Jede historisch-genealogisch ausgerichtete Diskursanalyse habe es in erster Linie mit Textmaterialien zu tun. Busse verweist diesbezüglich darauf, dass wissenschaftliche Diskursanalysen und damit die Analyse von „Aussagen“ voraussetzen, dass die diesbezüglichen Texte, Sätze und Zeichen vom Forscher zuvor verstanden worden sein müssen. Anders als Foucault geht Busses Diskurssemantik von der Annahme aus, dass eine historische Analyse der Möglichkeitsbedingungen von (kognitiven) Strukturen (des Wissens) auf der Bedeutungsebene sprachlicher Interaktion ansetzen muss, um an die epistemischen Voraussetzungen von (historischen) Wissensformationen zu gelangen. Zwar könne sich eine Diskursanalyse der Notwendigkeit der Interpretation von Aussagenszusammenhängen nicht entziehen, denn, so Busse, als Analyse der „Voraussetzungen und Strukturbedingungen sprachbezogenen Verstehens ist jede (...) Diskursanalyse selber Interpretation“. Jedoch könne eine historische Semantik sich nicht allein auf die thematischen Bezugstexte im engeren Sinne beziehen, sondern sie müsse auch

Quellen heranziehen, ohne die die Bezugstexte nicht verstanden werden können. Busse plädiert am Ende für eine regulierte Interpretation im Rahmen von Diskursanalysen (historische Diskurssemantik), wobei der Diskursforscher wissen müsse, dass seine (historischen) Analysen letztlich in der Hervorbringung münden; sie seien eine „regulierte Transformation von Sinn für andere in Sinn für uns“.

Werner Hollys *Diskurse verstehen? Optionen linguistischer Diskurshermeneutik* stellt ausgehend von der Perspektive linguistischer Diskursforschung die Frage, ob und in welchem Sinne man Diskurs(e) überhaupt verstehen kann. Er konstatiert, dass sich die moderne Diskurslinguistik und die Linguistik generell kaum mit der Reflexion hermeneutischer Verfahren befassen, obwohl dies nahe läge, denn das Interpretieren, Auslegen und Deuten von Texten sei doch auch das genuine Geschäft wissenschaftlicher Hermeneutik. Sein Beitrag greift, entgegen aller szientistischen Vorbehalte gegen hermeneutische Verfahren, diese Ausgangsfrage auf und unterzieht verschiedene Optionen, die in Richtung einer linguistischen Diskurshermeneutik weisen, zunächst einer kritischen Würdigung. Teils aus der historischen Semantik, teils aus der pragmatischen Textlinguistik hervorgegangen, hat die Diskurslinguistik aus Sicht des Autors bislang einerseits eher zu enge lexikalsemantische, andererseits zu komplexe Interessen verfolgt, wie etwa bei den umfangreichen Modellen diskurslinguistischer Mehrebenenanalysen. Holly fragt im Anschluss daran nach den (manifesten oder latenten) hermeneutischen Implikationen neuerer korpuslinguistischer Vorgehensweisen. Die in jüngerer Zeit stärker diskutierten texttechnologischen Vorgehensweisen, die ihre Analysen auf große Datenmengen stützen und das Problem des Textverstehens vermeintlich umgehen, zielen auf die Identifikation von kognitiven Frames und signifikant häufig vorkommenden „Framekollokationen“ mittels Kollokationsgraphen (affinen Wörtern), die ‚Diskurse als Wissensgeflechte‘ visualisieren. Aus Hollys Sicht werfen die datengeleiteten Verfahren der Computerlinguistik, aber auch die distributive und kognitive Semantik, trotz aller Differenzen, die Frage nach der Rolle der Hermeneutik neu auf; zumindest sieht er begründete Zweifel angebracht, ob texttechnologische Verfahren wirklich ohne qualitative Schritte auskommen können. Aus Hollys Sicht müsse die Diskurslinguistik die Notwendigkeit hermeneutischer Analyseschritte eingestehen. Diskurse seien grundsätzlicher als der empirische Ort der Semiose (Zeichengenese) im Sinne einer unverfälschten Saussure-Rekonstruktion zu verstehen. Hollys Beitrag, der entsprechend eine hermeneutisch verstandene Diskursforschung anvisiert, sieht letztlich in Diskursen den empirischen Ort, an dem sich die fundamentalen Prozesse der Semiose vollziehen. Diskurse sind daher notwendig, genauso wie der Gegen-

stand der theoretischen *Rekonstruktionsarbeit* historisch orientierter korpuslinguistischer Diskursanalysen, die auf Bildung von Bedeutungshypothesen zielen.

Ekkehard Felders und Anna Mattfeldts Überlegungen zur *Linguistik als hermeneutischer Wissenschaft: Das schwierige Verhältnis von Text und Bild im Diskurs* erweitert die Perspektive einer hermeneutisch verstandenen Diskurslinguistik um eine bildanalytische Komponente. Das diskurslinguistische Erkenntnisinteresse zielt auf der Basis von digitalisierten thematischen Textkorpora darauf ab, kontrovers verlaufende Diskurse sprachwissenschaftlich zu untersuchen. Ausgehend von der Feststellung, dass wir in einer Zeit der Bilderflut leben, in der Sprache und Bilder gemeinsam perspektivierte Zugriffe auf die Welt bieten, fordern die AutorInnen, dass auch die Deutungsangebote von Bildern und ihre Wechselwirkung mit Sprache in linguistischen Diskursanalysen verstärkt untersucht werden sollten. Der Beitrag erinnert einleitend daran, dass diskurslinguistische Analysen unterschiedliche Beschreibungsebenen umfassen, zu denen u. a. neben der Ebene der Lexeme, der syntagmatischen Ebene und der Textebene auch die Ebene der Text-Bild-Beziehungen gehören. Der Text konzentriert sich im Nachfolgenden jedoch auf die Ebene der Text-Bild-Beziehungen. Die AutorInnen erläutern zunächst die Rolle von Bildern (e. g. Photographien) in einer Diskursanalyse, wobei sie hervorheben, dass Bilder neben ihrer unbestrittenen kognitiven Wirkung auch Emotionen ansprechen (können) sowie auch das Potential zur Abstraktion haben. Im Anschluss daran werden konkrete Bildhandlungen, die mit Bildern (insbesondere Photographien) im Diskurs vollzogen werden können, genauer erläutert. Ihre Darstellungen vervollständigen Felder und Mattfeldt, indem sie abschließend beispielhaft an zwei Bildern aus dem Tierversuchsdiskurs zeigen, wie diese konkret im Diskurs wirken und handlungsleitende Konzepte oder sogar agonale Zentren unterstreichen oder relativieren können.

Der Beitrag *Rhizome digital: Datengeleitete Methoden für alte und neue Fragestellungen in der Diskursanalyse* von Bubenhofer, Scharloth und Eugster befasst sich mit den Chancen der neuen *datengeleiteten* Methoden für alte wie neue Fragestellungen der korpuslinguistisch inspirierten Diskursforschung. Die Autoren wollen Diskurse als rhizomartige Wissens- und Textgeflechte – sie schließen bezüglich des Diskursverständnisses an die Terminologie von Gilles Deleuze/Felix Guattari und Hannelore Bublit an – datengeleitet *berechnen*, nicht „interpretieren“! Genauer suchen sie nach Frames und Frameclustern im Rahmen großer Textmengen. Die Verfasser fordern entsprechend einen Anschluss an die jüngeren sprachtechnologischen Entwicklungen, um gleichsam im Sinne eines neuen Denkstils das kritische Potential korpuslinguistischer Diskursanalysen für Gesellschaftsanalysen fruchtbar nutzen zu können. Dabei gehen sie zunächst von der Diagnose aus, dass die

diskursanalytische Forschung unter dem Korsett in komplexer werdenden Methoden und Analysekatgeorien leiden würden wobei der Mehrwert der Kategoriensysteme und Methoden zumeist nicht angemessen belegt sei. Überdies beklagen Scharloth, Bubenhofer und Eugster, dass die herkömmliche Diskursforschung meist aus forschungspragmatischen Gründen auf die Analyse großer Datenmengen verzichten müsse. Sie argumentieren, dass sich mit dem „Data-Driven Turn“ in der digitalen Welt neue Chancen für die linguistische Diskursanalyse ergeben würden. Dies zum einen dadurch, dass es zunehmend einfacher geworden ist, große Textkorpora zusammenzustellen, was Analysen auf einer sehr breiten empirischen Basis ermöglicht. Zum anderen bedingen diese großen Datenmengen neue Untersuchungsmethoden, die ihre Analysekatgeorien aus den Daten selbst gewinnen. Die Autoren beanspruchen in diesem Zusammenhang, mit zwei Dogmen der linguistischen Diskursanalyse zu brechen: der „Thematisität“ von Diskursen zum einen und der Forderung der „Lektüre“ und qualitativen Auswertung von Daten zum anderen. Die Anwendung von Erkenntnissen der Korpus- und Computerlinguistik ermöglichen aus Sicht der Autoren datengeleitete Zugänge, mit denen neben alten diskursanalytischen Fragestellungen auch neue Forschungsfragen angegangen werden können. Die Verfasser sind zugleich bemüht, dies anhand einer datengeleiteten Analyse zeitgeschichtlicher diskursiver Umbrüche seit dem Zweiten Weltkrieg in SPIEGEL und ZEIT zu demonstrieren. Ihre Analyse – es handelt sich um Zeitreihenanalysen zur Identifikation semantischer Umbrüche, wobei sprachliche Verschiebungen hier als Indikatoren zeitgeschichtlicher Transformationen dienen – zielt letztlich nicht auf einzelne Frames, die sie im Übrigen über bestimmte, in den Texten auftretenden Lemmata zu identifizieren beanspruchen, sondern auf typische Framecluster (bzw. Verschiebungen in den Auftrittshäufigkeiten von Frames in Texten), wobei unterstellt wird, dass einem Text mehrere Frames zugeordnet werden können. Interessant ist nun, dass die Analyse nicht über ein hermeneutisches Verfahren und Textlektüre, sondern über die Berechnung von „rekurrenten Kookurrenzen“ (Kollokationen) von mindestens zwei lexikalischen Einheiten erfolgt (e.g. *Weg* und *einschlagen*). Die Frage ist, welche Frames über die Untersuchungszeiträume hinweg signifikant häufig mit anderen Frames erscheinen. Der Komplexität der so entstehenden Netzwerke lexikalischer Einheiten (es sind Worte und Wortgruppen) geschuldet, bedarf es aus Sicht der Verfasser nun seinerseits automatisierter Verfahren der Komplexitätsreduktion, die die Autoren in Visualisierungen (Präsentationsgraphiken) sehen. Dies scheint dann auch der Punkt, an dem *Interpretation* in einem ansonsten bis zu diesem Punkt der Analyse interpretationsfernen Verfahren ins Spiel kommt, wobei es hier nicht um die Lesbarkeit von Texten, sondern die „Lesbarkeit der Graphen“ (Kollokationsgraphen) geht.

Reiner Kellers Beitrag *Weber und Foucault. Interpretation, Hermeneutik und Wissenssoziologische Diskursanalyse* diskutiert die Vereinbarkeit von Hermeneutik und Diskursanalyse aus der Perspektive der rekonstruktiv arbeitenden Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Seine Argumentation, die sich in der Tradition des interpretativen Paradigmas und Berger/Luckmanns (1966/1982) *Gesellschaftlicher Konstruktion der Wirklichkeit* situiert, nimmt ihren Ausgang bei der Methodologie der anti-cartesianisch geprägten Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, wie sie unter anderem von Hans-Georg Soeffner, Ronald Hitzler, Anne Honer, Jo Reichertz und Norbert Schroer vorgeschlagen worden ist, die auf die „Reflexion und Methodologie der Deutungsprozesse“ zielt. Hermeneutik meint dabei die sozialwissenschaftliche Auslegung von Vorausgelegtem. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse ist, so Keller, nur an den Teilbereichen sozialer Wirklichkeitskonstruktionen interessiert, die sich als relativ stabile, „institutionell-organisatorisch regulierte Praktiken des Zeichengebrauchs, die in spezifischen Dispositiven hervorgebracht werden und unterschiedlichste Folgen (Machteffekte) haben können“ auszeichnen lassen. Aus Kellers Sicht sind Interpretation und (sozialwissenschaftliche) Hermeneutik im Rahmen rekonstruktiv ansetzender Diskursanalysen unverzichtbar, weil sich der Sinn und die Bedeutung diskursiver Aussagen aus dem spezifischen Gebrauchszusammenhang von Zeichen/Worten ergeben. Keller begründet diese Position vermittels eines Vorschlags zu einer interpretativen Analytik, die die an Weber (1980), Schütz und Berger/Luckmann (1966/1982) anschließende wissenssoziologische Tradition mit Foucaults Überlegungen zur Analyse diskursiver Ordnungen verbindet. Keller wagt schließlich im Anschluss an Foucault die These, Diskursanalysen ließen sich weniger als Hermeneutiken des Verdachts (Ricoeur 2005) verstehen, denn als „Hermeneutik der Konstruktionen“. Hinsichtlich einer diesbezüglichen interpretativen Analytik formuliert der Beitrag anschließend einige methodologische Überlegungen, die die Analyse von Aussagenereignissen mit deren hermeneutisch reflektierter Interpretation verbinden. Demnach zeichnet sich die Wissenssoziologische Diskursanalyse durch ein selbstreflexives Verhältnis aus; sie weiß, dass sie stets einen Diskurs über Diskurse führt. Das Programm zielt folglich auf eine Rekonstruktion von Konstruktionen und es umfasst Elemente der Verstehens *und* des Erklärens (z. B. Gründe für Entwicklung von Diskursverläufen; Erklärung der Effekte und Folgen von Diskursen). Kellers Beitrag schließt mit einer begrifflichen Wissensanalyseheuristik (Phänomenstruktur, Deutungsmuster, Klassifikationen und narrative Strukturen) ab, vertieft die Hinweise am Beispiel des Begriffs des Deutungsmusters als einem zentralen analytischen Konzept der WDA und ergänzt diese durch einige exemplarische Erläuterungen zur Sequenzanalyse von diskursspezifischen Deutungselementen.

Willy Viehöver geht es in seinem Beitrag *Narration und Interpretation. Überlegungen zum hermeneutischen Strukturalismus Paul Ricœurs* nicht um die Auslegung von Zeichen, Symbolen und ihrer Aktualisierung im Rahmen diskursiver Praktiken, sondern um Erzählungen als diskursstrukturierende Phänomene jenseits des Satzniveaus. In diesem Zusammenhang zielt sein Beitrag auf die sozialwissenschaftliche Analyse *und* Interpretation von Narrationen. Er geht im Anschluss an Paul Ricœur (1981, 2005) davon aus, dass wir als handlungsfähige, verkörperte Wesen nicht nur – im Sinne Austins (1955) – mit Worten etwas „tun“, sondern dadurch, dass wir jemandem etwas über etwas in der Welt *erzählen*. Dass wir im Akt des Erzählens immer auch Welt interpretierend zur Sprache bringen und sie ggf. *reinterpretieren*, ist dabei eine zentrale Annahme. Aus diskursanalytischer Sicht muss bei der Analyse narrativer Diskurse neben den semiotischen Aspekten des Erzählens und seinen semantischen Dimensionen, auch eine Pragmatik des Erzählens mitgedacht werden, und damit neben den Sprechern (Erzählern), den narrativen Texten, immer auch ein interpretierendes Publikum, dass sich aktiv wieder in den Strom des narrativen Diskurses einschalten und ihn verändert oder verändern kann, zugesprochen werden. Viehöver argumentiert im Anschluss an Ricœur in vier Schritten. *Erstens* erinnert er daran, dass Erzählungen bedeutungsvolle und strukturierende Elemente diskursiver Praktiken sind, die sich durch eine dreifache Referenz auszeichnen. Narrationen sind dabei nicht nur als zeitlich und räumlich situierte diskursive Ereignisse zu betrachten, sondern vor allem als *bedeutungsgebende* Akte und Texte. *Zweitens* verdeutlicht Viehöver, dass sich der Charakter narrativer Diskurse verändert, wenn narrative Diskurse in textueller Form vorliegen bzw. objektiviert werden, die sich an ein prinzipiell offenes Publikum von Interpreten richten, denn hierdurch werden narrative Diskurse von den Sprecher-/Erzählerintentionen „entkoppelt“ und die Beziehung zwischen Text (Bild) und dem interpretierenden Publikum wird somit zu einer zentralen Dimension von Diskursen. *Drittens*, so unterstreicht Viehöver, sind (textgewordene) narrative Konfigurationen selbst bereits Deutungen einer präfigurierten Welt, mit denen sich der Leser oder Hörer von Erzählungen wiederum – angesichts der Ambiguität des Erzählten – deutend auseinander setzen muss. Damit stellt sich für Viehöver die Frage, ob und wie sich die interpretative Haltung und Perspektiven des sozialwissenschaftlichen Interpretieren von alltäglichen Akten des Deutens unterscheiden. Ricœur schlägt diesbezüglich nicht nur ein Modell vor, dass Erzählen als einen komplexen Akt versteht, der, selbst wenn er Text geworden ist, immer noch Element eines Diskurses ist, der über die Grenzen der Welt des Textes hinausweist (vgl. auch Ricœur 1972). Er geht zudem von der Annahme aus, dass die objektivierend-analytische Haltung des Strukturalismus gegenüber dem Text nicht ausreicht, sondern einer hermeneutischen Haltung ergänzend bedarf. Es geht also nicht

allgemein um ein Verstehen des Verstehens wie es die Sozialwissenschaftliche Hermeneutik anvisiert, sondern spezifischer um eine Analyse der Bedingungen des sozialwissenschaftlichen „Verstehens“ der Prinzipien des Erzählens und seiner bedeutungsgenerierenden Effekte. *Viertens* arbeitet Viehöver daher im Anschluss an Ricœur die Rolle erklärender und interpretativer Elemente bei der Deutung von Interpretationskonflikten sozialwissenschaftlicher Diskursperspektiven heraus, wobei sich der Fokus auf die Rekonstruktion der in Interpretationskonflikten konkurrierenden Erzählungen und deren narrativen Konfigurationen (Plots) als Synthesen des Heterogenen, richtet. Auch Viehöver geht davon aus, dass Erzählungen nur über interpretative Verfahren zugänglich sind, wobei sich das sozialwissenschaftliche Interesse auf das Typische (thematischer) Erzählungen richtet. Er wagt aber abschließend die These, dass die von Soeffner und Hitzler ausgegebene Botschaft nicht gänzlich überzeugen kann, dass der sozialwissenschaftliche Forscher als Hermeneut es nicht mit lebendigen Mitmenschen zu tun habe, sondern nur mit „geronnene(n)‘ idealisierende(n) Modelle(n) sozialer Erscheinungen und Typen sozialer Akteure.“ Vielmehr bliebe auch der sozialwissenschaftliche Hermeneut, was sich gerade auch in den aus seinen Analysen hervorgehenden Deutungen äußert, in die Geschichten lebendiger Menschen verstrickt. Demnach ist auch jede diskursanalytische Ergebnisdarstellung ein hermeneutischer Akt, der in der Regel zum Text wird, der sich einem offenen Publikum zur Lektüre anbietet. Und gerade deshalb wird sich der Autor den möglichen Refigurationen seiner soziologischen Deutungen (narrativer) Diskurse durch ein (kritisch) lesendes Publikum innerhalb und jenseits der Grenzen des eigenen Faches stellen müssen.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre,

Willy Viehöver, Reiner Keller & Werner Schneider

Literatur

- Angermüller, J. (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland: zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit: zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK, S. 23–47.
- Angermüller, J./Herschinger, E./Messerschmidt, R./Schenk, S. (2014): Der kleine Unterschied? De- und rekonstruktive Positionen im Dialog. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1. Bielefeld: transcript, S. 465–477.

- Austin, J. L. (1955): *How to do Things with Words: The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955*. Oxford: Clarendon.
- Berger, P. L./Luckmann, T. (1966\1982): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Dreyfus, H. L./Rabinow, P. (1994): *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Weinheim: Beltz.
- Foucault, M. (2004): *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am College de France (1981/82)* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keller, R. (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2008): *Michel Foucault*. Konstanz: UVK.
- Keller, R. (2012): *Diskursanalyse vs. (Hermeneutische) Wissenssoziologie?* In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1(1), S. 95–108.
- Ricœur, P. (1972): *Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen*. In: Bühl, W. L. (Hrsg.): *Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen*, München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, S. 529–562.
- Ricœur, P. (1973): *Hermeneutik und Strukturalismus. Der Konflikt der Interpretationen I*, München: Kösel.
- Ricœur, P. (1981): *Hermeneutics and the Human Sciences*. Edited and translated by J. B. Thompson. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ricœur, P. (2005): *Vom Text zur Person*, Hamburg: Meiner.
- Reichert, J./Hitzler, R./Schröer, N. (1999): *Das Arbeitsfeld einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg): *Hermeneutische Wissenssoziologie: Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz : UVK, S. 9–13.
- Schetsche, M./Schmied-Knittel, I. (2013): *Deutungsmuster im Diskurs. Zur Möglichkeit der Integration der Deutungsmusteranalyse in die Wissenssoziologische Diskursanalyse*. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(1), S. 24–45.
- Schrage, D. (2013): *Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den Methodenausweis: Ein Kartierungsversuch*. *Zeitschrift für Diskursforschung*, 1(3), S. 246–263.
- Soeffner, H.-G. (2000): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. In: Flick, U./von Kardoff, E./Steinke, I. (Hrsg): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowolth.
- Soeffner, H.-G./Hitzler, R. (1994): *Hermeneutik als Haltung und Handlung: über methodisch kontrolliertes Verstehen*. In: Schröer, N. (Hrsg): *Interpretative Sozialforschung: auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. Opladen : Westdeutscher Verlag, S. 28–54.
- Weber, M. (1980): *Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr, S. 463–478.

Daniel Wrana

Zur Lokation von Sinn

Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung

Zusammenfassung: Die klassische qualitative Forschung und die Foucaultsche Diskursanalyse scheinen sich in einem Punkt deutlich zu unterscheiden: Während erstere den subjektiven Sinn als Fluchtpunkt der Interpretation betrachtet, lehnt letztere das Subjekt als Bedingung der Analyse ab. Im Beitrag wird die methodologische Debatte, die mit dieser Opposition verbunden ist, rekapituliert, um die Problematik, die der Theorie der Interpretation mit der Orientierung am subjektiven Sinn aufgegeben ist ebenso herauszuarbeiten wie jene Schwierigkeiten, denen sich die Interpretation ohne Subjekt stellen muss. Schließlich zeichnen sich Konvergenzen ab, mit denen sich weder Subjekt noch Struktur, sondern – wenn auch auf verschiedene Weise – die soziale Praxis als Lokation von Sinn abzeichnet.

Schlagwörter: Hermeneutik, Poststrukturalismus, Subjekt, Interpretation, Analyse, Wissensschema

Summary: Qualitative research and Foucauldian discourse analysis seem to differ in one point: the first one regards subjective meaning as essential for interpretation and the other one refuses any role of the subject as a condition for analysis. In this article the debate on methodology regarding this difference is recapitulated. The problems a hermeneutic theory of interpretation has to solve are elaborated as well as the problems a theory of interpretation without subject is running into. At the end, a convergence is emerging: neither subject nor structure but the social practice tends to be regarded as the location of meaning.

Keywords: hermeneutics, poststructurlism, subject, interpretation, analysis, schema/sheme of knowledge

In den letzten Jahren wurde die Diskursanalyse zunehmend als Ansatz der qualitativen Sozialforschung wahrgenommen und gilt somit als ein möglicher methodologischer Zugang zu Forschungsgegenständen. Dabei ist zu-

mindest für die sozialwissenschaftliche Diskursanalyse eine empirische und methodische Ausrichtung gar nicht selbstverständlich. Der Diskursbegriff ist seit den 1980er Jahren mit der Rezeption des französischen Poststrukturalismus zunächst in der Gesellschafts-, Kultur- und Bildungstheorie stark geworden; er diente dort vor allem der Reformulierung theoretischer Grundlagen und zur Gegenwartsdiagnose. Zugleich wurde er in historischen Zugängen genutzt, um die Kontingenz moderner Wahrheits-, Macht und Subjektverhältnisse aufzuzeigen. Diskursanalyse wird dabei als Analytik im Sinne eines Ensembles von Begriffen und Blickrichtungen verstanden, mit dem die diskutierten Gegenstände meist kritisch-reflexiv thematisiert werden – auf eine Weise, die sich von gebräuchlichen Thematisierungen des Gegenstands unterscheidet. Aus dieser Perspektive gibt es Zweifel, ob die Diskursanalyse methodisiert werden kann und soll; es wird argumentiert, dass ihr kritisches Potential und ihre reflexive Kraft durch eine Methodisierung eher neutralisiert und affirmiert werde (z. B. Feustel 2010; Bröckling/Krasmann 2010). Dem lässt sich entgegenhalten, dass die Diskursanalyse gerade aufgrund dieser epistemologischen Reflexivität ein besonderes Potenzial für die Forschung habe, da sie in der Analyse ihrer Forschungsgegenstände die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion miteinbeziehen kann.

Wenn man nun akzeptiert und für sinnvoll hält, dass die sozialwissenschaftliche Diskursanalyse als Ansatz unter anderen in das Feld qualitativer Forschung eintritt, dann ist die Frage, in welcher Beziehung sie zu den Kategorien und Praktiken steht, mit denen in diesem Feld Gegenstände konstruiert und verschiedene Zugänge zu denselben differenziert werden. Da die Diskursanalyse weder methodisch noch in ihrer epistemologischen Selbstverortung ein einheitlicher Ansatz ist, wird sie in dieser Positionierung notwendigerweise nicht einen Ort einnehmen, sondern verschiedene. Um die Verortung im Feld qualitativer Forschung zu diskutieren, eignet sich die Frage nach der Lokation von Sinn, denn diese verweist auf eines der zentralen Theorieprobleme qualitativer Forschung.

Die Frage nach der Lokation von Sinn, nach dem Ort, an dem Sinn sich konstituiert und an dem Interpretation und Analyse nach ihm suchen, war grundlegend für die Entstehung eines qualitativen Zugangs. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich die Naturwissenschaften als Disziplinen erfolgreich etabliert und postulierten die Universalität ihres objektivierenden, nach allgemein gültigen, erklärenden Gesetzen suchenden Erkenntnismodells. Innerhalb der neu entstehenden Kultur- bzw. Geisteswissenschaften insbesondere der deutschen Universitäten grenzte sich hingegen eine je nach Disziplin mehr oder weniger starke Fraktion von diesem Erkenntnismodell ab und orientierte sich am Modell von Germanistik und Geschichtswissenschaft, die Sinn in der Individualität und dem empirischen Fall suchen und hermeneutisch-verstehend rekonstruieren. Diese Grenzziehung bildete eine kontinu-

ierliche Konfliktlinie, die sich etwa in der Abgrenzung des interpretativen vom normativen Paradigma wiederholt (vgl. Keller 2012) und in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen empirischen Zugängen aktualisiert. Eine ähnliche Grenzziehung bezüglich der Lokation von Sinn wiederholt sich aber auch im Inneren der qualitativen Sozialforschung, wenn Ansätze nach solchen unterschieden werden, die im engeren Sinn die Subjekte verstehen und solchen, die eher subjektlose Strukturen herausarbeiten (z.B. Reichertz 1988). Im Rahmen einer Sortierung des Feldes postuliert Ronald Hitzler, die wichtigste Differenz bestehe in der Frage, „wo Sinn sich ursprünglich konstituiert. Die methodologische Frage, wie Sinn sinnvollerweise zu rekonstruieren ist, erscheint [...] demgegenüber nachrangig“ (Hitzler 2002: Abs. 6). Für die phänomenologisch orientierte Hermeneutische Wissenssoziologie sei nur das Subjekt „sinnkonstitutionsrelevant“ (ebd., Abs. 31), es gehe ihr um die Rekonstruktion subjektiv gemeinten Sinns (ebd., Abs. 32). Andere Zugänge lassen sich nach Hitzler hingegen danach einteilen, „bis wo hin“ (Hitzler 2007, Abs. 18; auch 2002, Fußnote 10) die Interpretation von Sinn zu gehen habe. Mit der Metapher deutet Hitzler, dass die Konstitution von Sinn sich in zunehmender Distanz vom Subjekt vollzieht und zwar jeweils etwas weiter weg in der Ethnomethodologie, dem Interaktionismus, der Bourdieu-Schule, der Diskursanalyse und der Objektiven Hermeneutik (Hitzler 2007, Abs. 18). Von der Konversationsanalyse beeinflusste Zugänge oder solche einer praxeologischen Ethnographie ziehen eine noch deutlichere Grenze, wenn sie etwa die Ethnomethodologie als „antihermeneutisch“ fassen (Hirschauer/Bergmann 2002), insofern „Menschen nicht als Sinnzentrum, sondern als Appendix sozialer Situationen betrachtet“ werden (Amann/Hirschauer 1997, S. 24). Die Diskursanalyse scheint, zusammen mit Ethnomethodologie und Ethnographie am vom Subjekt entfernten Pol angesiedelt.

Eine solche Differenzierung wiederholt sich aber nicht nur im Inneren der qualitativen Forschung, sondern auch innerhalb der Diskursanalyse. Die Unterscheidung tritt noch einmal in das Unterschiedene ein. Pointiert vertritt Reiner Keller mit der Wissenssoziologischen Diskursanalyse ein Forschungsprogramm, das in der Tradition der Hermeneutischen Wissenssoziologie und damit der Sinntheorien von Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann steht. Dort wird zwischen der subjektiven und der objektiven Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit unterschieden und für Keller ist die Diskursanalyse die geeignete Methode für die Analyse der objektiven Seite, denn diese sei in der Wissenssoziologie noch nicht hinreichend methodologisch ausgearbeitet (Keller 2010, S. 60). Er rezipiert den weiteren Kontext der an Foucault anschließenden Diskursanalyse, um eine interpretative Analytik zu entwerfen, ohne die Grundprinzipien der Hermeneutischen Wissenssoziologie zu verlassen. Von dieser Position her kritisiert er (post-)struk-

turalistische Ansätze der Diskursanalyse vor allem aus einem Grund: Sie verweigern sich der theoretischen Inanspruchnahme des Subjekts. Die Interpretation könne das subjektive Bewusstsein nicht außen vor lassen, denn dieses ist nach Keller der einzig mögliche Ort des Prozessierens von Sinn. Keller präzisiert:

das Bewusstsein „konstituiert allerdings nur in dem Verständnis Sinn, dass es keine anderen Orte der Verankerung oder Aufschichtung von Sinn gibt und nicht in dem Sinne, dass es genuine, ursprüngliche Quelle von Sinn wäre. Das, was das Bewusstsein als ‚Sinn prozessiert‘, stammt aus den gesellschaftlichen Wissensvorräten und folgt in enger Verknüpfung von Denken und Handeln den Pragmatiken der jeweiligen Situationsrelevanz.“ (ebd., S. 61)

Nun ist die (post-)strukturalistische Position dafür bekannt, dass sie genau diese Rolle des Subjekts als epistemische Voraussetzung des Wissens scharf kritisiert. Keller verweist zurecht darauf, dass sich auch die poststrukturalistische Diskursanalyse intensiv mit Subjektivität beschäftige, allerdings sei es aus seiner methodologischen Position nicht nachvollziehbar, warum dort „mühevoll der ‚Eigensinn der Subjekte‘ wieder entdeckt“ (Keller 2012, S. 8) werde, wo der Subjektbegriff des interpretativen Paradigmas doch die Relation von Subjekt und Struktur bereits hinreichend und angemessen ausgearbeitet habe (ähnlich Keller 2010, S. 67 und 2011, S. 72 ff.).

Komplementär dazu verortet Rainer Diaz-Bone die Diskursanalyse im Anschluss an den Strukturalismus und die Epistemologie Gaston Bachelards. Ihre Erkenntnis vollziehe sich grundsätzlich nicht über sich vertiefende Zirkel des Verstehens, sondern über einen epistemologischen Bruch. Sie untersuche Sinn unabhängig vom Postulat, dass sich dieser im Subjekt zentriert sei (Diaz-Bone 2006, 2007).

Während Keller die Auffassung vertritt, die die Diskursanalyse nur interpretativ möglich sei, argumentiert Diaz-Bone, dass eine Diskursanalyse im Anschluss an Foucault nicht-hermeneutisch sein müsse, weil die Theoriefigur eines erkenntnisbegründenden Subjekts ein Erkenntnishindernis darstellt (Diaz-Bone 2006, S. 76; vgl. Angermüller 2005). Vor diesem Problemhorizont erscheint es lohnenswert, die Problemlage zu rekapitulieren und die verschiedenen Konzeptionen der Diskursanalyse und damit ihre Stellung im Feld qualitativer Forschung von der Frage her aufzurollen, wie und wo sich die Konstitution von Sinn vollzieht.

Dabei sollen die vielfältigen Diskussionen nicht wiederholt werden, die im Anschluss an Foucaults Provokation, der ‚Mensch‘ oder das ‚Subjekt‘ verschwinde am Ende der Moderne „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1974, S. 463), die Figur des Subjekts als Bedingung der Möglichkeit

und Begründbarkeit von Agency und Kritik problematisiert haben. Ich möchte in diesem Beitrag die Problematik vielmehr von der epistemologischen und methodologischen Dimension her aufrollen, auf die sich auch Reiner Keller bezieht. Die Frage lautet: Wo und wie vollzieht sich gemäß verschiedener theoretischer Ansätze die Konstitution und Aufschichtung bzw. Sedimentierung von Sinn? Was sind also die Produktions- und Reproduktionsmodi von Bedeutung? Ich werde in diesem Beitrag nur wenige Aspekte aufgreifen und nur skizzenhaft behandeln können. In einem ersten Schritt soll (1) die Theorie der Sinnproduktion in der klassischen Hermeneutik und ihre implizite Problematik bis zu Max Webers Entwurf einer verstehenden Soziologie rekonstruiert werden. Danach wird (2) geschildert, wie die Sozialphänomenologie ausgehend von dieser Problematik eine Revision der Sinntheorie vorlegt und eine innere Ausdifferenzierung beginnt, nach der Sinn tendenziell in der sozialen Praxis lokalisiert ist. Ich werde dann (3) die Theorie der Sinnproduktion im klassischen Strukturalismus skizzieren sowie die Problematik, die mit diesem Zugang verbunden ist. (4) Schließlich möchte ich zeigen, wie Foucaults Entwurf der Diskursanalyse der späten 1960er Jahre einerseits auf die Problematik des Strukturalismus mit einer Transformation desselben reagiert und damit gleichzeitig eine Antwort auf die hermeneutische Problematik liefert. (5) Zum Schluss möchte ich darlegen, inwiefern die poststrukturalistische Diskursanalyse die Theorie der Sinnproduktion revidiert, und Sinn dabei ebenfalls tendenziell in Praktiken verortet – wenn auch auf andere Weise als die hermeneutische Diskursanalyse.¹

Das Subjekt als Lokation von Sinn in der Hermeneutik

Um die Problematik der Lokation von Sinn herauszuarbeiten gilt es, historisch etwas zurück zu gehen. Die ersten Konzepte einer Hermeneutik als Kunstlehre haben sich in der Biblexegese des frühen Christentums entwickelt. Sie entdeckte, dass es neben dem unmittelbar lesbaren Wortsinn einen „eigentlichen“ Sinn gebe, einen „allegorischen Sinn“ bzw. „Hintersinn“ (Gadamer 1986/1993, S. 94), den die exegetische Lektüre ergründen solle. Dieser Sinn ist nicht direkt im Text lokalisiert, sondern liegt in der Offenbarung Gottes als intentionalem Wesen. Zum Problem wurde allerdings, dass sich der offenbarende Gott zurückgezogen hatte und die von ihm überlassenen Texte nicht erläuterte. Daher war eine unmittelbare Beobachtung des

1 Weitere Aspekte der hier verhandelten Thematik, insbesondere das Aufgreifen der Analysemodelle der Hermeneutik und des Strukturalismus in aktuellen Ansätzen der Diskursanalyse werden diskutiert in Wrana 2014b

subjektiv gemeinten Sinns Gottes nicht möglich. Die Lösung der katholischen Hermeneuten war, die Autorität des Autors auf die ‚auctoritas‘ der Kirche übergehen zu lassen und deren Auslegepraxis (die ‚Tradition‘) als verbindlich zu erklären. Interessant ist nun, dass sich im Streit um diese Deutungsmacht im Zuge der Reformation eine grundlegende Problemlage formiert: Wenn Sinn in einem sprechenden Subjekt (hier Gott) lokalisiert ist, aber nicht direkt erkannt werden kann, gibt es drei Möglichkeiten, diesen Sinn zu ergründen: (a) der Bezug auf die Macht einer Autorität, das war die Lösung der katholischen Kirche, (b) die methodische Verfeinerung der Lektürevorgang, das war die Konsequenz für die protestantische Theologie, die im Anschluss an Luthers „sola scriptura“ erstmals hermeneutische Interpretationsmethoden entwickelte (vgl. Flacius 1567/1976, S. 49). (c) Durch die Beobachtung der Handlungen, denn der Protestantismus entwickelte die Idee – darauf hat Max Weber hingewiesen (Weber 1920, S. 142) – dass sich die Intentionen des Autors (Gottes) nicht einfach in seinen Texten zeigen, sondern im Geschehen in der Welt (seinen Handlungen).

Nachdem die Philosophen der Aufklärung eher den Text und seine Relationen zu anderen Texten als die Lokation von Sinn betrachteten, verschoben sich mit dem Deutschen Idealismus und der Romantik die Erkenntnisbedingungen. Johann Gottfried von Herder (1778/1994) konzipierte als einer der ersten den Autor – und nun den real existierenden menschlichen Autor – als Referenzpunkt von Sinn. Man solle „mehr im Geist des Urhebers, als im Buch“ lesen und dessen Leben als „den besten Commentar seiner Schriften“ betrachten. Die Lektüre sei ein Sich-Hinein-Versetzen, eine „Divination in die Seele des Urhebers“ (ebd., S. 208). Friedrich Schleiermacher hat schließlich in seinen Vorlesungen über Hermeneutik das ‚Ich‘ zum Fluchtpunkt aller Bemühungen des Verstehens gemacht: Wer verstehen will, muss die Gedanken des/der AutorIn nachvollziehen. Dies erfordere eine „divinatorische Methode“ mit der man „sich selbst gleichsam in den anderen verwandelt, das Individuelle unmittelbar aufzufassen sucht“ (Schleiermacher 1838, S. 146). Auch Schleiermacher argumentiert, dass man keine unmittelbare Kenntnis des Inneren des Urhebers haben könne, daher müsse das Sich-Hineinversetzen über die Rekonstruktion der Wissenshorizonte erfolgen. „Ebenso ist jede Rede immer nur zu verstehen aus dem ganzen Leben, dem sie angehört“ (ebd., S. 13). Indem man nun aber zur Deutung der entsprechenden Dokumente verschiedene Kontexte hinzuzieht, komme zwangsläufig „vieles zum Bewusstsein [...], was ihm [dem Urheber] unbewusst bleiben kann“ (ebd., S. 32) und so kommt die Hermeneutik dazu, „die Rede zuerst ebenso gut und dann besser zu verstehen als ihr Urheber“ (ebd., S. 32). Die Interpretation arbeitet also anhand des untersuchten Materials einen Sinn heraus, der im Subjekt lokalisiert ist, ohne dass dieser subjektive Sinn derjenige Sinn sein

müsste, den das Subjekt für seinen eigenen hält. Dilthey führt diese Argumentation weiter: Verstehen sei der Rückgang von einer Äußerung auf ein Inneres, das sich in der Äußerung ausdrückt (vgl. Dilthey 1900/1990, S. 318). Die Hermeneutik habe dabei die Aufgabe, den Erlebnissvorgang ausgehend von den Textdokumenten, die diesen Vorgang „ausdrücken“, zu rekonstruieren. Ihre Wissenschaftlichkeit und Objektivität zeige sich darin, inwiefern sie in diesem Individuellen ein Allgemeines herausarbeiten kann, das das Individuelle übersteigt (vgl. Dilthey 1900/1990, S. 317).

Die selbst gesetzte Aufgabe, den im Subjekt lokalisierten Sinn zu bestimmen, obwohl er darin nicht unmittelbar beobachtbar ist, führt am Ende dazu, dass die Erkenntnis des subjektiven Sinns über den subjektiven Sinn hinausgeht und das Subjekt zum Objekt macht. Das ist nun ein Problem, denn in vielen hermeneutischen Konzepten ist das verstehende Sich-Hineinversetzen mit der moralischen Anforderung verknüpft, den Anderen in seiner Subjektivität anzuerkennen. Das Verstehen hat nämlich zwei Bedeutungen: Es kann die feststellende Interpretation des Sinns des Anderen sein, aber auch die dialogische Anerkennung der Gültigkeit und Andersheit des Sinns der Anderen. Der hermeneutisch erkannte Sinn steht also nicht nur in Gefahr, den Sinn im Subjekt zu verkennen, er steht auch in Gefahr, sich über ihn zu erheben. Aus diesen und anderen Gründen entwickeln sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschiedene Ansätze der Hermeneutik, die dieses Problem zum Ausgangspunkt nehmen.

Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer haben die Lösung gewählt, das Verstehen als existentielle Verfasstheit des Menschen gewissermaßen ‚tiefer‘ zu legen: Der Mensch finde sich immer schon in Deutungshorizonten vor, es gebe kein Außen des Verstehensvollzugs. Dazu haben sie sich aber in zwei anderen Hinsichten weit von Diltheys Hermeneutik entfernt. Erstens machen sie die psychologische Wende der Hermeneutik rückgängig (Grondin 2001). Das Subjekt wird nicht mehr als die Lokation von Sinn begriffen. Sinn wird vielmehr in der Bewegung des Verstehens produziert, wobei diese Bewegung nicht vom Subjekt ausgeht, sondern umgekehrt das Subjekt mit sich verstrickt. Zweitens sind sie gegenüber einer Hermeneutik als wissenschaftlicher Methode feststellenden Verstehens skeptisch bis ablehnend. Gadamer verweist auf den Geschehenscharakter der Sprache, dem auch der wissenschaftlich Deutende nicht entgehen kann (Gadamer 1960/1990, S. 3 und S. 467). Die Wahrheitsfindung in den Geisteswissenschaften könne sich bestenfalls am Betrachten des Kunstwerks orientieren, ist also nur noch ästhetisiert denkbar. Kurz: Verstehen wird bei Gadamer auf Verständigung bezogen und nicht auf das rekonstruierende ‚Feststellen‘ von Sinn. Auf diese Weise ist zwar das Problem der direkten Nicht-Erkennbarkeit subjektiven Sinns bearbeitet, aber eine Methodologie der hermeneutischen Forschung wird versperrt.

Eine andere Lösung bietet die Idee einer kommunikativen Sozialforschung an, in der die Legitimität der Deutung bezüglich des subjektiv gemeinten Sinns durch eine Autorisierung seitens der Gedeuteten hergestellt wird (vgl. Ziegeaus 2006, S. 304). Kurz: man fragt die Subjekte nach der Forschung, ob der Sinn für ihr subjektives Empfinden getroffen sei. Das epistemologische Problem, dass die Interpretation des subjektiven Sinns sich über diesen erheben kann, wird damit allerdings nicht bearbeitet, sondern gewissermaßen forschungspraktisch kurzgeschlossen, denn im Gegensatz zu den Forschenden wird den Beforschten zugeschrieben, über eine vollständige Selbsttransparenz bezüglich ihres eigenen Sinns zu verfügen. Legitim ist diese Lösung im ethischen Kontext einer intervenierenden, emanzipatorischen Handlungsforschung, die die Veränderung des beforschten Feldes ermöglichen und den Akteursstatus der Beteiligten nicht nur wahren, sondern steigern will (vgl. Zinnecker 2000). Eine belastbare epistemologische Grundlage bildet die Unterstellung der Selbsttransparenz der Subjekte aber nicht.

Einen dritten Weg hat Max Weber mit dem Grundbegriff des Handelns gebahnt, wenn er bestimmt, dieses sei ein Tun, „insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden“ (Weber 1922, S. 1). Der subjektive Sinn ist für Weber aber kein semantischer Sinn, er ist vielmehr der Sinnzusammenhang, in dem die Handlungsgründe der Handlung stehen, also ein motivationaler Zweckzusammenhang. Auf diesen verweist die Wendung „subjektiv gemeint“ (ebd., S. 4). Weber operiert nun mit einigen Differenzen: bewusst vs. unbewusst, subjektiv vs. objektiv, individuell vs. kollektiv. Er radikalisiert einerseits den methodologischen Individualismus, indem er Sinn als subjektiv gemeinten Sinn nur im Individuum lokalisiert und die Annahme kollektiver Akteure kategorisch ausschließt (ebd., S. 7). Andererseits verwirft er die Annahme, dass Sinn im Bewusstsein des Subjekts präsent sei: „Das reale Handeln verläuft in der großen Masse seiner Fälle in dumpfer Halbbewußtheit oder Unbewußtheit seines ‚gemeinten Sinns‘. Der Handelnde ‚fühlt‘ ihn mehr unbestimmt, als daß er ihn wüßte oder ‚sich klar machte‘, handelt in der Mehrzahl der Fälle triebhaft oder gewohnheitsmäßig“ (ebd., S. 10). Subjektiver Sinn ist bei Weber also nicht singulärer und keineswegs bewusster oder selbsttransparenter Sinn, sondern mit objektiven Methoden empirisch erhobener, individuell-verankerter Sinn in Form von Handlungsgründen (ebd., S. 2).

Walter Bühl beklagt, dass sich Weber in den Dualismus von Subjekt und Objekt verstricke, die Position des methodologischen Individualismus breche „kaum verdeckt, schon bei Weber selber zusammen“ (Bühl 1972, S. 17). Weber postuliere zwar den subjektiven Sinn, könne dann aber nicht anders als auf die andere Seite der Differenz zu wechseln und sich an die Mittel-Zweck-Rationalität als privilegierten Handlungsgrund zu halten, die nur auf der Ebene eines objektiven gesellschaftlichen Sinns untersuchbar sei. Die bei-

den Seiten der Dualität eröffnen dann drei mögliche Weiterführungen: Während die sozialwissenschaftliche Hermeneutik ein handlungstheoretisches Theorem des subjektiven Sinns herausarbeiten wird, folgt die rational-choice-theory der individualistischen, aber subjekttranszendierenden Zweckrationalität.

Die Differenz von subjektiver und objektiver Wirklichkeit

Alfred Schütz (1929/1974) hat den methodologischen Individualismus Webers aufgegriffen, ihn aber phänomenologisch und bewusstseinstheoretisch transformiert. Auf diese Wendung bezieht sich die sozialwissenschaftliche Hermeneutik, allerdings lässt sich bezüglich der Lokation von Sinn eine konzeptionelle Verschiebung von den frühen Arbeiten von Schütz bis hin zu den Anschlüssen von Harold Garfinkel und Erving Goffman beobachten. Die Lokation von Sinn wird tendenziell vom Subjekt weg zur Struktur bzw. zur Praxis verortet (vgl. Reckwitz 2000, S. 365 und S. 411).

Am Ausgangspunkt steht Schütz's bewusstseinstheoretische Konstitutionsanalyse von Sinn im Anschluss an Husserl. In dieser wird die Quelle von Sinn auf ursprüngliche Bewusstseinsakte zurück bezogen. Sinn konstituiert sich – so pointiert Hitzler, der sich meist auf den frühen Schütz bezieht – „ursprünglich in ‚Stellung nehmenden‘ Bewusstseinsakten, in denen sich das Ich auf eine bestimmte Art seinem dahinströmenden Erleben zuwendet“ (Hitzler 2007, Abs. 22). Das Subjekt selbst erkennt den eigenen Sinn jedoch nicht im Moment des Vollzugs seiner Akte, also des Meinens eines subjektiven Sinns, sondern nachträglich in einer reflexiven Bewegung oder im Voraus in einer planenden Bewegung des Bewusstseins, mit der Handeln und Erleben in einen Sinnzusammenhang eingeordnet werden. „Sinn ist nichts anderes als eine Leistung der Intentionalität, die aber nur im reflexiven Blick sichtbar wird“ (Schütz 1929/1974, S. 69). Die sinnkonstituierenden Akte beginnen nicht in jedem Moment des Deutens von vorn, vielmehr operieren sie ausgehend von Schematisierungen und Typisierungen, die in vorigen Erfahrungen aufgebaut wurden und zu einem schematisierten Erfahrungsvorrat sedimentiert sind (ebd., S. 103–109). Auch das Verstehen des Anderen vollzieht sich auf Basis der individuell sedimentierten Sinnstrukturen qua Rückschluss auf den im Bewusstseinsstrom des Anderen liegenden Sinn (ebd., S. 157 ff.). Ausgehend von diesem operationalen Theoriekern eines sinnproduzierenden Subjekts beschreibt Schütz in einer aufsteigenden Analyse die Entstehung der sozialen Welt, die aber immer an das Subjekt gebunden bleibt, weil sie zum einen immer in einem Prozess der Objektivierung aus subjektivem Sinn konstituiert ist und zum anderen immer vom Subjekt erneut angeeignet werden muss, um Relevanz zu entfalten. „Zwar behalten alle

komplexen Phänomene der Sozialwelt ihren Sinn, aber dieser Sinn ist eben derjenige, den die in der Sozialwelt Handelnden mit ihren Handlungen verbinden“ (ebd., S. 13 f.). Diese erste Variante der Theoriekonzeption folgt einem methodologischen Individualismus, insofern Verstehen ausgehend von individuell sedimentierten Schemata gedacht wird.

Diese Konstruktion reagiert auf die Problematik der Objektivierung von Subjektivität, ohne ihr zu entgehen und ohne das anzustreben. Als Kern und Quelle des Sinns wird das subjektive Meinen des Subjekts in seinem Operieren gesetzt, aber weil dieses Meinen als nicht unmittelbar erkennbar gilt (Hitzler 2007, Abs. 25), richtet sich das Verstehen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik auf den typisierten Sinn, also auf eine objektivierbare Form subjektiven Sinns, die in den Artikulationen gegenständlich wird. Die sozialwissenschaftliche Hermeneutik kann nur „rekonstruktiv-hermeneutisch Möglichkeitsmodelle der Handlungsabläufe und der Handelnden entwerfen“ (Soeffner 1999, S. 41). Gleichzeitig aber wird der Bezug auf den subjektiven Sinn moralisch positiv gewertet und mit der Metapher der Innen-Außen-Differenz legitimatorisch abgesichert. Soziales Handeln dürfe nicht „von außen“ „erklärt“ oder „beobachtet“ werden, sondern müsse durch „Teilhabe“ an den erforschten „kulturellen Phänomenen, d.h. von Sinngebilden“, gewissermaßen „von innen“ verstanden werden (Hitzler 2007, Abs. 26). Diese Lesart von Schütz setzt durchaus auf den Nachvollzug subjektiven Sinns durch die Forschenden, aber nicht des Sinns, den ein Subjekt im Moment des Ausagens meint, sondern den Nachvollzug des prinzipiellen Blickpunkts eines Subjekts, der durch die rekonstruktive Vergegenwärtigung des individuell typisierten Erfahrungsvorrats ermöglicht wird, insofern dieser die Sehweisen und Deutungsmuster zum Gegenstand hat.

Der Forderung einer humanistischen Forschungsethik, das Subjekt nicht zum Objekt zu machen, folgt dieser Zugang, indem die Forschenden im Prozess des Forschens die Position der Forschenden einnehmen und mit ihrem Sehapparat sehen, mit ihnen also mimetisch eins werden. Ob damit die Gefahr gebannt ist, diese Sehweise zu verkennen und sich über sie zu erheben, sei dahin gestellt. In jedem Fall ist diese humanistische Forderung die Begründung für die Ablehnung von Ansätzen, die ihre Erkenntnismöglichkeit nicht am Subjekt orientieren. Der Objektiven Hermeneutik etwa wird von Reichertz vorgeworfen, dass sie eine „Metaphysik der Strukturen“ (Reichertz 1988) entwerfe und das Subjekt als von diesen her determiniert denke, anstatt „aus der virtuell übernommenen Perspektive des Handelnden – die Bedeutung nach[zeichnen, D.W.], die das Handeln für den Handelnden hatte“ (Reichertz 1988, S. 220). Bourdieus Habitus-theorie etwa erscheint aus dieser Perspektive als eine deterministische Theorie, die „auf Fragen der Reproduktion von Klassenherrschaft durch ‚Klassifikationsherrschaft‘“ verengt sei (Keller 2008, S. 39).

Nun zeigt sich aber, dass schon die späten Arbeiten von Schütz vom Fokus auf das individuell sedimentierte Wissen abrücken und der Dignität überindividueller Wissensstrukturen mehr und mehr Gewicht einräumen. Die weitere Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik ist von zwei Theoriestrategien geprägt. Zum einen wird Wissen zunehmend in seinem Eigensinn und seiner internen Dynamik zum Gegenstand. Die Typisierungen der objektiven Lebenswelt werden damit in ihrer Strukturiertheit als übersubjektive und verdinglichte Wissensordnungen beschreibbar (Schütz/Luckmann 1979, S. 293 ff.; Berger/Luckmann 1997; vgl. Reckwitz 2000, S. 401). Diese Wissensordnungen sind immer schon da, wenn die Subjekte deutend in sie eintreten, ihr Ort ist die Sprache. Die zweite Theoriestrategie geht von der Konstitutionsanalyse von Sinn aus. Bereits dort wurde der Problematik, dass der singuläre subjektiv gemeinte Sinn direkt nicht erkennbar ist, dadurch begegnet, dass die Weise beschrieben wurde, in dem Sinn prozessiert wird, dass also ‚das Wie‘ in den Fokus rückte. Die durch Garfinkel, Goffman und Sacks vollzogene Verschiebung ist allerdings folgenreich, denn sie besteht darin, die Konstitutionsweise nicht mehr im Bewusstsein des Subjekts zu suchen, sondern in den sozialen Praktiken, in denen gesellschaftliche Ordnung und ihre Kategorien im Vollzug hergestellt werden. Die Ethno-Techniken der Bedeutungskonstitution nach Garfinkel finden nicht mehr im Kopf statt, sondern im Vollzug diskursiver Praktiken.

Unter den Ansätzen, die an das Schützsche Programm anschließen, gibt es verschiedene Grade der Distanz zur zentralen Stellung des Subjekts in der Produktion von Sinn entlang dieser zwei Theoriestrategien: (1) Die zunehmende Eigenständigkeit der Strukturen, die der Subjektivität zugrunde liegen und (2) der Wechsel der Lokation der Sinnkonstitution vom Subjekt zu den Praktiken. Recht weit in diese Richtung gehen Michael Meuser (1999), der Bourdieus Habitustheorie stark macht und Reiner Keller (2008), der die Diskurstheorie Foucaults rezipiert. Beide formulieren Kritik an der Luckmannschen Reformulierung von Schütz, weil diese einen „intentionalistischen und kognitivistischen Bias des bewussten und kontrollierten Wissensbesitzes“ (Keller 2008, S. 48) unterstelle, zugleich aber die Wissensformen quasi objektivistisch beschreibe „ohne die Wechselwirkungen zwischen objektiver Faktizität und subjektiv gemeinten Sinn erfassen zu können“ (Meuser 1999, S. 126). Ausgehend von der Theoriearchitektur von Schütz gilt es daran zu arbeiten, angesichts des drohenden Auseinanderfallens von Subjektivität und Objektivität deren Verhältnis neu auszubalancieren.

In seiner Reformulierung der Diskurstheorie auf der Basis von Berger/Luckmann und Foucault hält Keller an der basalen Unterscheidung von subjektiver und objektiver Wirklichkeit fest und macht die Beschreibung der objektiven Seite der sozialen Wirklichkeit zum Programm der Diskursanalyse (Keller 2010, S. 60). Diskurse seien dabei überindividuell, denn sie exis-

tieren in „gesellschaftlichen Wissensverhältnissen“ im Sinne von „soziohistorischen Konstellationen der Produktion, Stabilisierung, Strukturierung und Transformation von Wissen bzw. symbolischen Ordnungen“ (ebd., S. 62). Da Keller Foucaults Konzept des Diskurses als zu strukturalistisch ablehnt, reformuliert er dieses im Anschluss an Giddens. Die Diskurse seien Regelsysteme, die normative Regeln, Signifikationsregeln und Akteurspotentiale als Ressourcen enthalten. „Dadurch und in dieser Hinsicht leiten sie die Praktiken sozialer Akteure an, die konkrete Aussageereignisse ‚material‘ erzeugen“ (Keller 2008, S. 208). Die Diskurse bleiben eng an das Subjekt gebunden, denn nur dieses und nicht der Diskurs „erzeugt“ die Aussageereignisse. Das Bewusstsein ist zwar nicht mehr Quelle von Sinn, aber doch der einzig mögliche Ort der „Aufschichtung“ und „Verankerung“ von Sinn (Keller 2010, S. 61).

Als Ebene der Vermittlung fasst Keller die diskursiven Praktiken, diese gelten als „typische realisierte Kommunikationsmuster, sofern sie in einen Diskurszusammenhang eingebunden sind“ (ebd., S. 228) und „deren Ausführung als konkrete Handlung – ähnlich wie im Verhältnis zwischen typisierbarer Aussage und konkret-singulärer Äußerung – der interpretativen Kompetenz sozialer Akteure bedarf und von letzteren aktiv gestaltet wird“ (ebd.), wobei sich die Wissenssoziologische Diskursanalyse „primär für die typischen Vollzüge der Handlungsmuster“ (ebd.) interessiert. Die Seite subjektiver Aneignungsfreiheit wird bei Keller sehr stark gemacht, denn die Diskurse seien lediglich „Anleitungen“ und „Ressourcen“, mit denen die Subjekte sehr verschiedenes machen können. Da die Wissenssoziologische Diskursanalyse die objektive Seite analysiert, befasst sie sich nicht selbst mit der Analyse der Aneignungsweisen. In einer Art Arbeitsteilung sollen diese „mittels der Hermeneutischen Wissenssoziologie im Rückgriff auf Verfahren soziologischer Fallstudien, ethnographischer Zugänge und qualitativer Sozialforschung“ analysiert werden (Keller 2010, S. 67).

Die Diskurse als Formationen und die von ihnen als Muster vorgegebenen Diskurspraktiken werden in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse als regelförmig, stabil, intern homogen und objekthaft gedacht. Sie haben insofern Eigenschaften gesellschaftlicher Strukturen und das Potential, zu determinieren. Dass diese Determination nicht greift wird der Freiheit des Subjekts zugeschrieben, die sich in einer prädiskursiven Lebenspraxis (Keller 2008, S. 257) artikuliert. In dieser ist es möglich, es eben doch immer anders zu machen als der Diskurs vorgibt. Sowohl der determinierende Diskurs als auch die befreiende Lebenspraxis können untersucht werden, allerdings als zwei getrennte Logiken einer objektiven und einer subjektiven Wirklichkeit, die sich gegenüber stehen (vgl. kritisch Wrana 2012).

Die Zerstreuung und Produktion von Sinn in Strukturen

Ein anderer Zugang zur Konstitution von Sinn und Sinnzusammenhängen wird in Ansätzen vertreten, die nicht von der Subjektivität, sondern von den Strukturierungen von Sinn ausgehen. Der Sinn einer Äußerung verdankt sich dann nicht dem äußernden Subjekt, sondern den Relationen verschiedener Elemente, die mit der Äußerung in einer Konstellation stehen. Sinn existiert aufgrund eines Beziehungsnetzes, in einer quasi räumlichen, topologischen Anordnung von Elementen, er erwächst aus der Stellung, die die Elemente in der Struktur einnehmen (Deleuze 1992, S. 15). Sinn ist dann ein Effekt von „Relationen der Lage“ – wie Foucault (2005, S. 933) formuliert.

Als paradigmatischer Ausgangspunkt einer strukturalen Theorie des Sinns wird oftmals die Linguistik Saussures angeführt, aber dies ist eine problematische Engführung. Saussure unterscheidet die Sprechakte (*parole*) von der Sprache (*langue*) als einem System der Zeichen, aus dem das Sprechen schöpft. Mit dieser ersten Unterscheidung sind die Sprechenden als Produzenten der Sprechakte von der Sinnkonstitution abgeschnitten, sie geben dem Sprechakt seine Bedeutung nicht. Bedeutung gewinnen die Zeichen nach Saussure aber auch nicht durch ihre innere Beziehung vom Signifikant (Lautfolge) und Signifikat (Konzept), sondern nur aus der Differenz zu allen anderen möglichen Zeichen (Saussure 1967, S. 13). Sinn entsteht aus der Differenz: Der Stuhl ist kein Tisch, kein Hocker, kein Sessel. Damit sind die Konzepte und schließlich auch die Dinge ebenso von der Sinnkonstitution abgeschnitten. Auch wenn das Verständnis von Sinn als Differenz für viele strukturale Ansätze grundlegend ist, ist die Konkretisierung von Saussure doch problematisch, denn einerseits postuliert sie eine Autonomie der Zeichensysteme und andererseits erweckt sie den Eindruck, der Clou des Strukturalismus bestehe darin, großräumige ahistorische und akontextuelle Totalitäten (z. B. das „System“ der Sprache) zu untersuchen und demgegenüber die Sprechakte als einfache Aktualisierungen zu betrachten. Das mag für manche Bereiche der Linguistik gegenstandsadäquat sein, aber für die strukturelle Analyse in anderen Bereichen ist es zu einfach.

Der Strukturalismus ist eher – ähnlich wie die Hermeneutik – als Erkenntnisweise zu fassen, als epistemologische Operativität, die sich im Übergang zum 20. Jahrhunderts in verschiedenen Disziplinen wie Mathematik, Physik, Biologie, Psychologie und Anthropologie entwickelt hat (vgl. Bachelard 1934/1988; Piaget 1973). Was einen differenztheoretischen Sinnbegriff auszeichnet, ist nicht der Fokus auf großflächige Sinnsysteme, die wie eine Sprache organisiert sind, sondern die Analytik von produktiven Schemata, die heterogene Verbindungen mit anderen Schemata eingehen und lokal kontextualisiert sind. Saussures Analyse der Sprache ist nicht das universelle Modell des Strukturalismus, sondern eher ein besonderer Anwendungsfall.

Es ist kein Zufall, dass der Begriff der Schemata auch bei Schütz eine zentrale Rolle spielt. Schemata werden seit Kant als bedeutungsgenerierende Formen betrachtet, die der Erkenntnis vorausgehen. Sie wurden im deutschen Idealismus kontrovers diskutiert, denn da sie Sinn generieren, entziehen sie sich der selbstbezüglichen Reflexivität des Subjekts, sie können selbst nicht erkannt werden. Nietzsche verortet Schemata erstmals außerhalb des Subjekts und betrachtet diese als Moment einer Wahrheitskonstitution, an der Subjekte teilhaben, ohne dass sie von ihnen ausgeht. Wahr zu sprechen heiße, sich in den konventionellen Schemata einer Sprache zu bewegen, die üblichen Metaphern zu gebrauchen und so „schaarenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lgen“ (Nietzsche 1980, S. 881). Die Rolle von Schemata in der strukturalen Analyse lässt sich an den Arbeiten von Georges Dumézil in der vergleichenden indoeuropischen Mythologie zeigen. Während die Mythologie bis anhin isolierte kulturelle Motive durch die Geschichte verfolgt hat, begann Dumézil, zunächst einen Strukturzusammenhang in einer bestimmten Kultur zu beschreiben und diesen dann mit ähnlichen Strukturzusammenhngen in anderen Kulturen oder anderen kulturellen Bereichen zu vergleichen. Auf diese Weise entdeckte er, dass sich zahlreiche Ordnungen und Hierarchisierungen wie zum Beispiel die Ordnung der Götter oder der gesellschaftlichen Gruppen und noch die Logik vieler Narrationen auf ein dreigliedriges Schema zurückführen lassen. Dieses Ordnungsprinzip findet sich durchgehend im indoeuropischen Material, nicht aber in anderen kulturellen Traditionen (Dumézil 1989, S. 49). Das dreigliedrige Ordnungsschema der „Ideologie der drei Funktionen“ ist nun weit davon entfernt, eine determinierende Struktur darzustellen, die den Indoeuropern diktiert hätte, wie sie zu denken haben. Es ist vielmehr eine flexible differentielle Figur, die als Denkwerkzeug die Problematisierung aber auch Subordination und Relationierung gesellschaftlicher Aktivitäten erlaubt, indem sie diese gemäß dreier Funktionen – Souveränität, Verteidigung, Fruchtbarkeit – differenziert. Es handelt sich um ein Differenzierungsprinzip, das in diskursiven Praktiken gebraucht wird, um Gesellschaft zu ordnen und sich innerhalb der Gesellschaft zu positionieren. Die Konkretisierungen des Schemas, die Dumézil und die anschließende Forschung beschreiben, sind enorm vielfältig und die Analyse besteht keineswegs darin, das Schema zu entdecken, sondern in der Beschreibung des Zusammenhangs der mannigfaltigen lokalen Ausprägungen und dem Aufweis der Prinzipien ihrer Streuung (vgl. Wrana 2001).

In strukturalen Analysen wird meist die Produktionsweise herausgearbeitet, wie in kulturellen Bereichen Sinn durch solche Schemata konstituiert wird. Hier ergibt sich eine Parallele zu den hermeneutischen Analysen, denn auch dort liegt der Fokus nicht auf dem Produkt, sondern auf den Produktionsweisen und auch da spielen Schemata wiederum eine Rolle. Allerdings

wird der Schemabegriff bei Schütz genau umgekehrt verwendet. In strukturalen Analysen ist ein Schema eine bedeutungsgenerierende Struktur, Sinn wird anhand von Schemata prozessiert, wobei diese dem produzierten Sinn bzw. den produzierten Handlungen implizit sind. Das heißt keineswegs, dass die strukturelle Analyse ausschließt, dass Subjekte Schemata reflektieren können, nur wird das in reflektierenden Sprechakten explizierte Schema nicht als Abbildung desjenigen Schemas betrachtet, das dem reflektierten Sprechakt implizit war. Reflexion ist dann kein Prozess des Aufdeckens präexistenten Sinns, sondern eine weitere Bedeutungsgenerierung. Für Schütz jedoch sind Schemata nicht das Prinzip der Produktion von Sinn, sondern die Produkte der Bewegung des Bewusstseins. Denkschemata beinhalten die „fertig konstituierten Erfahrungsgegenständlichkeiten“, in denen die Konstitutionsweise aber gerade nicht mehr sichtbar ist (vgl. Schütz 1929/1974, S. 109). Die beiden Gebrauchsweisen des Begriffs Schema verweisen auf zwei grundlegende (Re-)Produktionslogiken. Die hermeneutische Logik der Reproduktion operiert über das Verhältnis von Type und Token, die Einzelhandlung wird aus den typisierten Schema durch eine Art Prägeakt produziert und ist von Dritten durch Einordnung des Falls in seinen schematisierten Sinnzusammenhang verstehbar. Nach der strukturalen Logik funktioniert das Schema dagegen als Generierungsprinzip, sie ist kein Stempel – wie in der Hermeneutik – sondern eine Matrix (vgl. Bourdieu 1979, S. 159). Aus diesem Prinzip resultieren Einzelfälle, die nicht identisch sind, sondern aufgrund einer notwendigen Streuung eine hohe Variationsbreite aufweisen. Das Schema als Typus braucht – um nicht uneindeutig zu reproduzieren – das Subjekt als Widerpart, das die Variation des Einzelfalls garantiert. Das Schema als generatives Prinzip hingegen führt schon aus sich heraus zu einer nicht-determinierten Produktion, weil es als Schema selbst unterdeterminiert ist. Es ist – und das ist ein entscheidender Punkt – gar nicht in der Lage, zu determinieren.

Sinn ist gemäß dem strukturalen Ansatz dort lokalisiert, wo die Schemata lokalisiert sind. Exemplarisch lassen sich drei mögliche Lokalisierungen nennen, die zugleich verschiedene Richtungen des Strukturalismus repräsentieren. (1) Jean Piaget lokalisiert generative Schemata im kognitiven Erkenntnisapparat des Subjekts. Diese Variante ist der Schützschen Konstitutionsanalyse am Nächsten, denn auch Piaget folgt dem methodologischen Individualismus. Die Schemata werden über den Lebensverlauf hinweg qua Assimilation und Akkommodation im kognitiven Apparat entwickelt und gewinnen dabei an Komplexität (Piaget 1981). Auch in der kognitiven Linguistik werden Metaphern und Frames als Schemata abduktiv erschlossen, um rekurrent auftretende Einheiten der Erfahrung zu ordnen (Ziem 2008, S. 247–282). (2) Algirdas Julien Greimas verortet Schemata wie das Aktantenschema der Narration oder das semiotische Viereck der Differenzen

(Greimas 1971) in der Textualität, d.h. in den Logiken der (Re-)Kombination von Sinn, die aus der Notwendigkeit erwachsen, Sinn über eine Folge von Sätzen zu artikulieren. (3) Pierre Bourdieu verortet Schemata in der sozialen Praxis und zwar verteilt einerseits in sozialen Feldern und andererseits als habituelle Schemata, die in Prozessen zunehmender Teilhabe an sozialen Feldern einverleibt werden und damit implizite Schemata der Produktion von Wahrnehmungen und Handlungen sind (Bourdieu 1979). Die Metaphern der Einverleibung und Einschreibung verweisen auf den Körper als Lokation von Sinn.

Der Sinn im äußerlichen Raum der Diskursereignisse

Als Michel Foucault Ende der 1960er Jahre anhand einer methodologischen Reflexion auf seine Arbeiten ein Konzept einer Diskursanalyse vorlegte, entwickelt er seine Argumentation über weite Strecken als Abgrenzung zu einer hermeneutischen Sinnkonstitution. Foucaults Diskursanalyse wendet sich den Äußerungen zu. Dies hat sie mit der hermeneutischen Analyse gemeinsam, die Frage ist allerdings, was sie mit den Äußerungen anfängt, welchen Sinn oder Zusammenhang sie ihnen ‚bringt‘.

Foucault argumentiert, dass sich ausgehend von dem Satz „ich spreche“ zwei verschiedene Modelle konstruieren lassen – je nachdem, welcher Satzteil betont wird. Wird das ‚ICH spreche‘ betont, steht in erster Linie in Frage, was dieses ICH beim Sprechen gedacht hat und welche Erfahrungen sein Sprechen hervorgebracht hat. Der innere Zusammenhang des Gesprochenen hingegen verflüchtigt sich, wird diffus. Bei der Betonung auf ‚ich SPRECHE‘ treten die Ordnungen des Gesprochenen in den Blick, sammeln sich die Wörter und bilden Beziehungen aus, es fragt sich, zu welchem anderen Gesprochenen Verhältnisse gebildet werden, wie häufig sie auftreten und wo dessen Kontexte zu finden sind. Das ICH hingegen verschwindet und verflüchtigt sich. Während also die Frage nach dem ICH nach Innen geht und die Äußerungen auf die ihnen zugrunde liegenden mehr oder weniger geheimen Gedanken und Hintergedanken befragt, geht die Frage nach dem SPRECHE ins Außen zu den subjektlosen Strukturen des Gesprochenen und des Sprechbaren (Foucault 1991, S. 47; 1974, S. 367–372). Die Metaphorik von Innen und Außen ist aus den hermeneutischen Selbstbeschreibungen bekannt, Foucault kehrt ihre Wertungsrichtung und damit ihre Moral, um.

Die Hermeneutik folge dem Modell der inneren Beziehung, sie sei „allegorisch im Verhältnis zu dem Diskurs, den sie benutzt. Ihre Frage sei unweigerlich: Was wurde in dem, was gesagt worden ist, wirklich gesagt?“ (Foucault 1981, S. 42 f.). Der Analyse des diskursiven Feldes gehe es hingegen

darum, „die Aussage in der Enge und Besonderheit ihres Ereignisses zu erfassen; die Bedingungen ihrer Existenz zu bestimmen, auf das Genaueste ihre Grenzen zu fixieren, ihre Korrelationen mit den anderen Aussagen aufzustellen, die mit ihm verbunden sein können, zu zeigen, welche anderen Formen der Äußerung sie ausschließt“ (ebd.). Indem die hermeneutische Interpretation den Sinn einer Äußerung aufdeckt, erweitere sie deren Sinn, indem sie ihr ihren „eigentlichen Sinn“ hinzufügt. Die diskursanalytische Interpretation hingegen frage nach der Weise, wie die Äußerungen gebildet werden, nach ihren Existenzbedingungen. Die Hermeneutik gehe von unhinterfragten Einheiten aus, sie setze Zusammenhänge wie das „Werk“ eines Autors oder die wissenschaftlichen Disziplinen einfach voraus (ebd., S. 35). Der Diskursanalyse müsse es hingegen darum gehen, Sinnzusammenhänge jenseits der vorgeprägten Einheiten zusammenzustellen und im Anschluss zu fragen, wie die Einheit eines Werks oder einer Disziplin im Diskurs konstruiert wird. Die Diskursanalyse soll den Raum der Äußerungen zunächst einmal ausbreiten und das Vorwissen transzendieren, um dann diejenigen Ordnungen herauszuarbeiten, die sich als immanente Ordnungen im Material selbst zeigen. Sie betrachte das von ihr untersuchte Material folglich nicht als Sammlung von „Dokumenten“, die auf den eigentlichen Untersuchungsgegenstand verweisen, sondern als Sammlung von „Monumenten“, also als sich selbst genügsame diskursive Ereignisse, deren Verteilungsprinzipien im diskursiven Raum zu untersuchen sind (ebd., S. 15).

Die immanenten Verteilungsprinzipien sind Schemata im strukturalen Sinn. Die Äußerungen sind auf *énoncés* zurückzuführen (in der deutschen Übersetzung mit „Aussagen“ übersetzt). *Énoncés* sind eine bestimmte Weise, wie Äußerungen gebildet werden, sie sind eine Produktionsweise und mithin ein Schema. Foucault schlägt vor, diese Produktionsweise in vier Beziehungen zu untersuchen, die der *énoncé* immanent sind: (a) Wie sie ein Feld von Gegenständen sortiert (Foucault 1981, S. 61 und S. 128). (b) Wie sie Bedeutungen aufgreift und transformiert (ebd., S. 83, und S. 139). (c) Wie sie Subjektivität produziert (ebd., S. 75, S. 134). (d) Wie sie sich in einem Kontext materialisiert und strategisch positioniert (ebd., S. 94, S. 145). Das Geschäft der Diskursanalyse sei nun zunächst, *énoncés* zu isolieren und sie dann zu sortieren und zwar nach der Ähnlichkeit ihrer Produktionsweise. Diese Untergruppierungen, in denen *énoncés* auf ähnliche Weise gebildet werden, bezeichnet Foucault als „diskursive Formationen“. Die Formationen wiederum bilden einen Verweisungszusammenhang, der sich auf das „Archiv“ als Produktionsprinzip aller *énoncés* rückbeziehen lässt (ebd., S. 183 ff.).

Viele strukturelle Analysen haben einen Zusammenhang im Blick, den sie auf ein oder wenige Schemata zurückführen. Dumézil etwa hat sein ganzes Leben nur das eine dreigliedrige Schema untersucht. Für Foucault hingegen

ist jede *énoncé* ein Schema, es gibt unzählige davon. Während die zuvor genannten Strukturalismen zeigen, wie das gesamte Material ausgehend von einem basalen Schema geordnet werden kann, konstatiert Foucault deren Mannigfaltigkeit und fragt umgekehrt, welche Ordnung den zahlreichen Schemata abzugewinnen sei. Zwar betont er vielfach, dass diese Ordnung als diskontinuierlich und nicht-generisch begriffen werden muss – dass sie also selbst nicht wie ein Schema gedacht werden darf, aber die Analyse von Epistemen oder des Archivs in Gefahr, am Ende doch Schemata zu beschreiben, die Schemata sortieren.

Wenn man nun die Grenzziehung zur Hermeneutik rekapituliert, dann dürfte nach der bisherigen Argumentation deutlich geworden sein, dass die von Foucault formulierten Abgrenzungslinien auf die klassische Hermeneutik durchaus zutreffen, auf die Sozialphänomenologie hingegen nur bedingt, denn diese sucht keinen allegorischen Sinn und setzt auch nicht unhinterfragt Einheiten voraus. Indem sie die Konstitutionslogik von Sinn ins Zentrum rückt, beobachtet sie ebenso wie Foucault dessen Genese und beschreibt die Strukturen der Lebenswelt als Ordnungen, die durchaus einen Raum bilden, in den Subjekte eintreten. Schütz und Foucault gehen gleichermaßen von einem Immanenzprinzip aus: Sinn entsteht in den internen Operationen der Diskursivität. Der Unterschied ist, dass Schütz das Bewusstsein als Ort dieser Operationen bestimmt, Foucault hingegen die Diskursivität als einen sich selbst genügsamen Raum betrachtet. Foucault reagiert in seinen Arbeiten der späten 1960er Jahre auf dieselben immanenten Probleme der interpretativen Theorien wie die Weiterentwicklungen der verstehenden Soziologie und doch ist seine Lösung viel radikaler. Er schlägt vor, auf das Subjekt als Erzeugungsprinzip, als theoretische Figur in Gänze zu verzichten.

Der Clou dieser Position ist nicht die Behauptung, dass das Subjekt für die Analyse irrelevant sei, sondern die Begründung dieser Behauptung, nämlich die Rekonstruktion der immanenten Problematik der Subjekt-Objekt-Differenz (Foucault 1974, S. 367–412). Wenn man von der Poesie und Polemik dieser Passagen abstrahiert, zeigt sich etwa folgende Argumentation: Das moderne Denken produziere einerseits Beschreibungen, in denen der Mensch zum Objekt gemacht wird, in denen seine Eigenschaften festgestellt, die Möglichkeiten seiner Erkenntnis auf physiologische Vorgänge, unbewusste Dynamiken oder determinierende soziale Strukturen zurück geführt werden. Es konstruiert erkenntnistheoretisch aber zugleich den Menschen als Zentrum und Ausgangspunkt des Wissens, als Ort der Produktion und des Prozessierens von Sinn und Erkenntnis. Damit verbunden sind Narrationen der Freiheit des Menschen und seiner Souveränität, mit der er in der Lage sei, jede Determination zu transzendieren und sein Handeln auf sich selbst zu gründen. Das ICH habe im modernen Denken eine doppelte Stellung in der Welt, es findet

sich als empirisches Objekt unter anderen Objekten vor und ist zugleich grundlegendes Subjekt gegenüber der Welt im Ganzen.

Eine wesentliche Strategie in den Wissensfeldern der Moderne sei nun, die vorgängig getroffene analytische Unterscheidung von Subjektivität und Objektivität wieder zu vermitteln, allerdings werden dabei notwendig instabile und „kippende“ Diskursfiguren produziert, in denen Subjektivität als Objektivität erscheint, worauf dann, um die Balance wieder zu erlangen, erneut Subjektivität stark gemacht werden muss usw. Eine solche Dynamik – so habe ich zu zeigen versucht – findet sich auch in den Konzeptualisierungen subjektiven Sinns durch die Varianten hermeneutischer Theorie, insofern das subjektive Wissen, in dem Moment, in dem es erkannt werden soll, nur als objektives Wissen erkannt werden kann, mit den entsprechenden Konsequenzen und Reparaturstrategien. Subjekt und Objekt treten – vorgängig unterschieden – in einen Gegensatz, dessen Vermittlung uneinlösbar bleibt.

Die von Foucault zu diesem Zeitpunkt vorgeschlagene Lösung ist radikal und einfach: Auf die Subjekt-Objekt-Differenz und damit auch auf das Subjekt als theoretische Legitimationsfigur und Ort der Operativität von Wissen muss verzichtet werden, es gilt, das Subjekt gewissermaßen ‚durchzustreichen‘. Nun wird auch deutlich, worauf die oben referierte Kritik Foucaults an der hermeneutischen Erkenntnisweise zielt: Es geht um die unbedingte Entscheidung, das Subjekt als Lokation von Sinn der Analyse nicht mehr zugrunde zu legen.

Diese radikale epistemische Lösung ist vielleicht zu einfach und das poststrukturalistische Denken wird in der Folge nach anderen Lösungen suchen. Die Aufforderung jedoch, einer ‚Renaissance des Subjekts‘ statt zu geben und zu jener doppelten Theoriefigur von subjektiver und objektiver Wirklichkeit zurückzukehren ist nach dieser Einsicht in die Dynamik moderner Episteme für poststrukturalistisches Denken nicht möglich, denn dies würde ein Wiedereintreten in die Kippfiguren des Subjekt-Objekt-Dualismus nach sich ziehen. Andererseits ist nachvollziehbar, dass aus Sicht derer, die an der dualen Konstruktion festhalten, die poststrukturalistische Kritik am Subjekt mit der Tendenz der Moderne verschmolzen erscheint, das Subjekt als Objekt zu beschreiben. Da vom Dualismus her kein Jenseits denkbar ist, gilt diese Kritik nicht als Überwindung der Differenz, sondern als ihre Auflösung nach einer Seite. Kurz: Aus der hermeneutischen Sicht implodiert Foucault zum ‚Metaphysiker der Strukturen‘.

Der Vorwurf ist verkürzend. Allerdings verstrickt sich Foucaults Vorschlag, die Diskursivität als selbstgenügsame Lokation von Sinn zu begreifen, durchaus in ein theoretisches Problem: dem Umgang mit der Differenz von ontologischem und methodologischem Strukturalismus (vgl. Eco 1994,

S. 159). Die Konzeption der *Archäologie des Wissens* changiert zwischen diesen beiden Varianten, sie bedient den ontologischen Strukturalismus, wenn sie davon spricht, dass die diskursive Formation „ein komplexes Bündel von Beziehungen“ sei, „die als Regel funktionieren“ (Foucault 1981, S. 108) und zugleich den methodologischen, wenn sie postuliert, dass eine Formation „durch die Regelmäßigkeit einer Praxis“ charakterisiert sei (ebd.). Die Ordnung der Diskurse als Konstruktion der Analyse zu betrachten ist zwar erkenntnistheoretisch konsequent, nimmt der Analyse aber ihre externe Relevanz. Versteht man sie hingegen als Produkt von Regeln, die für die Äußerungen ursächlich sind, tritt man in eine Tradition ein, die Handeln von normativen Strukturen determiniert sieht. Mit dem Begriff der Regel tendiert Foucault zu einem ontologischen Strukturalismus, relativiert aber diesen starken Diskursbegriff mit der Betonung einer Beschreibung der Immanenz von Regelmäßigkeiten. Dies vermag aber – da sind sich die KritikerInnen einig – die Selbstontologisierung des Diskurses nicht aufzuhalten (z. B. Dreyfus/Rabinow 1994).

Diskursanalytische Konzepte, die einen starken Subjektbegriff favorisieren, halten an einem starken Diskurskonzept als ontologischer Regelstruktur fest. Siegfried Jäger postuliert, „der Diskurs“ stelle eine „eigene Wirklichkeit dar, die gegenüber der ‚wirklichen Wirklichkeit‘ keineswegs nur Schall und Rauch, Verzerrung und Lüge ist, sondern eigene Materialität hat“ (Jäger 2001, S. 85). Auch in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse wird ein normativer Regelbegriff unterstellt, da die Eigenschaft von Regeln dort ist, Handeln „anzuleiten“ (vgl. Keller 2008, S. 206/256). Allerdings wird von diesen Konzepten das Subjekt als Gegengewicht wieder eingeführt, was ausgehend von einer Ontologie der Strukturen unumgänglich erscheint. Der Diskurs sei – so Jäger – eine eigenständige Ebene der materiellen Wirklichkeit, die „Realität determiniert“, allerdings über die „dazwischentretenden tätigen Subjekte“ (Jäger 2001, S. 85). Und auch Keller betont, dass die Akteure zwar angeleitet werden, sich aber daran nicht halten müssen, also gegenüber dem Diskurs relativ frei sind (Keller 2008, S. 256; Keller 2011). Dieser Weg bleibt aber versperrt, wenn man sich enger an eine (post-)strukturalistische Lesart Foucaults halten will und am Verzicht auf ein starkes Subjektkonzept festhält (vgl. Diaz-Bone 2006; Gehring 2011). Ein anderer Weg, mit dem Problem umzugehen ist, das Konzept von Diskurs konsequent zu deontologisieren – also einem schwachen Subjektbegriff einen schwachen Diskursbegriff gegenüber zu stellen. Diese Lösung, die von einer poststrukturalistischen Praxeologie verfolgt wird, soll im Folgenden dargestellt werden.

Die Praxeologie und ein multipler Strukturbegriff

Im Poststrukturalismus sind zwei Strategien entwickelt worden, ‚den Diskurs‘ zu deontologisieren. Die erste Strategie führt zu einem Strukturbegriff, der nicht mehr monolithisch, sondern multipel gedacht wird. Die zweite Strategie führt zu einer pragmatisch-praxeologischen Reorganisation der Diskurstheorie, in der die Praktiken als Lokation von Sinn gelten. Verschiedene poststrukturalistische Ansätze unterscheiden sich dadurch, in welchem Maß sie diese Strategien aufgreifen und wie sie sie ins Verhältnis setzen. Die beiden Strategien sollen hier kurz skizziert werden, um schließlich zu zeigen, wie sie eine andere Thematisierung von Subjektivität ermöglichen.

Die erste Strategie wurde von Jacques Derrida begonnen, der gezeigt hat, inwiefern Strukturen eine interne Dynamik aufweisen, die dazu führt, dass sie sich jedem Versuch ihrer ‚Feststellung‘ entziehen. Derrida transformiert das Konzept der Schemata exemplarisch an dem grundlegenden Schema der Differenz. Es gilt dann nicht mehr als relativ statisches generatives oppositionelles Prinzip, sondern als permanente Dynamik der *différance*. Analysiert werden nicht mehr Schemata, sondern eine Bewegung der Schematisierung, die Differenzen produziert und sie zugleich immer wieder zusammenstürzen lässt. Zum empirischen Gegenstand werden dann Bewegungen und Prozesse des Differenzierens und nicht Zustände der Differenz (vgl. Wrana 2014a). Gilles Deleuze und Felix Guattari fassen Strukturiertheit als Rhizom, als mannigfaltiges Gefüge, das sich mit der Zunahme von Dimensionen und Konnexionen multipliziert (Deleuze/Guattari 1992, S. 18). Während der klassische, statische Strukturalismus mit der Vorstellung von Punkten und ihren Relationen operiert, also jeden Punkt in seiner Position zu anderen Punkten betrachtet, operiert die Rhizomatik mit dem Konzept des Werdens eines Punktes aus einem anderen, sie beobachtet also Linien (ebd.). Die Modellvorstellung des Rhizoms erklärt, wieso Strukturen, Vorstellungen, Erklärungen, die man sich zurechtlegt und etabliert, beim Hinzunehmen eines weiteren Gesichtspunkts oder einer weiteren Sachebene fraglich bzw. unscharf werden und in sich zusammenbrechen. Obwohl das Denken immer wieder über partielle Dualismen operiert, um diesen Prozess anzutreiben, lösen sich die dichotomischen Strukturen in der Rhizomatik immer wieder auf, sie werden zu einem Prozess (ebd., S. 35). Dies macht eine folgenreiche Umkehrung möglich: Galt bisher die Struktur als Prinzip einer Geschlossenheit, der dann das Subjekt als Prinzip der Öffnung entgegen gesetzt werden musste, lässt sich ausgehend von einem multiplen Strukturbegriff jede Bedeutungsschließung als Bewegung der Strukturierung begreifen, die aber notwendig eine Öffnung nach sich zieht, weil die Struktur selbst sich der Fixierung entzieht. Differenz und Unbestimmtheit erwachsen dann nicht erst aus einem Subjekt, das als Einheitsprinzip der ebenfalls als Einheitsprinzip gedachten Struktur entgegen steht, sondern aus der Dynamik der

Strukturierungen selbst (Jergus 2011, S. 48 ff.; Schäfer 2011). Subjekt und Subjektivität werden von diesem Standpunkt her als Supplement von Strukturierungen begreifbar, insofern die Reflexion des Subjekts nicht zu einer gesteigerten Selbsttransparenz führt, sondern der Strukturiertheit weitere Ebenen hinzufügt (Kossack 2006, S. 102 f.).

Die zweite Strategie vollzieht eine pragmatisch-praxeologische Reformulierung der Diskurstheorie. Bereits in der *Archäologie des Wissens* ist davon die Rede, dass Gegenstand der Diskursanalyse eigentlich „diskursive Praktiken“ seien (z.B. Foucault 1981, S. 74). Reckwitz folgert daraus, dass diskursive Praktiken und Text in eins zu setzen sind: „Die sozial-kulturelle Welt besteht demnach aus diskursiven Praktiken, aus Aussage- und Zeichensequenzen, die gewissermaßen eine Reihe von ‚Texten‘ bilden“ (Reckwitz 2000, S. 283). Diese Auffassung scheinen auch manche diskursanalytische Ansätze zu teilen, die zwar von diskursiven Praktiken sprechen, diese aber als zeichenförmig oder einem Muster ähnlich denken. Wenn aber Praktiken nichts als Texte oder Muster sind, dann ist der Begriff der Praktiken überflüssig und irreführend. In der Diskurspragmatik, der französischen analyse du discours und auch in der poststrukturalistisch-praxeologischen Diskursanalyse werden diskursive Praktiken demgegenüber konsequent als Praktiken im Vollzug gedacht (vgl. Angermüller 2005, 2007; Wrana 2006). So wird beobachtbar, wie qua diskursiver Praxis Unterscheidungen gezogen, Narrationen erzählt, Metaphern gebraucht, Diskurspositionen bezogen werden usw. Wenn man die *énoncé* als Moment diskursiver Praxis begreift, dann ist sie nicht ein Schema im klassischen Sinn, sie ist also keine Relationiertheit, vielmehr ist sie ein Vollzug der Relationierung. Sinn wird in diskursiven Praktiken produziert, indem die vier Dimensionen der *énoncé* (Gegenstände, Bedeutungshorizonte, Subjektivitäten, Materialität) aufeinander bezogen werden. Also nicht als Zustand, in dem sie in einem semantischen Raum aufeinander bezogen sind, sondern als Prozess, in dem sie in einem pragmatischen Raum aufeinander bezogen werden. Es handelt sich zudem um einen Vollzug, in dem die relationierten Elemente im Akt der Relationierung verändert werden. Diesen Vollzug fassen Laclau und Mouffe als Artikulation, was eine Praxis bezeichnet, „die eine Beziehung zwischen Elementen so etabliert, dass ihre Identität als Resultat einer artikulatorischen Praxis modifiziert wird“ (Laclau/Mouffe 1991, S. 155). Die Lokation von Sinn ist daher nicht mehr im Subjekt, sondern in den Praktiken und zwar nicht in Praktiken als Texten oder Mustern, sondern in Praktiken als Vollzügen.

Mit dieser Verschiebung ist auch ein Modell der (Re-)produktionsweise verbunden, das sich von der von Type und Token aus der Hermeneutik und der einer generativen Matrix aus dem Strukturalismus gleichermaßen unterscheidet. Die poststrukturalistische Praxeologie unterstellt mit der Iterabilität eine Form der wiederholenden Reproduktion, in der jede Wiederholung

zwar die Praxis reproduziert und in ihrer Dignität bestätigt, zugleich aber notwendig verkennt und transformiert. Die Praxis selbst – ebenso wie die multiple Strukturiertheit – impliziert eine irreduzible Nicht-Identität und Nicht-Determiniertheit. Diese hat drei Quellen: (1) Die Schemata vermögen nicht, eine Handlung vollständig zu prägen, weil sie die Handlung unterdeterminieren. (2) Die Komplexität der Rhizomatik führt dazu, dass die Wirkung einer einzigen Determinationslinie in einer Situation selbst als Mythos erscheint, Determinationslinien (die einzeln unterdeterminierend sind), treten immer im Plural auf und sind in dieser Multiplizität überdeterminierend. Sie führen daher immer zu einem Widerstreit von Normen, Regeln und Anforderungen, der bearbeitet werden muss und Positionierungen notwendig macht. (3) Der Reproduktionsmodus der Iterabilität führt zu Anschlüssen, die permanent verschoben werden wobei notwendigerweise Lücken entstehen. Agency und Kritik haben aus Sicht einer poststrukturalistischen Diskurstheorie ihren Möglichkeitsgrund daher nicht in einem starken Subjekt, sondern in der Unbestimmtheit und Unvollständigkeit der diskursiven Praxis, die Positionierungen ebenso möglich wie notwendig macht und auf Subjektivität als Subjektivierung rückwirkt. Es besteht daher gar keine Notwendigkeit, einen Subjektbegriff zurück zu gewinnen.

Allerdings entschwindet aus dieser theoretischen Perspektive die Möglichkeit, von ‚den Diskursen‘ als eigenständigen Realitäten zu sprechen, die in ihrer Homogenität ‚existieren‘ und analysiert werden können. Die diskursanalytischen Gegenstände sind lokale Praxen, für die ‚die Diskurse‘ als Kontexte fungieren.

Damit ergibt sich eine Nähe der poststrukturalistischen Diskursanalyse zu einer Ethnographie, die sich praxeologisch begründet, weil ihr Gegenstand ebenfalls, Praktiken und ihre Menschen, und nicht, Menschen und ihre Praktiken, sind (Hirschauer 2004; vgl. Ott/Langer/Rabenstein 2012). Allerdings macht sie gerade die Formen der Partizipation und Involviertheit in Situationen, Praxen und Diskursivitäten zum Thema. Sie untersucht, wie Subjektivität gebildet und praktiziert wird. Sie beobachtet die in Anrufungsverhältnissen implizierten Normativitäten und zugleich die Praktiken und Prozesse, in denen diese anerkannt, zurückgewiesen und transformiert werden (z.B. Ott 2011; Reh/Rabenstein 2012). Sie beobachtet, wie in Prozessen der Problematisierung Diskurspositionen in einem diskursiven Raum bezogen werden und beschreibt die Eingebundenheit der SprecherInnen in die Iterabilität des Sagbarkeitsraumes ebenso wie die Kreativität der Verschiebungen (z.B. Jergus 2011; Schäfer 2011; Scharl/Wrana 2014). Sie betrachtet diese Prozesse und die mit ihnen verbundenen Subjektivierungen und Subjektivitäten und mithin Erfahrungen als immanente Phänomene der Praxis. Auch die Selbstbeschreibungen, die die so an der Praxis partizipierenden

Subjekte anfertigen, und in denen sie sich selbst als Ursprung ihres Tuns begreifen, sind aus dieser theoretischen Perspektive eine Praxis, in der auf Normen hin agiert wird, die Teil eines Erwartungshorizontes der modernen Gesellschaft sind. Die historischen Diskursanalysen, die Foucault mit seinen späteren Arbeiten begonnen hat, zeigen auf, inwiefern Subjekt und Subjektivität historische Formen sind, und dass noch die selbstbezügliche Subjektivierung als historisch situierbare Praxis zu begreifen ist.

Die beiden Strategien der De-Ontologisierung des Diskurses führen dazu, dass nicht mehr Schemata als generative Prinzipien zum primären empirischen Gegenstand werden, aber auch nicht Schemata als Deutungsmuster und Wissensaufschichtungen, sondern Praktiken der Schematisierung, der diskursiven Produktion. Der Fokus verschiebt sich also von den Diskursen zu den diskursiven Praktiken.

Der zentrale Gedanke einer reflexiven analytischen Empirie ist, dass diejenigen Unterscheidungen, die sie trifft und diejenigen Operationen, die sie zur Gewinnung ihrer Erkenntnis gebraucht, in dem Gegenstandsbereich, dem sie sich zuwendet, ebenfalls getroffen bzw. vollzogen werden. Sie geht also davon aus, dass ihr Instrumentarium der Erkenntnis im Prinzip dem Instrumentarium entspricht, mit dem auch im Feld erkannt wird. An diese Grundeinsicht qualitativer Methodologie knüpft die poststrukturalistische Diskursanalyse an. Sie führt sie allerdings weiter, insofern sie als Kern dieser Reflexivität nicht die Verschränkung der Verständnisleistung von Subjekten betrachtet, sondern die Operativität der diskursiven Praxis.

Schluss: Subjekt und Praxis

Innerhalb der Diskursforschung bzw. im weiteren Sinn der qualitativen Forschung zeichnet sich eine Konvergenz zweier Entwicklungslinien ab, mit der die Lokation von Sinn weniger im Subjekt und auch weniger in der Struktur, sondern in der sozialen Praxis verortet wird. Das Ich, zu diesem Schluss kommt auch Reichertz, emergiert aus der sozialen Praxis.

„Denn einiges spricht dafür, dass dieses sinnhaft handelnde Subjekt, das zwischen Handlungsentwürfen wählte, das plante und Pläne verfolgte, der Vergangenheit angehört, und dass die qualitative Sozialforschung einer Subjektformation anhängt und sie damit in der Literatur am Leben erhält, die es so nicht mehr gibt – wenn es sie je gegeben hat“ (Reichertz 2010, S. 47).

Die von mir vertretene These lautet, dass diese Situation des Verlusts des sinnhaft handelnden Subjekts als Grund der sozialen Welt weder eine epistemologische noch von moralische Tragödie ist. Sowohl die neueren Hermeneutiken als auch der Poststrukturalismus reagieren auf epistemologische Probleme der internen Konstruktion der Wissensfelder der Moderne. In der Theorie des Verstehens zeigen sich diese darin, dass das Subjekt, dessen Wirklichkeit doch im Akt des Verstehens anerkannt werden soll, im selben Akt notwendig objektiviert und damit tendenziell verkannt wird. Der subjektive Sinn wird im Moment seiner Analyse als subjektiver Sinn suspendiert. Zudem ist das Subjekt als historisch kontingente Struktur und damit als Form erkannt worden, die selbst in Praktiken hervorgebracht wird. Eine erste Konsequenz in allen diskutierten Ansätzen ist, die Interpretation des Sinns in seinem Sachgehalt durch die Analyse der Konstitutionsweise von Sinn zumindest zu ergänzen und eine weitere gemeinsame Konsequenz ist, diese Konstitutionsweise tendenziell nicht mehr im Subjekt, sondern in der sozialen Praxis zu verorten. Dennoch bleibt gerade die Rolle des Subjekts in Hermeneutik und Poststrukturalismus verschieden. Während die hermeneutische Diskursanalyse an der vorgängigen Unterscheidung von Subjektivität und Objektivität festhält, den Diskurs dann als relativ stabile und handlungsleitende Struktur denkt und folglich das Subjekt als Gegenspieler zur Struktur aufrecht erhalten muss, verzichten die poststrukturalistischen Ansätze auf die Unterstellung eines starken Subjekts, indem sie die Struktur deontologisieren und die diskursive Praxis als Prozesse der Strukturierung und Destrukturierung begreifen, in die Menschen immer schon involviert sind und in dem ihre Subjektivierungen und Desubjektivierungen Prozesse und nicht Zustände sind. Für beide Zugänge ist der Bezug auf den Begriff Praktiken eine zentrale Referenz, aber das Verständnis dieses Begriffs ist verschieden.

Als Vorteil der Wissenssoziologischen Diskursanalyse kann gelten, dass sie durch die analytische Trennung von Subjektivität und Objektivität und das Postulat eine relativ freien Subjekts ‚die Diskurse‘ als subjektlose Regelsysteme beschreiben kann, ohne sich einer Metaphysik der Strukturen verdächtig zu machen. Die poststrukturalistische Diskursanalyse fasst diesen Zusammenhang immanenter: Während sie auf die Isolierung großflächiger, einheitlicher und homogener diskursiver Formationen verzichtet, liegt ihre Stärke in der Beschreibung situierter und kontextualisierter Wahrheitsspiele, in der Analyse der Produktion von Sinn in Machtverhältnissen sowie von Prozessen der Subjektivierung für die ‚die Diskurse‘ als Sagbarkeitsräume zu Kontexten werden.

Literatur

- Amann, K./Hirschauer, S. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. In: Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–52.
- Angermüller, J. (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland. Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion der Wirklichkeit. Konstanz: UVK, S. 23–48.
- Angermüller, J. (2007): Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich. Bielefeld: transcript.
- Bachelard, G. (1934/1988): Der neue wissenschaftliche Geist. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, P./Luckmann, T. (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bourdieu, P. (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Krasmann, S. (2010): Ni méthode, ni approche. Zur Forschungsperspektive der Gouvernamentalitätsstudien – mit einem Seitenblick auf Konvergenzen und Divergenzen zur Diskursforschung. In: Angermüller, J./Dyk, S. (Hrsg.): Diskursanalyse meets Gouvernamentalitätsforschung. Frankfurt am Main: Campus, S. 23–42.
- Bühl, W. (Hrsg.) (1972): Verstehende Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München: Nymphenburger Verlagshandlung.
- Deleuze, G. (1992): Woran erkennt man den Strukturalismus? Berlin: Merve.
- Deleuze, G./Guattari, F. (1992): Tausend Plateaus. Berlin: Merve.
- Diaz-Bone, R. (2006): Die interpretative Analytik als methodologische Position. In: Kerchner, B./Schneider, S. (Hrsg.): Foucault: Diskursanalyse der Politik. Wiesbaden: VS, S. 68–84.
- Diaz-Bone, R. (2007): Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse [65 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702241 (Abruf 20.10.2013).
- Dilthey, W. (1900/1990): Die Entstehung der Hermeneutik. In: ders.: Gesammelte Schriften, Band 5. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 8. Auflage, S. 317–338.
- Dreyfus, H./Rabinow, P. (1994): Michel Foucault - Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Dumézil, G. (1989): Mythos und Epos. Frankfurt am Main: Campus.
- Eco, U. (1994): Einführung in die Semiotik. München: Fink.
- Feustel, R. (2010): „Off the Record“. Diskursanalyse als Kraft des Unmöglichen. In: ders./Schochow, M. (Hrsg.): Zwischen Sprachspiel und Methode. Bielefeld: transcript, S. 81–98.
- Flacius, M. (1567/1976): Anweisungen, wie man die Heilige Schrift lesen soll, die wir nach unserem Urteil gesammelt oder ausgedacht haben. In: Gadamer, H./Böhm, G. (Hrsg.): Seminar: Philosophische Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 43–52.
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991): Von der Subversion des Wissens. Mit einer Bibliographie der Schriften

- Foucaults. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (2005): *Andere Räume*. In: ders.: *Schriften in vier Bänden*. Band IV. Frankfurt am Main: Campus, S. 391–342.
- Gadamer, H. (1986/1993): *Hermeneutik 2: Wahrheit und Methode. Ergänzungen*. Tübingen: Mohr.
- Gadamer, H. (1960/1990): *Hermeneutik 1: Wahrheit und Methode*. 6. Auflage. Tübingen: Mohr.
- Gehring, P. (2011): *Abseits des Akteurs-Subjekts*. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Diskurs – Macht – Subjekt*. Wiesbaden: VS, S. 21–33.
- Greimas, A. (1971): *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*. Braunschweig: Vieweg.
- Grondin, J. (2001): *Von Heidegger zu Gadamer: unterwegs zur Hermeneutik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Herder, J. (1778/1994): *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume*. In: Herder, J.: *Sämtliche Werke*, Band 8. Hildesheim: Olms Weidmann, S. 165–333.
- Hirschauer, S. (2004): *Praktiken und ihre Körper*. In: Hörning, K.H./Reuter, J. (Hrsg.): *Doing culture*. Bielefeld: transcript, S. 73–91.
- Hirschauer, S./Bergmann, J. (2002): *Willkommen im Club! Eine Anregung zu mehr Kontingenzfreudigkeit in der qualitativen Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 31(4), S. 332–336.
- Hitzler, R. (2002): *Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 3(2), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020276 (Abruf 20.10.2013).
- Hitzler, R. (2007): *Wohin des Wegs. Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung [31 Absätze]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(3), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070344 (Abruf 20.10.2013).
- Jäger, S. (2001): *Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse*. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Band 1. Opladen: Leske und Budrich, S. 81–112.
- Jergus, K. (2011): *Liebe ist... Artikulation der Unbestimmtheit im Sprechen über Liebe*. Bielefeld: transcript.
- Keller, R. (2008): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2010): *Nach der Gouvernementalitätsforschung und jenseits des Poststrukturalismus. Anmerkungen aus Sicht der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. In: Angermüller, J./Dyk, S. (Hrsg.): *Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung*. Frankfurt am Main: Campus, S. 43–70.
- Keller, R. (2011): *Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. In: ders./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Diskurs - Macht - Subjekt*. Wiesbaden: VS, S. 69–107.
- Keller, R. (2012): *Das interpretative Paradigma*. Wiesbaden: Springer.
- Kossack, P. (2006): *Lernen Beraten. Eine dekonstruktive Analyse des Diskurses zur Weiterbildung*. Bielefeld: transcript.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1991): *Hegemonie und radikale Demokratie*. Wien: Passagen.

- Meuser, M. (1999): Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrungen. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schroer, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 121–146.
- Nietzsche, F. (1980): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: ders.: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen. München: DTV.
- Ott, M. (2011): Aktivierung von (In-)Kompetenz. Praktiken im Profiling – eine machtanalytische Ethnographie. Konstanz: UVK.
- Ott, M./Langer, A./Rabenstein, K. (2012): Integrative Forschungsstrategien – Ethnographie und Diskursanalyse verbinden. In: Friebertshäuser, B./Kelle, H./Boller, H./Bollig, S./Huf, C./Langer, A./Ott, M./Richter, S. (Hrsg.): Feld und Theorie. Opladen: Budrich, S. 169–184.
- Piaget, J. (1973): Der Strukturalismus. Olten: Walter.
- Piaget, J. (1981): Jean Piaget über Jean Piaget. Sein Werk aus seiner Sicht. München: Kindler.
- Reckwitz, A. (2000): Die Transformationen der Kulturtheorien. Weilerswist: Velbrück.
- Reh, S./Rabenstein, K. (2012): Normen der Anerkennbarkeit in pädagogischen Ordnungen. In: Balzer, N./Ricken, N. (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS, S. 225–246.
- Reichert, J. (1988): Verstehende Soziologie ohne Subjekt? Die objektive Hermeneutik als Metaphysik der Strukturen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40(2), S. 207–222.
- Reichert, J. (2010): Das sinnhaft handelnde Subjekt als historisch gewachsene Formation des Menschen? In: Griese, B. (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Wiesbaden: VS, S. 21–48.
- Saussure, F. (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter.
- Schäfer, A. (2011): Irritierende Fremdheit: Bildungsforschung als Diskursanalyse. Paderborn: Schöningh.
- Scharl, K./Wrana, D. (2014): Positionierungen als Entscheidung, Professionalität zu denken. In: Miethe, I./Ecarius, J./Tervooren, A. (Hrsg.): Bildungsentscheidungen im Lebenslauf. Opladen: Budrich, S. 121–140.
- Schleiermacher, F. (1838): Hermeneutik und Kritik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von Dr. Friedrich Lücke. Berlin: Reimer.
- Schmidt, R. (2012): Soziologie der Praktiken. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A. (1929/1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1979): Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, H. (1999): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 39–50.
- Weber, M. (1920): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen: Mohr.
- Weber, M. (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Wrana, D. (2001): Subjektkonstitutionen, Machtverhältnisse, Ästhetiken. Eine Diskursanalyse von Platons Politeia im Anschluss an Georges Dumézil. In: Angermüller, J./Bunzmann, K./Nonhoff, M. (Hrsg.): Diskursanalyse. Hamburg: Argument, S. 85–98.

- Wrana, D. (2006): Das Subjekt schreiben. Reflexive Praktiken und Subjektivierung in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse. Baltmannsweiler: Schneider.
- Wrana, D. (2012): Diesseits von Diskursen und Praktiken. Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis. In: Friebertshäuser, B./Kelle, H./Boller, H./Bollig, S./Huf, C./Langer, A./Ott, M./Richter, S. (Hrsg.): Feld und Theorie. Opladen: Budrich, S. 185–200.
- Wrana, D. (2014a): Praktiken der Differenzsetzung. Von der poststrukturalistischen Theorie der Differance zu einem Instrumentarium der Analyse von Praktiken. In: Tervoooren, A./Engel, N./Göhlich, M./Miethe, I./Reh, S. (Hrsg.): Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern. Bielefeld: transcript, S. 79-96.
- Wrana, D. (2014b): Diskursanalyse jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch (Bd. 1). Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 511-536.
- Ziehaus, S. (2006): Die kommunikative Sozialforschung in der Forschungsliteratur seit 1973. Zur Entwicklung, Reflexion und Bedeutung eines tragenden Prinzips der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (2), S. 293–312.
- Ziem, A. (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin: de Gruyter.
- Zinnecker, J. (2000): Pädagogische Ethnographie. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 3 (3), S. 381–400.

Rainer Diaz-Bone

Die Sozio-Epistemologie als methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen

Zusammenfassung: Der Beitrag diskutiert die methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen. Diese wird auf den Einfluss des französischen Strukturalismus und insbesondere der französischen Epistemologie von Gaston Bachelard zurückgeführt. Bachelard hatte bereits Analysen von Wissenschaftsordnungen als Vorform der Diskursanalyse entwickelt. Foucault hat diese Art der Wissensanalyse auf die Gesellschaftsanalyse generalisiert. Man kann Foucaultsche Diskursanalysen damit als angewandte Formen einer Sozio-Epistemologie auffassen. Deren spezifische Form der Wissensrekonstruktion kann als Hermeneutik zweiter Ordnung bezeichnet werden. Am Ende des Beitrages werden einige methodologische Folgerungen und Zielsetzungen Foucaultscher Diskursanalysen diskutiert.

Schlagwörter: Foucaultsche Diskursanalyse, methodischer Holismus, Sozio-Epistemologie, Hermeneutik zweiter Ordnung

Abstract: The article discusses the methodological standpoint of forms of Foucaultian discourse analyses. This position can be related to the foregoing movement of structuralism and especially to the French epistemology invented by Gaston Bachelard. He developed an early version of discourse analysis of scientific theories. Foucault generalized this approach to social analysis. Therefore his approach can be understood as a socio-epistemology. Its specific form of knowledge reconstruction can be labeled as second order hermeneutics. Finally some methodological consequences and aims of forms of Foucaultian discourse analyses are discussed.

Keywords: Foucaultian discourse analysis, methodic holism, socio-epistemology, second order hermeneutics

Einleitung

„Alle wissenschaftlichen Methoden sind genau zugespitzt. Sie sind nicht die Zusammenfassungen von Gewohnheiten, die in der langen Praxis einer Wissenschaft erworben worden wären. Es handelt sich nicht um angeeignete intellektuelle Weisheit. Die Methode ist vielmehr die Vortäuschung einer Erwerbung, ein nützliches neues Strategem an der Grenze des Wissens.

Mit anderen Worten, eine wissenschaftliche Methode ist eine Methode, die das Risiko sucht. Des Erworbenen sicher, begibt sie sich in die Gefahr der Erwerbung. Der Zweifel steht vor ihr und nicht hinter ihr wie im cartesianischen Leben. Deswegen könnte ich, ohne bombastisch zu werden, sagen, das wissenschaftliche Denken sei ein engagiertes Denken. Es setzt unaufhörlich seine eigene Konstitution aufs Spiel.“ (Bachelard 1993, S. 146)

„Ein Meßinstrument ist letztlich immer eine Theorie, und man muß begreifen, daß das Mikroskop mehr eine Verlängerung des Geistes ist als des Auges.“ (Bachelard 1978, S. 348)

Die Arbeiten des französischen Wissenschaftshistorikers Michel Foucault zählen heutzutage international zu den einflussreichsten theoretischen Grundlagen in den Sozialwissenschaften. In den letzten fünfzehn Jahren ist insbesondere die deutschsprachige Soziologie erfolgreich gewesen mit ihrem Projekt, Foucault als einen Klassiker der Soziologie anzuerkennen (Keller 2005, 2008). Das Ausmaß, in dem dies heute in der deutschsprachigen Soziologie selbstverständlich ist, ist erstaunlich. Denn Michel Foucault hat sich nicht explizit als Soziologe verstanden und sich so auch nicht ausgewiesen. Zugleich gilt für die deutschsprachige qualitative Sozialforschung, dass die Arbeiten Foucaults hier ein methodologisches Feld mobilisiert haben und man heute davon sprechen kann, dass es verschiedene Formen von an Foucault anschließenden Diskursanalysen im deutschsprachigen Raum gibt (wie Bublitz 1999; Wrana 2006; Diaz-Bone 2010; Keller 2010a; Jäger 2012; Link 2013).¹ Auch international sind systematisch Arbeiten vorgelegt worden, die insbesondere kritische Diskursanalysen im Anschluss an die Diskursanalysen Foucaults realisiert haben oder diese zu begründen versuchen (wie van Dijk 2008, 2009; Wodak/Meyer 2009).

1 Siehe für Sammelrezensionen und Überblicke Diaz-Bone (2003), Wedl (2007), Al-lolio-Näcke (2010), Keller (2010b), Marttila (2012), Keller et al. (2010, 2011) sowie für Einordnungen Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010).

Das Ziel dieses Beitrags ist es, hier anzuknüpfen, um die methodologischen Perspektiven und Probleme Foucaultscher Diskursanalysen zu verhandeln. Michel Foucault selbst hat keine detaillierte Vorgehensweise für eine Diskursanalyse ausgearbeitet. Aber es ist eben das Anliegen der qualitativen Sozialforschung, solche Ausarbeitungen möglich zu machen und die Diskurstheorie dadurch um eine soziologische Methodologie zu vervollständigen und um das Konzept der diskursiven Praxis für die empirische Analyse von Wissenspraktiken in eine reflexive Konstruktion des Gegenstandes zu überführen.

Es existieren bereits Vorschläge für solche Ausarbeitungen (wie Diaz-Bone 2010; Keller 2010a; Jäger 2012) und es sind weitere denkbar. Auch aus diesem Grund kann man vielleicht auch (noch) nicht von *einer* Foucaultschen Diskursanalyse sprechen, es scheint angemessener zu sein, von verschiedenen Formen und von Foucaultschen Diskursanalysen im Plural zu sprechen. Die Möglichkeit solcher Perspektiven hat Foucault insbesondere in der „Archäologie des Wissens“ (Foucault 1973a) begründet. Begreift man die Diskursanalyse als eine Fortsetzung der französischen Epistemologie und des französischen Strukturalismus, dann wird klar, dass die Diskursanalyse geradezu danach drängt, um methodologische Positionen und reflexive Strategien der Rekonstruktion von diskursiven Praktiken ergänzt zu werden (Diaz-Bone 2006; Marttila 2010, 2013).

Diskurse können nicht einfach ‚festgestellt‘ oder ‚gelesen‘ werden. Die nicht reflektierte Einbringung einer Diskurstheorie in sozialwissenschaftliche Interpretationen und die Ablehnung der Entwicklung einer Methodologie sind damit für die Sozialforschung inakzeptabel. Denn auch Diskursanalysen sind diskursive Praktiken. Eine fehlende Methodologie und eine fehlende Reflexion führen lediglich zur Ergänzung einer sozialen Konstruktion durch eine diskurstheoretische Kommentierung. Damit liegen theoriegesättigte Beschreibungen vor, die durch die Sozialtheorie Foucaults zwar ‚inspiriert‘ sind, die aber keine systematische, methodisch reflektierte Konstruktion des Gegenstandes „Diskurs/diskursive Praxis“ beinhalten. Das Verhältnis von Theorie und Gegenstand, von analytischer Praxis und resultierender Konstruktion riskiert dann beliebig zu bleiben und man läuft Gefahr, dass der sozialtheoretische Gehalt der Foucaultschen Diskurstheorie nicht konsequent in die Diskursforschung eingebracht wird.²

2 Siehe zur Diskussion um eine „Methodologisierung“ Foucaultscher Diskursanalysen Diaz-Bone (2006), Hartz (2013).

Sozio-Epistemologie und Foucaultsche Diskursanalysen

Der französische Strukturalismus hat in Frankreich die Eigenständigkeit der Sozial- und Geisteswissenschaften gegenüber der Philosophie durchgesetzt, was die selbstständige Fundierung erkenntnistheoretischer und methodologischer Grundlagen betrifft (Frank 1983; Dosse 1996, 1997, 1999).³ Die strukturalistische Analyse hat seitdem versucht, Konzepte der Tiefenstrukturen sozialer Wissenspraktiken hervorzubringen und zugleich auch geeignete Analysestrategien für diese Tiefenstrukturen zu entwickeln.⁴ Für die strukturalistische Analyse war dann das Ziel, die interne Organisation und Kohärenz der menschlichen Wissenspraktiken zu analysieren, die bereits Mitte des 20. Jahrhunderts als „Diskurs“ bezeichnet wurden – ein Begriff, der in den französischen Sozial- und Geisteswissenschaften etwas freizügiger und facettenreicher verwendet wird als in den deutschsprachigen Wissenschaften. Ebenso bedeutsam ist, dass diese Strukturen auch als vorreflexive Strukturen kollektiver Praktiken gedacht waren, die für das Denken den Status von Institutionen des Denkens haben. Hier zeigt sich über die Sprachtheorie von Ferdinand de Saussure (1967) der Einfluss von Emile Durkheim, der bereits Ende des 19. Jahrhunderts vom kollektiven Unbewussten spricht (Durkheim 1984). Ein strukturalistisches Konzept ist das Foucaultsche Konzept der Episteme, womit er ebenso eine kollektive kognitive Tiefenstruktur bezeichnet hat. Ihre Auswirkung hat er so beschrieben:

„Nichts ist tastender, nichts ist empirischer (wenigstens dem Anschein nach) als die Einrichtung einer Ordnung unter den Dingen. [...] Tatsächlich gibt es selbst für die naivste Erfahrung keine Ähnlichkeit, keine Trennung, die nicht aus einer präzisen Operation und der Anwendung eines im voraus bestehenden Kriteriums resultiert. Ein ‚System von Elementen‘, eine Definition der Segmente, bei denen die Ähnlichkeiten und Unterschiede erscheinen können, die Variationstypen, durch die diese Segmente berührt werden können, schließlich die Schwelle, oberhalb derer es einen Unterschied und unterhalb derer es Ähnlichkeit gibt, ist unerlässlich für die Errichtung der einfachsten Ordnung. Die Ordnung ist zugleich das, was sich in den Dingen als ihr inneres Gesetz, als ihr geheimes Netz aus gibt, nach dem sie sich in gewisser Weise alle betrachten, und das, was nur durch den Raster eines Blicks, einer Aufmerksamkeit, einer

3 Wolfgang Lepenies hat in Deutschland früh auf diese Bedeutung der französischen Epistemologie für den Strukturalismus hingewiesen (Lepenies 1978).

4 Dies gilt insbesondere für die Arbeiten von Claude Lévi-Strauss (1967, 1975a) oder Julien A. Greimas (1971).

Sprache existiert. Und nur in den weißen Feldern dieses Rasters manifestiert es sich in einer Tiefe, als bereits vorhanden, als schweigend auf den Moment seiner Aussage Wartendes.

Die fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen, fixieren gleich zu Anfang für jeden Menschen die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird.“ (Foucault 1971, S. 22)

Damit ist die Episteme Foucault zufolge sowohl für die Erkenntnis sowie das Wahrnehmen die vorausgehende Bedingung der Erfahrung als auch eine vorreflexive Struktur. Die Wirkung der Episteme in der Vororganisation der Erfahrung kann selbst nicht erfahren werden – sie bleibt vorreflexiv. Und auch für Foucault muss die Episteme als historische Tiefenstruktur auf einen sozio-historischen Ursprung zurückgeführt werden können, so dass man von einer Durkheimischen Position bei Foucault sprechen kann (Diaz-Bone 2013a, S. 83).⁵

Der Strukturalismus ist in Wirklichkeit *nicht nur ein* Strukturalismus gewesen, sondern viel eher als eine Wissenschaftsbewegung zu verstehen, die eigentlich verschiedene Strukturalismen hervorgebracht hat (Dosse 1996, 1997). Dennoch kann man den Strukturalismus als ein wichtiges Megaparadigma auffassen, da er bis heute einflussreich geblieben ist und die Strukturalismen Grundpositionen wie die angeführten teilen – aus dem Grund spricht man heute vom Strukturalismus im Singular.

Man wird die Rede vom „Poststrukturalismus“ oder präziser vom „Neostrukturalismus“ (Frank 1983) schwerlich begreifen, wenn man nicht die zweite große Wissenschaftsbewegung hinzuzieht, die in Frankreich (dabei mehr oder weniger diffus bzw. konturiert) ebenso präsent ist. Denn auch der Pragmatismus kann als ein Megaparadigma in den Sozial- und Geisteswissenschaften aufgefasst werden (Diaz-Bone 2013b).

Bereits Mitte der 1960er Jahre liegen im Strukturalismus Vermittlungen von Strukturkonzepten und Praxiskonzepten vor, wie man sie in der strukturalen Soziologie von Pierre Bourdieu (1987) aber auch in der Arbeit von Luc Boltanski und Laurent Thévenot zu einer pragmatischen Theorie der Sozialen Rechtfertigungsordnungen und Rechtfertigungspraktiken (Boltanski/Thévenot 2007) findet.⁶

5 Ein weiterer Einfluss ist die Theorie von Georges Dumézil, siehe dafür die Darstellung von Didier Eribon (1998).

6 Wie zentral die Epistemologie von Gaston Bachelard für die Arbeiten von Pierre Bourdieu geworden ist, zeigt sich anhand der zahlreichen Bezüge auf Bachelard in den

Die 1967 erschienene „Grammatologie“ von Jacques Derrida (1983) setzt bei der Unabgeschlossenheit der Sprachstruktur und der Sinnstruktur an. Zugleich kritisiert sie den Phonozentrismus, also die Ideologie, dass der Sprecher (und seine Präsenz) der Garant für die Einheit des Sinns sei. Derrida eröffnet so den Raum für die praktischen Strategien des Lesens, für die Sinnspiele und für die Differenzeffekte in unabgeschlossenen Strukturen. Das 1966 erschienene Buch „Die Ordnung der Dinge“ von Michel Foucault (1971) bezieht das Konzept der Episteme auf die Wissenschaftsdiskurse und stellt die Historizität dieser Sinnstrukturen heraus und betont die bruchhafte Reorganisation der Episteme als Form der Wissensdynamik (s. o.).

Für Foucaultsche Diskursanalysen ist daher wichtig festzuhalten, dass bereits im Strukturalismus die Strukturen als mit Praktiken verkoppelt gedacht werden und die Strukturen selbst in pragmatischer und historischer Hinsicht als unabgeschlossen und als veränderlich aufgefasst werden. Die Methodologie der Diskursanalyse muss daher sowohl die Diskursstrukturen als auch die diskursiven Praktiken in sozio-historischen Settings zum Analysegegenstand machen, wenn man den sozialtheoretischen Gehalt der Diskurstheorie methodisch umsetzen will, der in dieser Theoriekonstellation von Strukturalismus und Pragmatismus seit Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden ist.

Denn insbesondere in der US-amerikanischen und der deutschen Rezeption ist der Gehalt des französischen Strukturalismus eigentlich gar nicht erst richtig angekommen. Dazu ein einflussreiches Beispiel: Die deutsche Rezeption der Foucaultschen Arbeiten ist auch durch das Werk von Dreyfus und Rabinow (1987) mit dem Titel „Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik“ beeinflusst worden. Die beiden Autoren „zerteilen“ das Werk Foucaults in verschiedene Phasen, genauer in die von ihnen so bezeichnete „archäologische Phase“, die noch strukturalistisch gewesen sei und die von ihnen so benannte „genealogische Phase“, die man eher mit dem so genannten Poststrukturalismus in Verbindung bringen könne. Dieser Zerteilungsvorschlag ist in der deutschen Rezeption gerne aufgegriffen worden – mit dauerhaften Folgen für ein organisiertes Missverständnis darüber, was Strukturalismus nach Lévi-Strauss in Frankreich bis heute eigentlich ist. Denn bereits Foucault hat in seinen frühen Arbeiten wie „Wahnsinn und Gesellschaft“ (Foucault 1973b) aus dem Jahr 1961 oder wie „Geburt der Klinik“ (Foucault 1988) aus dem Jahr 1963 die Strategien der strukturalistischen Analyse kombiniert mit der Analyse organisationaler Praktiken und der sozio-historischen Einbettung in organisationale Felder. Man kann also Archäologie und Genealogie in der Rezeption der Foucaultschen Diskurstheorie

methodologischen Texten von Bourdieu und Mitarbeitern (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991; Bourdieu/Wacquant 1996).

nicht wirklich in zwei „Werkphasen“ so voneinander trennen – darin besteht das Missverständnis.⁷ Dieses Missverständnis hat auch dazu geführt, dass die strukturalistischen Anteile der Diskursanalyse und die methodologische Bedeutung der französischen Epistemologie für Formen Foucaultscher Diskursanalysen bis heute unterschätzt worden sind. Ein Bruch mit dieser Zerteilung ist die erste Grundlage für methodologisch vollständige Formen Foucaultscher Diskursanalysen.⁸ Und jede zeitgenössische Sozialtheorie kombiniert gegenwärtig Praxiskonzepte und Strukturkonzepte – das gilt auch für die neuen Sozialwissenschaften in Frankreich, die nur vermeintlich den Strukturalismus durch einen Pragmatismus ersetzt haben, denn tatsächlich ändern sich die Formen der Vermittlung, aber nicht das Erfordernis der Vermittlung von beiden (Dosse 1999; Diaz-Bone 2011).

Die zweite Grundlage für das Verständnis Foucaultscher Diskursanalysen stellt die französische Epistemologie dar, die Gaston Bachelard begründet hat und von Georges Canguilhem fortgesetzt wurde und die sich auf die Arbeiten von Michel Pêcheux und von Louis Althusser sowie insbesondere von Michel Serres und von Pierre Bourdieu massiv ausgewirkt hat.⁹ Wobei man bis heute eigentlich nicht davon sprechen kann, dass die Arbeiten von Bachelard oder Canguilhem im deutschsprachigen Raum *bekannt* sind – wenn man damit meint, sie seien auch *gut* gekannt. Das ist umso erstaunlicher als diese eben die wissenschaftstheoretische Grundlage des Strukturalismus und des Poststrukturalismus zur Verfügung stellen.

Gaston Bachelard hat seit den 1920er Jahren so etwas wie eine Protodiskursanalyse der naturwissenschaftlichen Diskurse entworfen (Bachelard 1978, 1988; Diaz-Bone 2007, 2010). Sein Schüler George Canguilhem hat diese Vorläuferversion einer Diskursanalyse auf die Lebenswissenschaften erweitert (Canguilhem 1979, 2012). Die beiden haben mit Michel Foucault einen nun deutlich berühmteren Schüler, der diese Analyse auch auf die Sozial- und Geisteswissenschaften erweitert hat und dann aber die diskursanalytische Strategie – Diskurse als strukturierte Praktiken und praktische Struk-

7 Siehe zu der missverständlichen Rezeption der Monographie von Dreyfus und Rabinow auch Allolio-Näcke (2010).

8 Man kann auch feststellen, dass aus US-amerikanischer Sicht der französische Strukturalismus immer schon poststrukturalistisch war und das „Post“ im Wort Poststrukturalismus ein Missverständnis zum Ausdruck bringt, denn die Öffnung des Strukturkonzeptes ist im Strukturalismus der 1960er Jahre radikal angelegt – wie dies die Arbeit von Manfred Frank (1983) verdeutlicht. Selbst das Spätwerk von Lévi-Strauss – man denke hier an die *Mythologica* I bis IV (Lévi-Strauss 1971, 1972, 1973, 1975a, 1975b) zeigt eben diese Theoriebewegungen innerhalb des Strukturalismus auf.

9 Im deutschsprachigen Raum ist diese auch als historische Epistemologie bekannt (Rheinberger 2004, 2007).

turen zu untersuchen – ausgeweitet hat auf institutionelle Felder und die Gesellschaft insgesamt.

Man kann ohne jedwede Übertreibung sagen, dass Foucaultsche Diskursanalysen Formen einer radikalisierten und generalisierten Epistemologie darstellen und man kann daher von Foucaultschen Diskursanalysen als von (angewandten) Formen der *Sozio-Epistemologie* sprechen, wenn man damit auch die *Analyse* der epistemischen Praktiken und epistemischen Ordnungen bezeichnet (Diaz-Bone 2010, 2013a).

Es gibt einige wichtige Grundpositionen, die die französische Epistemologie und Sozio-Epistemologie kennzeichnen (sieh auch Diaz-Bone 2007, 2013a):

(1) Zunächst der Bruch mit der lebensweltlichen Evidenz, wie sie Edmund Husserl (2012) formuliert hatte und als Grundlage auch für die wissenschaftliche Erkenntnis eingefordert hat. Tiefenstrukturen lassen sich nicht durch die erlebte Evidenz rekonstruieren. Bachelard setzt dem den Bruch mit dem Alltagsdenken entgegen und sieht in dem Einsatz von wissenschaftlichen Instrumenten den Weg, wie ein Ansatz in reflexiver Weise seinen Gegenstand konstruieren kann. Bei dieser auch für Foucaultsche Diskursanalysen wichtigen Position handelt es sich um einen *methodologischen Antihumanismus*, der Interpretationsstrategien, die subjektiven Sinn rekonstruieren, als ungeeignet betrachtet.

(2) Darauf aufbauend und diskursanalytisch prägnant ist die Vorstellung der französischen Epistemologie, dass die Forschung die Sozialtheorie im Gegenstand nicht einfach wiederfindet, sondern dass die Forschung *durch ihre diskursanalytische Praxis den Gegenstand realisiert*. Damit diese Realisierung nicht eine Oktroyierung der Theorie auf eine widerspenstige Wirklichkeit ist, muss diese Realisierung als eine kollektive Wissenschaftspraxis in Interaktion mit Instrumenten und der zu untersuchenden materialen Wirklichkeit gedacht sein, in der Passungen hergestellt werden. Die Voraussetzung dafür ist, dass die Instrumente Materialisierungen der Theorie sind und damit eine methodische Passung zwischen Sozialtheorie und ihrer Forschungspraxis möglich wird. Man kann diese Passung *methodischen Holismus* nennen und die Forderung nach einer solchen Passung findet sich auch in anderen soziologischen Forschungsansätzen.¹⁰

10 Die Forderung nach einer solchen Passung findet sich auch in anderen soziologischen Forschungsansätzen wie in der Grounded Theory, für die Adele Clarke (2012) von „Theorie-Methoden-Paketen“ spricht (Diaz-Bone 2013b).

(3) Als Drittes geht es der Epistemologie darum, dass die eigene Wissenschaftspraxis ebenso als eine Form der kollektiven Kognition aufgefasst wird, die der epistemologischen Analyse reflexiv zugänglich ist. Konkret auf die Diskursforschung bezogen heißt dies, dass Diskursanalysen selbst Diskurse über Diskurse sind – also ebenso eine Form konstruierender Praktiken. Allerdings mit einem wichtigen Unterschied, denn die epistemologische Reflexion soll die Passung zwischen Theorie und methodischer Praxis, also deren Kohärenz in den Fokus der Methodologisierung nehmen können. Das unterscheidet die *zu analysierenden* Diskurse von den *analysierenden* Diskursen. Diese Passung herzustellen ist Aufgabe einer *Methodologisierung* der Diskursanalyse (Diaz-Bone 2006), die keine Option für Foucaultsche Diskursanalysen ist, sondern eben eine Notwendigkeit.

(4) Als Viertes soll eine moderne Entwicklung der Sozio-Epistemologie hinzugefügt werden. Diese besteht darin, dass nicht nur Diskursordnungen als kollektive kognitive Ordnungen gedacht sind, sondern dass auch die *kollektiven kognitiven Dispositive* in die Analyse einbezogen werden, die diskursive Praktiken in einem erweiterten Sinne zu sozio-epistemischen Praktiken werden lassen.¹¹ Nun erweitert, in dem Sinne, dass auch die Erkenntnistechnologien selbst als konstitutiv für die diskursiven Praktiken und die Diskursordnungen aufgefasst werden. Das lässt die Diskursanalyse deutlich komplexer werden, denn nun werden Objekte nicht nur als Resultat von diskursiven Praktiken gedacht (Foucault 1973a, S. 74), sondern es wird davon ausgegangen, dass diskursive Praktiken selbst gestützt sind auf kognitive Dispositive. Die Dispositivtheorie wird noch vorrangig dahingehend rezipiert, dass sie als Entwicklung der Foucaultschen Machttheorie und zentraler Bestandteil des Spätwerks aufgefasst wird (man denke an die Gouvernamentalitätstheorie). Nach Foucault hat zuerst Michel Serres – ein ehemaliger Assistent von Michel Foucault – die konstitutive Rolle der Objekte für die Kognition prominent herausgestellt (Serres 1994). Die Idee einer Sozio-Epistemologie, die Kollektive nicht allein aus Menschen bestehend denkt, sondern aus Akteuren, Konzepten, Strukturen, Praktiken und eben Objekten, ist aber im deutschsprachigen Raum noch schwach vertreten.¹²

11 Das Konzept der kollektiven kognitiven Dispositive ist der neuen pragmatischen Soziologie in Frankreich entlehnt (Diaz-Bone 2011). Bereits Teun A. van Dijk und Walter Kintsch hatten versucht, eine sozio-kognitive Wendung in die Diskursforschung einzubringen (van Dijk/Kintsch 1983), wobei bislang noch die Ausweitung auf die Rolle der Objekte für die Sozio-Kognition fehlt.

12 In Frankreich ist der Bedeutung der Objekte in die kollektiven Erkenntnispraktiken in den Analysen der Actor-Network-Theory und der *économie des conventions* Rechnung getragen worden (Diaz-Bone 2011).

Die Dispositivtheorie lässt sich auch in die Richtung ausarbeiten, dass Tiefenstrukturen selbst als kollektive kognitive Dispositive aufgefasst werden können, eine Deutung, die in der zeitgenössischen Sozialwissenschaft in Frankreich durch die Konventionentheorie – französisch die *Economie des conventions* (Diaz-Bone 2011) – vorbereitet wurde (siehe dafür Diaz-Bone 2013a; Diaz-Bone 2015).

Methodologische Folgerungen

Foucault hat sein Diskursverständnis in bemerkenswerter Weise an zwei Argumente geknüpft. (1) Einmal daran, dass Diskurse nicht aus Zeichen – also aus Wörtern oder Sätzen – zur Beschreibung der vordiskursiven Welt bestehen, sondern, dass Diskurse aus einer Praxis jenseits davon bestehen. (2) Zum anderen, dass man deshalb von einer strukturierten Praxis sprechen kann, weil diese Praxis ein System von Aussagen generiert, das in sich ein Set von Regeln beinhaltet. Foucault beschreibt sein Analyseinteresse wie folgt:

„ich möchte an präzisen Beispielen zeigen, daß man bei der Analyse der Diskurse selbst die offensichtlich sehr starke Umklammerung der Wörter und der Dinge sich lockern und eine Gesamtheit von der diskursiven Praxis eigenen Regeln sich ablösen sieht. Diese Regeln definieren keineswegs die stumme Existenz einer Realität, keinesfalls den kanonischen Gebrauch eines Wortschatzes, sondern die Beherrschung der Gegenstände. [...] Eine Aufgabe, die darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben.“ (Foucault 1973a, S. 74, Hervorhebung im Original)

Dieses „Mehr“, von dem Foucault spricht, bezeichnet das, was man im Anschluss an Foucault *Diskursivität* nennen kann, also die Tatsache, dass viele Konzepte selbst nicht auf vordiskursive Sachverhalte zurückgeführt werden können, die sie vermeintlich nur bezeichnen. Vielmehr ist es umgekehrt: viele Konzepte erhalten ihren Bedeutungsgehalt nur durch die diskursive Praxis selbst, die sie in Diskursordnungen einbettet und mit Sinn und Verweisungen ausstattet.

Auch die Erfahrung von *Diskursordnungen* sowie die Erfahrung der Geordnetheit von Welt selbst sind aus Foucaultscher Perspektive Effekte von

Diskursivität (Foucault 1971). In der „Archäologie des Wissens“ unterscheidet Foucault (1973a) die verschiedenen Formationen, anhand derer man sich orientieren kann, um die Regeln in einem Korpus zu rekonstruieren: Formation der Objekte, Formation der Worte, Formation der Sprecherpositionen und Formation der Strategien. Die verschiedenen historisch-empirischen Studien Foucaults haben demonstriert, wie man diese Formationen auch mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung analysieren kann.

Zentral sind nun verschiedene methodologische Aspekte.

(1) Zuerst einmal wäre wichtig, dass die Rekonstruktion der diskursiven Regeln nicht einfach nur deskriptiv angelegt ist, sondern selbst versucht, die Eigenständigkeit der diskursiven Praxis gegenüber einer vordiskursiven Realität herauszuarbeiten, so dass die konstruktive Arbeit der diskursiven Praxis zu Tage tritt. Hiermit eröffnet sich für die Analyse die Möglichkeit des Aufweisens von Diskursivität als Nachweis der konstruktiven Leistungen von diskursiven Praktiken. Bislang ist das Konzept der diskursiven Regeln in der Diskursforschung untertheoretisiert. Eine diskursive Regel zu identifizieren und diese zu anderen Regeln als Teil eines Aussagensystems in Beziehung zu setzen bedeutet weder eine linguistische, noch eine logische oder eine sprechakttheoretische Ausarbeitung vorzunehmen, sondern die Regel als einen Teil eines Systems einer generativen Wissenspraxis zu identifizieren. Eine diskursive Regel bezeichnet dann auch nicht eine Regelmäßigkeit im quantitativen Sinne. Man kann also auch nicht von einer beobachteten Häufigkeit von Diskurselementen (wie Kookkurenzen) unmittelbar auf das Vorliegen einer diskursiven Regelmäßigkeit schließen. Es ist vielmehr der sowohl generative als auch empirisch-normative Charakter, der eine diskursive Regel (in einem Feld und zu einer Zeit) ausmacht.

(2) Als Zweites wäre für die Analyse von Bedeutung, die interne Organisation des Systems der Regeln herauszuarbeiten. Diese interne Organisation macht die Kohärenz der diskursiven Praxis aus und kann letztlich auf die Tiefenstrukturen der Diskurse zurückgeführt werden. Konzepte wie das der Kollektivsymbolik von Jürgen Link (1982, 1984, 2013) sowie dasjenige der historischen Semantik von Dietrich Busse (1987) sind zeitgenössische Beispiele für solche Konzepte diskursiver Tiefenstrukturen, die den Systemcharakter diskursiver Regeln (für die Diskursanalyse) intelligibel werden lassen können.¹³ Das Foucaultsche Konzept der Episteme (Foucault 1971; Diaz-Bone

13 Man kann auch neuere Entwicklungen wie die der Rechtfertigungsordnungen von Luc Boltanski und Laurent Thévenot (2007) oder das Konzept der „institutional

2013a), der historisch je spezifischen aber verschiedene Diskurse integrierenden Tiefenstruktur, gehört auch hierher. Evident ist, dass die Analyse auch sehen muss, wie weit sie die Freilegung der Tiefenstrukturen leisten kann und wo hier Grenzen für die Analyse gesetzt sind. Man kann wohl nicht von diskursiv stabilen Produktionsbedingungen ausgehen, wenn man sich hierbei nur auf Textkorpora stützt, ohne begründen zu können, dass organisatorische, kulturelle und technische Einbettungen zu einer solchen Stabilisierung beitragen.¹⁴ Die Kohärenz und Reichweite von Regeln und Tiefenstrukturen zu rekonstruieren heißt auch, angeben zu können, was die Reichweite dieser Rekonstruktion ist. Bislang ist auch das Konzept der Tiefenstruktur in der gegenwärtigen Diskursforschung noch untertheoretisiert. Insbesondere fehlen Theoretisierungen, die erklären, woher die Tiefenstrukturen stammen und welcher Dynamik sie unterliegen. Eine soziologische Perspektive ist, Tiefenstrukturen auf Kollektive zu beziehen und zu argumentieren, dass beide sich wechselseitig in sozio-historischen Prozessen konstituieren, so dass man von einer Sozio-Episteme und einer zugehörigen Diskursgemeinschaft sprechen kann (Diaz-Bone 2010). Die Rekonstruktion solcher Tiefenstrukturen ist sicherlich Teil einer verstehenden Methodologie, die Ähnlichkeiten zu einer Hermeneutik hat und die ebenso die Zielsetzung verfolgt, die sozio-historischen Bedeutungsformationen zu identifizieren (s.u.).

(3) Damit ist als Drittes vorbereitet, dass man die außerdiskursiven und interdiskursiven Beziehungen – wie Foucault (1973a) dies bezeichnet hat – in die Analyse einbezieht.

Hier kommen nun die Vernetzungen der diskursiven Praxis mit ihren organisationalen, kulturellen und technischen sowie auch diskursiven Umwelten als Bestandteil der Analyse hinzu. Diese Vernetzung einzubeziehen, bereitet verschiedene Erklärungsleistungen für Foucaultsche Diskursanalysen vor. So kann in Richtung von der diskursiven Praxis hin zu ihrem Kontext analysiert werden, durch welche intermediären Praktiken und Objekte die diskursiven Praktiken an Interdiskursordnungen, Organisationen und Technologien vermittelt werden. Umgekehrt kann aber auch von der diskursiven Umwelt ausgehend in Richtung der betrachteten diskursiven Praxis hin analysiert werden, wie diese eben durch die Einbettung in intermediäre Praktiken stabilisiert und formatiert wird.

logics“ von Patricia Thornton, William Ocasio und Michael Lounsbury (2012) in dieser Weise als Tiefenstrukturen in Diskursordnungen interpretieren.

14 Eben diese Kritik hat Michel Pêcheux früh formuliert, siehe dafür die Beiträge in Tony Hak und Niels Helsloot (1995).

(4) Insgesamt geht es um die Ermöglichung einer spezifischen diskursanalytischen Form von Hermeneutik, die den methodologischen Gehalt der Sozio-Epistemologie realisiert. Allerdings handelt es sich dabei *nicht* um den Versuch, ein subjektives Sinnverstehen (eine subjektive Intentionalität) als historisches oder situatives Verstehen zu rekonstruieren. Insbesondere geht es *nicht* darum, dessen Alltagssinn zu rekonstruieren. Hier brechen Foucaultsche Diskursanalysen sowohl mit der Husserlschen Phänomenologie als auch mit dem methodologischen Ausgangspunkt der soziologischen Sozialphänomenologie, die an Alfred Schütz anschließt (Berger/Luckmann 1980). Bereits in der „Archäologie des Wissens“ spricht Foucault (1973a) selbst von einem „diskursiven Feld“ und die „Entität“, die in „Die Ordnung der Dinge“ den Effekt des Verstehens ermöglicht, ist eine Diskursordnung selbst. Denn den Individuen (den konkreten personalen Subjekten als „Diskursteilnehmerinnen“ und „Diskursteilnehmern“) müssen die Prozesse der diskursiven Anrufung (Appellation im Sinne Althusser 1973) und müssen die Diskursordnungen (mit ihren Regeln und Tiefenstrukturen) nicht reflexiv in ihrer Praxis (bewusst) zugänglich sein, damit Individuen kompetent (wirksam und performativ) an der Generierung von Aussagen beteiligt sein können. Individuen treten in sinnvolle überindividuelle Wissensordnungen ein und prozessieren sie über die Zeit.

Man kann hier folgern, dass die Diskursanalyse auf der überindividuellen Ebene (der Diskurse als Aussagensysteme selbst) strukturierte Wissenspraktiken identifizieren kann, die von einer strukturalistischen Position aus als für die Analyse verstehbare (intelligible) Wissensordnungen zu Tage treten. Sie können als sozio-kognitive Institutionen für die Individuen aufgefasst werden, die überwiegend vorreflexiv sind. Eben in diesem Sinne kann man von diesen Strukturen als Sozio-Episteme (Diaz-Bone 2013a) und von einer darauf bezogenen Methodologie als von einer „Hermeneutik 2. Ordnung“ sprechen (Diaz-Bone 1999, 2005). Eine solche Hermeneutik zweiter Ordnung zielt also ab auf die Rekonstruktion der überindividuellen „Sozio-Episteme“ und betrachtet diese (für eine Rekonstruktion der Praxisformen der Akteure und der Appellationen) als Voraussetzung für subjektives Erleben und individuelles Verstehen.¹⁵

15 Und eine solche Hermeneutik zweiter Ordnung würde die methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen nicht „jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik“ ansiedeln (wie Dreyfus und Rabinow das mit dem Untertitel ausweisen), sondern dazwischen (Alloio-Näcke 2010).

Wozu Diskursanalysen?

Diskursanalysen unternimmt man nicht, um Diskurse zu analysieren. Ihr Ziel besteht vielmehr darin, mit Hilfe der Rekonstruktion der diskursiven Praxis Wirkungen, Effekte, Dynamiken, soziale Prozesse durch die Diskursanalyse (mit) erklären zu können. Diskurse werden also nicht einfach nur als im Material existierend *behauptet*, sondern es geht darum, die Wirksamkeit der diskursiven Praxis oder ihre Bedingtheit in einer Wechselwirkung *aufzuzeigen*. Dieses über die Rekonstruktion der diskursiven Praxis Hinausgehende sind zunächst die Ermöglichungszusammenhänge, die Diskurse mit anderen Sachverhalten wie Körpern, Organisationen, institutionellen Settings, Objekten und kognitiven Prozeduren unterhalten.

Es scheint, dass man über die Anlage, also das Design diskursanalytischer Studien so nachdenken sollte, dass das Design solche Erklärungsleistungen im Nachhinein auch ermöglicht. Konkret geht es darum, anhand der methodologisch angelegten Freilegung der Effekte diskursiver Praktiken die Behauptung evident werden zu lassen, dass Diskurse konstruierende überindividuelle Praxisformen sind.

Bereits Foucault hat hier klar methodologisch gedacht, indem er die vergleichende Perspektive zwischen verschiedenen diskursiven Praktiken eingesetzt hat. Er hat die diachrone Perspektive bevorzugt. Hier gelang ihm zu zeigen, dass in historischen Epochen die Kopplung zwischen diskursiven Praktiken und den weiteren institutionellen Settings je unterschiedlich ausgefallen ist. Beispiele sind „Die Geburt der Klinik“ (Foucault 1988), „Überwachen und Strafen“ (Foucault 1976) oder die ersten drei Bände der Serie „Sexualität und Wahrheit“ (Foucault 1977, 1986a, 1986b). Auch die synchrone Vergleichsperspektive ist denkbar als Untersuchungsanlage. Was diese Vergleiche ermöglichen, ist, im ersten Schritt die Kontingenz dieser Kopplungen evident zu machen und dann in einem zweiten Schritt den Raum zu Tage treten zu lassen, in dem die diskursive Praxis faktisch und *en detail* ihre Konstruktionsleistung und ihre Machtwirkungen entfaltet.

Diese Ermöglichungsbedingungen sind nicht nur im Verhältnis Diskurs und Dispositive wichtig. Auch das bereits von Foucault so bezeichnete Interdiskursverhältnis ist eine erklärende Größe. Konkret kann man zu zeigen versuchen, wie Übertragungseffekte zwischen Diskursen möglich werden, weil sie gemeinsame oder kompatible Tiefenstrukturen haben. Eben dies haben Michel Pêcheux (1982) und Jürgen Link (1982) in ihren Diskursanalysen untersucht.

Zuletzt sind die bereits angesprochenen Fragen der Kohärenz bzw. der Fragmentierung und Inkohärenz wichtig. Denn Strukturentsprechung (Homologie) oder deren Fehlen einfach zu postulieren ist keine echte analytische Leistung. Die dann aufzuklärende Frage ist nun nicht die nach einem Ermög-

lichungsverhältnis von diskursiven Praktiken für andere Praktiken, sondern die nach den *intermediären Praktiken*, die im Falle der Kohärenz die Stabilisierung mit bewerkstelligen.

Plurale Tiefenstrukturen sind mit Rückgriff auf dann viele intermediäre Praktiken, die eben die Pluralität als Konstellation ermöglichen, zu erklären. Aber auch hier können solche Konstellationen instabil sein; dies dann, wenn es Diskursdynamiken gibt. Dann gilt es, diese in einer Zeitperspektive zu untersuchen und hier die sich verändernden Verhältnisse zwischen den verschiedenen Praxisformen über die Zeit als Ebene für die Erklärung zu untersuchen, was Diskursanalysen dann schnell komplex werden lässt.

Was man festhalten muss, ist, dass es um solche Erklärungsstrategien geht, wie die hier skizzierten. Eine alleinige *Deskription* von Diskursen wäre keine *Diskursanalyse*.

Bislang fehlen systematische Analysen, was die Erklärungsleistungen von Diskursanalysen sind und wie man sie erzielt. Eine Strategie kann sein, Metaanalysen von Diskursanalysen anzufertigen, die versuchen, vergleichend die Untersuchungsanlage, die Methodik und die Outputs solcher Diskursanalysen zu systematisieren und Folgerungen für zukünftige diskursanalytische Designs zu entwickeln. Ebenso stehen Überlegungen zu Qualitätskriterien von Foucaultschen Diskursanalysen aus. Diese sind dabei nicht als Koeffizienten oder gar Benchmarks zu denken, sondern aus Kriterien, anhand derer die Umsetzung von Foucaultscher Diskurstheorie und einem diskursanalytischen Untersuchungsinteresse in qualitative Forschungsschritte, Forschungsdesigns und Forschungsergebnisse zu beurteilen wäre. Beide Anliegen aufzugreifen ist notwendig, damit Foucaultsche Diskursanalysen sich weiter im Feld der qualitativen Sozialforschung als „Theorie-Methoden-Pakete“ – im Sinne von Adele Clarke (2012) – etablieren können.

Literatur

- Allolio-Näcke, L. (2010): Diskursanalyse – Bestandsaufnahme und interessierte Anfragen aus einer dichten Foucault-Lektüre [69 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 11(3), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1003261 (Abruf 19.4.2014).
- Althusser, L. (1973): Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: ders. (Hrsg.): Marxismus und Ideologie. Westberlin: VSA, S. 111–172.
- Bachelard, G. (1978): Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bachelard, G. (1988): Der neue wissenschaftliche Geist. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bachelard, G. (1993): Epistemologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Berger, P./Luckmann, T. (1980): Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Boltanski, L./Thévenot, L. (2007): Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilkraft. Hamburg: Hamburger Edition.

- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P./Chamboredon, J.-C./Passeron, J.-C. (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: De Gruyter.
- Bourdieu, P./Wacquant, L. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, H. (1999): Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften. Frankfurt am Main: Campus.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Canguilhem, G. (1979): Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Canguilhem, G. (2012): Das Normale und das Pathologische. Köln: Verlag Buchhandlung König.
- Clarke, A. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Hrsg. und mit einem Vorwort von R. Keller. Wiesbaden: VS.
- Derrida, J. (1983): Grammatologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Diaz-Bone, R. (1999): Probleme und Strategien der Operationalisierung des Diskursmodells im Anschluß an Michel Foucault. In: Bublitz, H./Bühmann, A./Hanke, C./Seier, A. (Hrsg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main: Campus, S. 119–135.
- Diaz-Bone, R. (2003): Entwicklungen im Feld der Foucaultschen Diskursanalyse [66 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 4(3), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs030315 (Abruf 19.4.2014).
- Diaz-Bone, R. (2005): Die interpretative Analytik als rekonstruktiv-strukturalistische Methodologie. Bemerkungen zur Eigenlogik und strukturalistischen Öffnung der Foucaultschen Diskursanalyse. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK, S. 179–197.
- Diaz-Bone, R. (2006): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse [48 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 7(1). www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs060168 (Abruf 19.4.2014).
- Diaz-Bone, R. (2007): Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse [65 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702241> (Abruf 19.4.2014).
- Diaz-Bone, R. (2010): Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie. 2. erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Diaz-Bone, R. (2013a): Sozio-Episteme und Sozio-Kognition. Epistemologische Zugänge zum Verhältnis von Diskurs und Wissen. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 79–96.
- Diaz-Bone, R. (2013b): Situationsanalyse und Foucaultsche Diskursanalyse (Beitrag zu „Symposium: Situationsanalyse“). In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(2), S. 189–193.
- Diaz-Bone, R. (2015): Die 'Economie des conventions'. Grundlagen und Entwicklungen der neuen französischen Wirtschaftssoziologie. Springer VS Verlag. Wiesbaden.
- Diaz-Bone, R. (Hrsg.) (2011): Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Campus.

- Dosse, F. (1996): Geschichte des Strukturalismus. Band 1: Das Feld des Zeichens, 1945–1966. Hamburg: Junius.
- Dosse, F. (1997): Geschichte des Strukturalismus. Band 2: Die Zeichen der Zeit, 1967–1991. Hamburg: Junius.
- Dosse, F. (1999): The empire of meaning. The humanization of the social sciences. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Dreyfus, H./Rabinow, P. (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt: Athenäum.
- Durkheim, E. (1984): Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eribon, D. (1998): Foucault und seine Zeitgenossen. Grafrath: Boer.
- Foucault, M. (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1973a): Die Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1973b): Wahnsinn und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1988): Die Geburt der Klinik. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1977): Sexualität und Wahrheit. Band 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1986a): Sexualität und Wahrheit. Band 2. Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1986b): Sexualität und Wahrheit. Band 3. Die Sorge um sich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
- Frank, M. (1983): Was ist Neostukturalismus? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Greimas, J. A. (1971): Strukturelle Semantik. Braunschweig: Vieweg.
- Hak, T./Helsloot, N. (Hrsg.)(1995): Michel Pêcheux: Automatic discourse analysis. Amsterdam: Rodopi.
- Hartz, R. (2013): Vom Ethos zum Verfahren. Diskursanalyse als Element einer kritischen Ontologie der Gegenwart. In: Hartz, R./Rätzer, M. (Hrsg.): Organisationsforschung nach Foucault. Bielefeld: Transcript, S. 17–38.
- Helsloot, N./Hak, T. (2007): Pêcheux's contribution to discourse analysis [47 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2). <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070218> (Abruf 19.4.2014).
- Husserl, E. (1936/2012): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Hamburg: Felix Meiner.
- Jäger, S. (2012): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Münster: Unrast.
- Keller, R. (2005): Michel Foucault (1926–1984). In: Kaesler, D. (Hrsg.): Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: Beck, S. 104–126.
- Keller, R. (2008): Michel Foucault. Konstanz: UVK.
- Keller, R. (2010a): Wissenssoziologische Diskursanalyse. 3. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2010b): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursforschung. Band 2: Forschungspraxis. 4. Auflage. Wiesbaden: VS.

- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.)(2011): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursforschung. Band 1: Theorien und Methoden. 3., erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Lepenes, Wolf (1978): Vergangenheit und Zukunft der Wissenschaftsgeschichte – Das Werk Gaston Bachelards. In: Bachelard, G. (1978): Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–34.
- Lévi-Strauss, C. (1967): Strukturele Anthropologie I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1971): Mythologica I. Das Rohe und das Gekochte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1972): Mythologica II. Vom Honig zur Asche. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1973): Mythologica III. Der Ursprung der Tischsitten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1975a): Strukturele Anthropologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1975b): Mythologica IV. Der nackte Mensch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Link, J. (1982): Kollektivsymbole und Mediendiskurse. In: kultuRRevolution 1, S. 6–20.
- Link, J. (1984): Über ein Modell synchroner Systeme von Kollektivsymbolen sowie seine Rolle bei der Diskurs-Konstitution. In: Link, J./Wülfing, W. (Hrsg.): Bewegung und Stillstand in Metaphern. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 63–92.
- Link, J. (2013): Diskurs, Interdiskurs, Kollektivsymbolik. Am Beispiel der aktuellen Krise der Normalität. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(1), S. 7–23.
- Marttila, T. (2010): Constrained constructivism in post-structural discourse analysis. In: Sociologia Internationalis 48(1), S. 91–112.
- Marttila, T. (2012): Was ist Diskursforschung nicht? In: Soziologische Revue 35(2), S. 158–167.
- Marttila, T. (2013): Whither governmentality research? A case study of the governmentalization of the entrepreneur in the French epistemological tradition [49 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 14(3). www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1303106 (Abruf 19.4.2014).
- Pêcheux, M. (1982): Language, semantics and ideology. Stating the obvious. London: Macmillan.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2010): Qualitative Sozialforschung. München: Oldenbourg.
- Rheinberger, H.-J. (2004): Gaston Bachelard und der Begriff der ‚Phänomenotechnik‘. In: Schalenberg, M./Walther, P. (Hrsg.): „... immer im Forschen bleiben“. Stuttgart. Franz Steiner Verlag, S. 297–310.
- Rheinberger, H.-J. (2007): Historische Epistemologie zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Saussure, F. de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin und New York: de Gruyter.
- Serres, M. (1994): Gnomon: Die Anfänge der Geometrie in Griechenland. In: Serres, M. (Hrsg.): Elemente einer Geschichte der Wissenschaften. Frankfurt: Suhrkamp, S. 109–175.
- Thornton, P./Ocasio, W./Lounsbury, M. (2012): The institutional logics perspective: A new approach to culture, structure and process. Oxford: Oxford University Press.
- van Dijk, T. A. (2008): Discourse and context. A sociocognitive approach. Cambridge: Cambridge University Press.

- van Dijk, T. A. (2009): Society and discourse. How social contexts influence text and talk. Cambridge: Cambridge University Press.
- van Dijk, T. A./Kintsch, W. (1983): Strategies of discourse comprehension. New York: Academic Press.
- Wedl, J. (2007): L'analyse de discours „à la Foucault“ en Allemagne: trois approches et leurs apports pour la sociologie. In: Langage et société 120, S. 35–53.
- Wodak, R./Meyer, M. (Hrsg.)(2009): Methods of critical discourse analysis. London and Thousand Oakes: Sage.
- Wrana, D. (2006): Das Subjekt schreiben. Subjektivierung und reflexive Praktiken in der Weiterbildung – Eine Diskursanalyse. Baltmannsweiler: Schneider.

Dietrich Busse

Diskursanalyse und Hermeneutik

Ein prekäres Verhältnis

Zusammenfassung: Diskursanalyse sowie Hermeneutik oder Theorie der Interpretation (von Texten oder anderen kulturellen Artefakten) stehen, glaubt man zahlreichen Aussagen Foucaults, in einem antagonistischen Verhältnis zueinander. Es gibt aber auch Parallelen in der Zielsetzung seiner ‚Archäologie des Wissens‘ und mancher Vertreter der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts (wie Schleiermacher und Boeckh), die diese zu einem Instrument einer allgemeinen Kulturanalyse erhoben haben. Das Bindeglied ist das, was man ‚Linguistische Epistemologie‘, also Erforschung des diskurskonstituierenden, text- und verstehensrelevanten Wissens nennen könnte. Den Zusammenhängen wie auch den Divergenzen zwischen Foucaultscher Diskursanalyse und solchen Spielarten der Hermeneutik soll in diesem Beitrag nachgegangen werden.

Schlagwörter: Diskursanalyse, Hermeneutik, Interpretation, Verstehen, Linguistische Epistemologie, Kontextualisierung, Wissensstrukturen, verstehensrelevantes Wissen

Summary: Discourse analysis and hermeneutics, or theory of interpretation (of texts or other kinds of cultural artifacts), are related in an antagonistic way (if we shall trust numerous statements of Foucault's). There are, however, parallels too between the aims of his "Archeology of Knowledge" and some scholars of 19th century hermeneutics (as Schleiermacher and Boeckh) who raised hermeneutics to a tool of a general analysis of culture. The link between these two kinds of approaches might be what can be called a 'linguistic epistemology', i.e. an analysis of the discourse-constituting, text- and understanding-relevant knowledge. The connections as well as the divergences between a Foucault-kind discourse analysis and these variations of hermeneutics are discussed in this paper.

Keywords: discourse analysis, hermeneutics, interpretation, text understanding, linguistic epistemology, contextualization, knowledge structures, understanding-relevant knowledge

1. Diskursanalyse und Hermeneutik – eine Nicht-Beziehung (?)

Wenn der wichtigste Begründer der Diskursanalyse (so, wie sie heute und in dieser Zeitschrift meist verstanden wird), nämlich Michel Foucault, in Bezug auf sein epochemachendes, und den Gedanken einer Diskursanalyse erstmals explizit machendes¹ Werk „Les mots et les choses“ (Die Ordnung der Dinge, 1966a) das Ziel seiner Analysen folgendermaßen beschreibt (Foucault 1973a, S. 156): „Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur Gedanken enthält“, dann liegt seine Aussage inhaltlich nicht sehr weit entfernt von einer hundert Jahre zuvor getätigten Aussage aus dem Munde eines der wichtigsten Vertreter der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts, des Schleiermacher-Schülers August Boeckh, der in seinen posthum publizierten Vorlesungen ausführte, die Aufgabe der philologischen Wissenschaft (die bei ihm gleichzusetzen ist mit der Hermeneutik) sei

„die Nachconstruction der Constructionen des menschlichen Geistes in ihrer Gesamtheit“ (Boeckh 1877, S. 16) und „Es ist die Philologie die Erkenntniss aller geistigen Productionen, welche sich manifestirt haben.“ (ebd.: S. 71)

Diskursanalyse und Hermeneutik verbindet – trotz aller (teils in heftiger Abwehr formulierter) gegenteiliger Behauptungen, insbesondere aus der Feder oder dem Munde Foucaults – anscheinend zumindest eines ihrer jeweils zentralen Ziele.

Diese Diagnose des ersten Anscheins muss aber kontrastiert werden mit zahlreichen Äußerungen Foucaults, die das genaue Gegenteil zu unterstellen scheinen. Man sollte, um ein klareres Bild zu bekommen, diese erst einmal zur Kenntnis nehmen, bevor dann mit einem genaueren Blick der Frage nachgegangen werden kann, was die verbindenden und was die möglicherweise trennenden Aspekte von Diskursanalyse und Hermeneutik sein könnten. Man muss dabei jedoch (als Diskursanalytiker, die wir sein wollen) zwischen propagandistischen Äußerungen der Protagonisten der jeweiligen Positionen (sozusagen auf der Oberflächenebene des Theoriediskurses) und

1 Nach Sheridan (1980, S. 37) hat Foucault erst in der zweiten Fassung von „Naissance de la clinique“ (1972) einige terminologische Änderungen gegenüber der Urfassung vorgenommen und statt von ‚Sprache‘ ab jetzt von ‚Diskurs‘ und statt von ‚struktureller Analyse des Signifikats‘ nunmehr von ‚Analyse eines Diskurstyps‘ gesprochen. Man kann daraus folgern: die von Foucault so oft betonte ‚Sprachferne‘ seines Diskurs-Begriffs ist nur eine oberflächliche (vielleicht rein propagandistische).

der tatsächlich (im theoretischen und methodischen Kern) feststellbaren Nähe oder Distanz beider Spielarten von Kulturwissenschaft sorgfältig unterscheiden.

Da wir von Boeckh aus einsichtigen Gründen keine Aussagen zur Diskursanalyse erwarten können, müssen wir uns allein an Foucault halten und prüfen, ob und gegebenenfalls was er zu Hermeneutik bzw. Interpretation sagt. Foucault hat uns bekanntlich eine lange Liste von Abgrenzungen hinterlassen, mit der er uns mitteilt, was alles Diskursanalyse nach seinem Dafürhalten *nicht* sein soll: keine Wortgeschichte, keine Begriffsgeschichte, keine Semantik, keine Interpretation, keine Ideengeschichte, keine Analyse von Gedanken, keine Mentalitätsgeschichte, keine Epistemologie in herkömmlichem Sinne. All dies soll Diskursanalyse nicht sein, sondern dazwischen und davor sich bewegen, indem sie die historischen Aprioris, die Möglichkeitsbedingungen und die Genealogie der Wortbedeutungen, Begriffe, Ideen, Mentalitäten und Episteme dechiffriert. Da all diese Abgrenzungen aber aus unterschiedlichen Bereichen und v.a. Stadien seines Werks stammen und nicht unbedingt ein geschlossenes Ganzes ergeben, es auch oft Stellen gibt, die das Gegenteil vermuten lassen könnten, lohnt es sich, ein wenig die Spreu vom Weizen zu trennen und (v.a. hinsichtlich des Verhältnisses von Diskursanalyse und Hermeneutik bzw. Interpretation) etwas genauer hinzuschauen.

Hermeneutik, Interpretation, Verstehen

Foucaults Abgrenzung der Diskursanalyse von *Hermeneutik* und dem, was ihr nach dem üblichen Verständnis zugrundeliegt, der *Interpretation*, bezieht sich auf die beidem unterstellte Tendenz, nach einem ‚verborgenen Sinn‘ suchen zu wollen, nach einer ‚tieferen Bedeutung‘, einem ‚wirklichen Sinn‘, die hinter der (sprachlichen, textuellen) ‚Oberfläche‘ versteckt sind, und erst durch die hermeneutischen, interpretativen Bemühungen des verständigen Interpreten ans Tageslicht gebracht werden. Die Diskursanalyse hat nach Foucault gerade nicht zur Aufgabe, einen verborgenen Sinn hinter den Äußerungen zu entdecken, sie soll vielmehr die „Monarchie des Signifikanten“ brechen (Foucault 1974, S. 48), nicht Oberflächenanalyse der Bedeutungen, nicht Interpretation, sondern Beschreibung der Tiefenstruktur diskursiver Wissensformation sein:

„Die Aussageanalyse ist also eine historische Analyse, die sich aber außerhalb jeder Interpretation hält: sie fragt die gesagten Dinge nicht nach dem, was sie verbergen.“ (Foucault 1973c, S. 159)

„Keine Interpretation“ heißt für Foucault vor allem, die Materialität des Diskurses (die Zeichen, den Text, die Beziehungen, die zwischen den Textbestandteilen – wie Zeichen, Sätzen – bestehen, kurz, das, was in der modernen Textlinguistik die *Kohärenz* eines Textes genannt wird) für unwichtig zu erklären und sie jedenfalls nicht in Hinblick auf eine Repräsentationsfunktion für ‚tieferen Sinn‘ in Betracht zu nehmen. Die Archäologie „behandelt den Diskurs nicht als Dokument, als Zeichen für etwas anderes; [...] es ist keine interpretative Disziplin“ (Foucault 1973c, S. 198).

Aufgabe der Diskursanalyse, der Archäologie in Foucaults Sinne ist es daher nicht, eine verborgene Bedeutung, gar einen verborgenen Diskurs, sichtbar zu machen. Solche Sichtweisen einer auf Texten beruhenden Analyse beschreibt er oft in (für ihn so typischen) karikierenden Worten:

„Man sucht unterhalb dessen, was manifest ist, nicht das halbverschwiegene Geschwätz eines anderen Diskurses; man muss zeigen, warum er nicht anders sein konnte als er war, worin er gegenüber jedem anderen exklusiv ist, wie er inmitten der anderen und in Beziehung zu ihnen einen Platz einnimmt, den kein anderer besetzen könnte.“ (Foucault 1973c, S. 43)

Solche Auffassungsweisen, die er offenbar gleichsetzt mit dem, was er unter Hermeneutik und Interpretation versteht, sind für ihn lediglich eine Duplizierung von Text, und keine Analyse. Er fasst ein solches (interpretatives) Vorgehen öfters in den abfällig gemeinten Begriff des ‚Kommentars‘, wie in folgendem berühmten Zitat:

„Aber andererseits hat der Kommentar, welche Methoden er auch anwenden mag, nur die Aufgabe, das *schließlich* zu sagen, was *dort* schon verschwiegen artikuliert war. Er muss (einem Paradox gehorchend, das er immer verschiebt, aber dem er niemals enttrinnt), zum ersten Mal das sagen, was doch schon gesagt worden ist, und muss unablässig das wiederholen, was eigentlich niemals gesagt worden ist. Das unendliche Gewimmel der Kommentare ist vom Traum einer maskierten Wiederholung durchdrungen: an seinem Horizont steht vielleicht nur das, was an seinem Ausgangspunkt stand – das bloße Rezitieren.“ (Foucault 1971, S. 18)

Es geht Foucault in der Diskursanalyse (verstanden als Analyse der ‚Aussagen‘, der *énoncés*) also nicht darum, „auf einer tieferen Ebene ein bestimmtes Geheimnis oder eine bestimmte Wurzel der Sprache zu suchen“ (Foucault 1973c, S. 163). (Worum es ihm positiv geht, werden wir in den Abschnitten 2 und 3 untersuchen.)

Bedeutung, Sprache, Sinn

Foucaults offensive Ablehnung der Gleichsetzung der Diskursanalyse mit *Interpretation* (ein Begriff, den er, wie wir sehen werden, an anderen Stellen durchaus auch in positivem Sinn benutzt) hängt eng mit seinem Verständnis von *Sprache, Zeichen, Bedeutung* zusammen. Dieses Verständnis (und insbesondere die Abgrenzungen und Schlussfolgerungen, die er daraus in Bezug auf die Diskursanalyse ableitet), kann vom heutigen Stand der Sprachwissenschaft und Sprachtheorie aus in keiner Weise mehr nachvollzogen werden. Es speist sich einzig und allein aus einer extremen strukturalistischen Verkürzung des Sprachbegriffs, wie sie in der starken Zuspitzung, wie Foucault sie in dessen Darstellung vornimmt, auch zu seinen Zeiten schon eher eine Karikatur als eine Zustandsbeschreibung der damaligen Linguistik war.² Entsprechend seinem reduktionistischen Sprachbegriff ist auch Foucaults Missachtung gegenüber der Bedeutungsanalyse wohl vor allem aus dieser Ablehnung der Dominanz strukturalistischer Theoreme zu erklären. Wie es deutlich wird, wenn er für seine Form der Analyse konstatiert, das Wesentliche, worauf es ihr ankomme, sei „nicht kontinuierliche Großzügigkeit des Sinns, nicht Monarchie des Signifikanten“ (Foucault 1974, S. 48). Insbesondere die „Herrschaft des Signifikanten“ lehnt er als eine „Universalität des Sinnes“ immer wieder heftig ab.³

Zwar schreibt Foucault dem modernen Denken zu, dass es „entdeckt [...], dass wir vor dem geringsten gesprochenen Wort bereits durch die Sprache beherrscht und von ihr durchdrungen sind“ (Foucault 1971, S. 364), und „dass sie eine notwendige Vermittlung für jegliche wissenschaftliche Erkenntnis ist, die sich als Diskurs manifestieren will“ (ebd., S. 361), doch führt die Sprache in seinem Diskurskonzept selbst eher ein Schattendasein. Ana-

2 Das Irrige in Foucaults Darstellung der Linguistik und des Sprachbegriffs, das auch schon zu Zeiten des Verfassens seiner Arbeiten als solches gelten musste, ist in der Literatur mehrfach deutlich herausgearbeitet worden (siehe dazu die Zitate und Nachweise in Busse 1987, S. 242 ff.). Über Foucaults Motive für seine demonstrative ‚Sprachfeindlichkeit‘ kann man nur spekulieren. Offenbar wollte er sich und seinen Ansatz um jeden Preis vom damals modischen, ja vor allem aus linguistischen und sprachtheoretischen Wurzeln (Saussure) gespeisten ‚Strukturalismus‘ abgrenzen. Insbesondere ging ihm offenbar die ubiquitäre ‚Sprachdominanz‘ des allgemeinen Strukturalismus und Neostrukturalismus gegen den Strich, also das Bemühen seiner Zeitgenossen, Alles und Jedes in Sprache, Literatur, Philosophie, Ethnologie, Soziologie, Philosophie, Psychoanalyse etc. auf Strukturmuster zurückzuführen, die aus der Zeichentheorie des Sprachwissenschaftlers Saussure gewonnen worden waren.

3 „Die Analyse des so verstandenen Diskurses enthüllt nicht die Universalität eines Sinnes, sondern sie bringt das Spiel der – mit der fundamentalen Kraft der Affirmation – aufgezwungenen Knappheit an den Tag“ (Foucault 1974, S. 48).

lyse von Diskursen, von Episteme, des Archivs, ist für ihn also nicht Analyse der Sprache im üblichen Sinne (Foucault 1973b, S. 169 f.): „Mein Gegenstand ist [...] nicht die Sprache, sondern das Archiv, das heißt die Existenz von zusammengetragenen Diskursen.“ Es geht in seinen Augen auch nicht darum, irgendwelche etwaig verborgenen Grundprinzipien des Funktionierens von Sprache zu enthüllen:

„Die Aussagen in sich selbst zu betrachten, wird nicht bedeuten, jenseits all dieser Analysen und auf einer tieferen Ebene ein bestimmtes Geheimnis oder eine bestimmte Wurzel der Sprache zu suchen, die sie vernachlässigt hätten.“ (Foucault 1973c, S. 163)

Schon gar nicht ist der Diskurs eine Ebene, bei der (und dessen Analyse) es um etwas gehe, was Subjekte, Individuen mit ihrem individuellen Bewusstsein oder Verstehen aus dem Material des Diskurses machen:

„Der Diskurs, zumindest so, wie er von der Archäologie analysiert wird, das heißt auf der Ebene seiner Positivität, ist kein Bewusstsein, das sein Vorhaben in der äußerlichen Form der Sprache unterbringt; ist nicht eine Sprache plus ein Subjekt, das die Sprache spricht. Es ist eine Praxis, die ihre eigenen Formen der Verkettung und Abfolge besitzt.“ (Foucault 1973c, S. 241)

Diskursanalyse ist für Foucault daher keine Bedeutungsanalyse (jedenfalls nicht in dem reduktionistischen Sinn, in dem ‚Bedeutung‘ damals im Strukturalismus – auf jeden Fall von ihm selbst – verstanden wurde):

„Der Diskurs ist nicht in ein Spiel von vorgängigen Bedeutungen aufzulösen. Wir müssen uns nicht einbilden, dass uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben.“ (Foucault 1974, S. 36)

Hier lässt sich seine ‚Bedeutungskritik‘ an seine Ablehnung von *Interpretation* und *Verstehen* anschließen. Jedoch bleibt Foucaults Verhältnis zu Sprache und Sprachanalyse trotz der scheinbaren Eindeutigkeit all solcher Aussagen letztlich doch zwiespältig. Zwar spricht er noch in der Schlussapothese der ‚Ordnung der Dinge‘ der Linguistik eine wichtige Rolle zu:

„Der Linguistik könnte es blühen, eine viel fundamentalere Rolle zu spielen [...]. Unter einem mit ihr bewaffneten Blick gelangen die Dinge zur Existenz nur, insoweit sie die Elemente eines Zeichensystems bilden können.“ (Foucault 1971, S. 456)

Von dieser Heraushebung des sprachlichen Gesichtspunktes der Diskursanalyse ist aber kurze Zeit später in seiner ‚Archäologie des Wissens‘ kaum noch etwas zu spüren. Hier liegt zweifellos eine Entwicklung vor, die Foucault (vielleicht um die Eigenständigkeit seiner Analyse zu unterstreichen) wegführt von dem Sprachuniversalismus der strukturalistischen Bewegung hin zu einer eigenen, diskursbasierten Begrifflichkeit. Demnach besteht die Aufgabe darin,

„nicht [...] die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen [...], sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen“.
(Foucault 1973c, S. 74)

Man kann die hier vorgenommene Verschiebung des analytischen Blicks als sprachfern, als linguistik- und bedeutungsfeindlich interpretieren. Geht man aber von einem heutigen, nicht mehr strukturalistisch verengten Sprachbegriff aus, dann ließe sich Foucaults Analyseidee durchaus wieder als sprachnäher auffassen, wie es auch folgende Äußerung nahelegt: „Die Sprache in der Instanz ihrer Erscheinung und ihrer Seinsweise ist die Aussage“ (Foucault 1973c, S. 165). Mit der ‚Aussage‘ (‘énoncé’) wäre man fast auf der Ebene der heutigen kognitiven (bzw. epistemologischen) Linguistik⁴ angelangt, würde Foucault eine Diskursanalyse nicht auch von der ‚Freilegung von Gedanken‘ strikt abgrenzen.

Gedanken, Ideen

Ausgangspunkt unserer Überlegungen zum Verhältnis der Diskursanalyse Foucaults zu Hermeneutik und Interpretation war Foucaults Bemerkung: „Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur *Gedanken* enthält“ (Foucault 1973a, S. 156). Ausgehend von dieser Bemerkung ist es dann zunächst überraschend, dass er in einem Zuge mit seiner Ablehnung von *Interpretation*, *Verstehen*, *Bedeutungsanalyse*, *Sprachanalyse* auch das Suchen der ‚hinter den Wörtern, Zeichen, Begriffen, Texten stehenden‘ *Gedanken* und *Ideen*, *Vorstellungen* als verfehlt bzw. nicht im Sinne seiner Vorstellung von Diskursanalyse markiert. So erwähnt er eine

4 Zur Nähe der Zielsetzungen einer wissensanalytischen Semantik zur Diskursanalyse Foucaults siehe vor allem Busse (2007b, 2013a, 2013b) sowie Busse (2012, S. 805 ff.).

„geringfügige Verschiebung, die hier für die Geschichte der Ideen vorgeschlagen wird und die darin besteht, dass man nicht Vorstellungen hinter den Diskursen behandelt, sondern Diskurse als geregelte und diskrete Serien von Ereignissen.“ (Foucault 1974, S. 41)

Die ‚Archäologie versucht nicht, Gedanken freizulegen‘; sie „behandelt den Diskurs nicht als Dokument, als Zeichen für etwas anderes; [...] sie wendet sich an den Diskurs in seinem ihm eigenen Volumen als *Monument*“ (Foucault 1973c, S. 198). Sie „sucht nicht die wirkliche Idee eines Autors, Werks etc.“ (ebd., S. 200). Die Archäologie „ist weder Psychologie, noch Soziologie, noch allgemeine Anthropologie“ (ebd., S. 199).

So weit die für Foucaults Argumentationsweise typischen Abgrenzungen und Negativbestimmungen. War die im eingangs vorgenommenen Vergleich der Bemerkungen von Foucault und Boeckh aufscheinende Nähe zumindest der Zielsetzungen von Diskursanalyse und Hermeneutik also nur scheinbar, war sie ein Irrtum? Um das herauszufinden, muss etwas tiefer in die Zielsetzungen und Arbeitsweisen beider Ansätze eingedrungen werden. Nachfolgend werden dabei zwei thematische Stränge in beiden Bereichen nachgezeichnet, die möglicherweise eine Vergleichsebene für sie markieren: die Suche nach ‚Verborgenen‘ und die Beschreibung von zugrundeliegenden Strukturen.

2. Diskursanalyse und die Suche nach ‚Verborgenen‘

Wir haben gesehen, dass Foucault die Diskursanalyse in Form der von ihm vertretenen Idee einer *Archäologie* dezidiert nicht als eine (als solche jedoch der Hermeneutik, Textinterpretation und Theorie des Textverstehens als zentrales Ziel unterstellte) ‚Suche nach Verborgenen‘ (verborgenen Inhalten, Bedeutungen, Wissen) verstanden wissen wollte: „sie fragt die gesagten Dinge nicht nach dem, was sie verbergen“ (Foucault 1973c, S. 159). Man könnte solche Aussagen so interpretieren, als käme es der Diskursanalyse vorgeblich nicht darauf an, ‚unbewusste‘ Bestände von Sinn, Bedeutung, Wissen zu erfassen und offenzulegen. Generell ist Foucault der Metapher des ‚Offenlegens‘ von Verborgenen ja äußerst kritisch gegenüber eingestellt. Andererseits lesen wir jedoch in der Einleitung zur deutschen Ausgabe der ‚Ordnung der Dinge‘ (Foucault 1971, S. 11):

„Was ich jedoch erreichen wollte, war, ein positives Unbewusstes des Wissens zu enthüllen: eine Ebene, die dem Bewusstsein des Wissenschaftlers entgleitet und dennoch Teil des wissenschaftlichen Diskurses ist.“

Und wir lesen in der ‚Archäologie des Wissens‘ sogar:

„Man muss jene dunklen Formen und Kräfte aufstöbern, mit denen man gewöhnlich die Diskurse der Menschen miteinander verbindet.“
(Foucault 1973c, S. 34)

Also kommt es Foucault dann eben *doch* darauf an, mit der Methode der Diskursanalyse, der ‚Archäologie‘, etwas ‚offenzulegen‘, was zuvor zumindest den betroffenen, die ‚Produkte‘ oder ‚materiellen Substrate‘ des Diskurses geistig verarbeitenden Individuen (und selbst den die Diskurse untersuchenden Wissenschaftlern) zuvor ‚unbewusst‘ war. Es geht eben doch um „aufstöbern [von] dunklen Formen und Kräften des Wissens“.

Foucaults zuvor zitierte Bemerkung lässt sich bestens anschließen an eine ähnlich klingende des wichtigsten Hermeneutikers des 19. Jahrhunderts, F.D.E. Schleiermacher:

„Denn weil wir keine unmittelbare Kenntnis dessen haben, was in ihm [dem Autor eines Textes, Satzes] ist, so müssen wir vieles zum Bewusstsein zu bringen suchen, was ihm unbewusst bleiben kann, außer sofern er selbst reflektierend sein eigener Leser wird. Auf der objektiven Seite hat er auch hier keine anderen Data als wir.“ (Schleiermacher 1838, S. 94)

Also auch hier wieder eine mögliche Gemeinsamkeit? Oder ist es nur eine scheinbare? Spricht nicht aus Schleiermachers berühmten Satz, wonach auch der Autor oder Sprecher eines Satzes, Textes selbst bei dessen Interpretation „keine anderen Data als wir“ (also die Interpreten und Philologen) habe, dieselbe Art von Korpusorientierung (im Sinne einer Orientierung an der puren Ausdrucksseite der Zeichen oder Texte, ihrer puren Materialität), die wir auch bei Foucault finden? Und zwar da, wo dieser schreibt:

„Die Aussageanalyse kann niemals sich auf etwas anderes beziehen als auf gesagte Dinge, auf Sätze, die wirklich ausgesprochen oder geschrieben worden sind, auf Bedeutungselemente, die geschrieben oder artikuliert worden sind.“ (Foucault 1973c, S. 159)⁵

5 Siehe auch folgende Bemerkung: „So erscheint das Vorhaben einer *reinen Beschreibung der diskursiven Ereignisse* als Horizont für die Untersuchung der sich darin bildenden Einheiten.“ (Foucault 1973c, S. 41)

Vielleicht kommen wir an die Wurzeln der möglichen Gemeinsamkeiten von Diskursanalyse und Hermeneutik, wenn wir folgende Ausführungen von Schleiermachers Schüler Boeckh (1877, S. 112) lesen:

„Der Sprechende oder Schreibende setzt mit Bewusstheit oder unwillkürlich voraus, dass die, an welche er sich wendet, nicht nur seine Worte *grammatisch* verstehen, sondern bei denselben mehr denken, als sie an sich besagen, weil ihr Inhalt mit historisch gegebenen Verhältnissen in realer Verbindung steht und also jeden Kundigen an dieselben erinnert.

Der objective Wortsinn an sich, wie ihn die grammatische Auslegung bestimmt, ist selbst das Resultat unausgesprochener Voraussetzungen, welche die historische Auslegung zu ermitteln hat.“

An dieser Aussage fällt auf: Boeckh spricht hier gar nicht (wie Foucault der Hermeneutik unterstellt), von „verborgenem Sinn“, sondern, viel allgemeiner, von „unausgesprochenen Voraussetzungen“ eines Textes, Satzes, Wortes, von dem, was in ihm bzw. seinem Gebrauch „unwillkürlich vorausgesetzt“ wird. Eine solche Formulierung des Problems jeder textgestützten Analyse (nenne sie sich nun ‚Hermeneutik‘ oder ‚Archäologie‘ oder ‚Diskursanalyse‘) liegt schon ziemlich nahe an Foucaults Intentionen. Die von Boeckh hier formulierte Idee ist epistemologisch orientiert und damit nahe an den Zielen einer ‚Archäologie des Wissens‘! Die „historisch gegebenen Verhältnissen“, von denen Boeckh hier spricht, könnten durchaus auch diskursive Strukturen, Voraussetzungen, Möglichkeitsbedingungen im Sinne von Foucault und seiner Diskursanalyse sein.

Wenn Foucault die Diskursanalyse als eine Analyse zugrundeliegender Regelmäßigkeiten, Tendenzen, Wirkmechanismen, Strukturen beschreibt, dann ist auch dies in gewissem Sinne die ‚Freilegung‘ von etwas, das vorher dem Auge des ‚normalen Diskursbeteiligten‘ verborgen war. Letztlich zielt Foucault wie oben Boeckh auf eine Analyse von Bedingungen, die nicht im Subjekt der Diskursbeteiligten (nicht von Autor, nicht von Rezipient) verortet sind, sondern vor diesen, außerhalb dieser liegen, etwa wenn er schreibt:

„Mir scheint, dass die historische Analyse des wissenschaftlichen Diskurses letzten Endes Gegenstand nicht einer Theorie des wissenden Subjekts, sondern vielmehr eine Theorie diskursiver Praxis ist.“ (Foucault 1971, S. 15)

In dem Ziel der Analyse von *Bedingungen* (so ist ja nicht zufällig der Begriff der ‚Möglichkeitsbedingung‘ ein zentraler Begriff Foucaults für seine ‚Archäologie des Wissens‘), von *Voraussetzungen*, von *Kontexten* des Wissens und

seiner Aktivierung (gleich, ob man diese Aktivierung als individuenbezogen-verstehend oder als Teil einer ‚diskursiven Praxis‘ untersucht), wie von den *Strukturen des Wissens* selbst (das nur Hermeneutiker, nicht jedoch Foucault als ‚verstehensrelevantes‘ Wissen apostrophieren würden) könnte ein verbindendes Interesse von Foucaultscher Diskursanalyse und Hermeneutik liegen, das eine fundamentale Gemeinsamkeit beider Ansätze über alle erkennbaren Differenzen hinweg konstituiert. Auch dafür nachfolgend wieder einige Indizien.

3. Strukturen, Felder, Kontexte

Eine gewisse, deutlich erkennbare Gemeinsamkeit von Diskursanalyse (bzw. ‚Archäologie‘) und Hermeneutik könnte in der Überzeugung liegen, dass es gewisse *Strukturen* oder *Ordnungen des Wissens* gibt, welche für Foucault die Voraussetzung und Möglichkeitsbedingung für das Auftreten ‚diskursiver Ereignisse‘ und die Entfaltung einer je verschiedenen, aber letztlich genealogisch vorgeprägten ‚diskursiven Praxis‘ sind, für die Hermeneutik (wie z. B. bei Schleiermacher und Boeckh) aber als ‚Kontexte‘ oder historisch je spezifische ‚Wissensgebiete‘ eine unabdingbare Voraussetzung einer angemessenen Textinterpretation, eines angemessenen Verstehens, darstellen. Bei Foucault liest sich dies zunächst so:

„Die fundamentalen Codes einer Kultur – die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen – fixieren gleich zu Anfang für jeden Menschen die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird.“ (Foucault 1971, S. 22)

Genau die hier von ihm genannten ‚Codes einer Kultur‘ könnten es sein, die Boeckh (1877, S. 71) veranlasst haben könnten, die Hermeneutik bzw. Philologie nicht nur als eine solche von Texten, sondern als eine für „alle geistigen Productionen, welche sich manifestirt haben“, zu konzipieren. Beider Analyse zielt offenbar auf ‚empirische Ordnungen‘, die nur als ‚Ordnungen des Wissens‘ vorgestellt werden können.

Für die Hermeneutik ist die Suche nach Hintergründen und Kontexten des vorliegenden Textes, die für sie immer auch als Strukturen und Ordnungen des Wissens der Epoche oder des Bereichs, dem der Text entstammt, zur Geltung kommen, eine der zentralen Aufgaben einer ‚kunstmäßigen‘ Textauslegung und dementsprechend ein zentraler Bestandteil ihrer Theorie. So schreibt Schleiermacher (das französische Wort für das von ihm hier verwendete ‚Rede‘ ist ja nicht zufällig ‚discours‘):

„Ebenso ist jede Rede immer nur zu verstehen aus dem ganzen Leben, dem sie angehört, d.h. da jede Rede nur als Lebensmoment des Redenden in der Bedingtheit aller seiner Lebensmomente erkennbar ist, und dies nur aus der Gesamtheit seiner Umgebungen, [...] so ist jeder Redende nur verstehbar durch seine Nationalität und sein Zeitalter.“ (Schleiermacher 1838, S. 78)

Es spricht nichts dagegen, die für Foucaults Analysemodell so wichtige ‚diskursive Praxis‘ unter das zu subsumieren, was Schleiermacher hier ‚Lebensmomente‘ nennt (auch wenn Foucault den hier durchscheinenden Individuenbezug natürlich ablehnen würde). Wenn Schleiermacher in seinem ‚ersten Kanon‘ der Auslegung den verstehensrelevanten Kontext noch als eher sprachlichen Kontext zu bestimmen scheint, so wird daraus bei Boeckh schon ein stärker epistemisch aufgefasster Wissenskontext. Aus dem Sprachgebiet wird, so könnte man es sagen, ein Wissensgebiet, aus den Strukturen und Bedingungen der Sprache werden Strukturen und Bedingungen des Wissens (wie sie dann später auch bei Foucault zum Gegenstand werden). Heißt es bei Schleiermacher (1838) noch:

„Alles, was noch einer näheren Bestimmung bedarf in einer gegebenen Rede, darf nur aus dem dem Verfasser und seinem ursprünglichen Publikum gemeinsamen Sprachgebiet bestimmt werden.“ (ebd., S. 101) und

„Indem ich das Sprachgebiet kenne, erkenne ich die Sprache, wie der Verfasser ihr Produkt ist und unter ihrer Potenz steht.“ (ebd., S. 167)

so heisst es dann bei Boeckh (1877, S. 82):

„Der Sinn der Mittheilung ist aber ferner bedingt durch die realen Verhältnisse, unter denen sie geschieht, und deren Kenntniss bei denjenigen vorausgesetzt wird, an welche sie gerichtet ist. Um eine Mittheilung zu verstehen, muss man sich in die Verhältnisse hineinversetzen. Ein Schriftwerk z.B. erhält seine wahre Bedeutung erst im Zusammenhange mit den gangbaren Vorstellungen der Zeit, zu welcher es entstanden ist. Diese Erklärung der realen Umgebung nennen wir historische Interpretation. [...] Die historische Interpretation schliesst sich eng an die grammatische an, indem sie untersucht, wie der Wortsinn an sich durch die objectiven Verhältnisse modificirt wird.“

Man kann in diesen Formulierungen nicht nur die Anspielung auf hermeneutische Aspekte wie *Situation* und *Kontext* sehen; vielmehr lassen sie es zu, darunter auch an Aspekte wie *diskursiven Raum* und *diskursive Praxis* zu

denken. Insbesondere wenn Boeckh hier die ‚objectiven Verhältnisse‘ anspricht, spricht nichts dagegen, als Teil dieser objektiven Verhältnisse auch die Bedingungen und Strukturen des Diskurses und der diskursiven Praktiken zu sehen.

Was die dabei zentrale Rolle der Sprache betrifft, so finden sich bei Foucault Aussagen, die sich direkt an ähnlich lautende Aussagen von Schleiermacher oder Boeckh anschließen lassen. So z.B.:

„Was sie [unsere Interpretation, D.B.] entdeckt, ist nicht die Souveränität eines ersten Diskurses, sondern die Tatsache, dass wir vor dem geringsten gesprochenen Wort bereits durch die Sprache beherrscht und von ihr durchdrungen sind.“ (Foucault 1971, S. 364)

Wie für Foucault ist auch für Schleiermacher (1838, S. 78) die Sprache nicht bloß ein Code äußerlicher Zeichen, sondern eine Ordnung des Wissens zugleich: „Die Sprache ist nicht nur ein Complexus einzelner Vorstellungen, sondern auch ein System von der Verwandtschaft der Vorstellungen.“ Es liegt nahe, die von Foucault verfolgte ‚Archäologie des Wissens‘ eben genau als eine solche Forschung aufzufassen, welche unter anderem die hier von Schleiermacher angesprochene ‚Verwandtschaft der Vorstellungen‘ zu untersuchen hat.

In jeder Hermeneutik ist (ob ausgesprochen oder nicht) der Begriff des ‚Kontextes‘ zentral. Das kann zum einen einfach das meinen, was Textlinguisten heutzutage zur präziseren Abgrenzung lieber ‚Ko-Text‘ nennen, d.h. die eine zu interpretierende, zu verstehende Textstelle (Wort, Satz, Textabschnitt) umgebenden Zeichen und Textabschnitte; häufig oder sogar öfter ist aber das gemeint, was man eher den ‚geistigen Kontext‘ nennen sollte (bei Schleiermacher wird beides oft ununterschieden als ‚Gebiet‘ bezeichnet). ‚Kontext‘ wird damit zu einem epistemologischen Begriff, einem Begriff der Wissensanalyse, und sollte daher auch der Forschungsidee von Foucaults ‚Archäologie des Wissens‘ nicht fremd sein.⁶ Und tatsächlich finden wir damit verwandte Ideen bei Foucault, allerdings eher unter der metaphorischen Bezeichnung des ‚Feldes‘ (von ‚Aussagen‘ bzw. ‚énoncés‘):

„Anstatt die Begriffe in einem virtuellen deduktiven Gebäude erneut anordnen zu wollen, müsste man die Organisation des Feldes der Aussagen beschreiben, in dem sie auftauchen und zirkulieren.“ (Foucault 1973c, S. 83)

6 Zum Zusammenhang von Diskursanalyse und Kontextualisierung siehe ausführlich Busse (2007a).

Foucault unterscheidet in der ‚Archäologie des Wissens‘ dann verschiedene Typen solcher ‚Felder‘:

„Die Konfiguration des Äußerungsfeldes umfasst auch [...] ein *Feld der Präsenz* (und darunter muss man alle bereits formulierten Aussagen verstehen, die in einem Diskurs als anerkannte Wahrheit, als exakte Beschreibung, als begründete Überlegung oder notwendige Annahme wieder aufgenommen werden; man muss auch die darunter verstehen, die kritisiert, diskutiert und beurteilt werden, wie die, die zurückgewiesen oder ausgeschlossen werden).“

„Von diesem Feld der Präsenz unterschieden kann man u. a. ein *Feld der Begleitumstände* [champ de concomitance] beschreiben (es handelt sich dabei um Aussagen, die völlig andere Gegenstandsbereiche betreffen und zu völlig anderen Diskurstypen gehören; die aber unter den untersuchten Aussagen insofern aktiv werden, als sie als analoge Bestätigung dienen oder als allgemeine Prinzipien und akzeptierte Prämisse für eine Überlegung).“

„Schließlich umfasst das Äußerungsfeld das, was man ein *Erinnerungsgebiet* [domaine de memoire] nennen könnte (es handelt sich um die Aussagen, die nicht mehr zugelassen und nicht diskutiert werden, die infolgedessen kein Korpus von Wahrheiten oder ein Gültigkeitsgebiet definieren, sondern im Hinblick auf die sich Beziehungen der Ableitung, der Genese, der Transformation der historischen Kontinuität und Diskontinuität herstellen).“ (Foucault 1973c, S. 85 f.)

Was Foucault hier macht, kann gelesen werden als eine Erweiterung oder Präzisierung des Kontextbegriffs aus den engen Grenzen einer korpusbegrenzten Text-Philologie in Richtung auf eine allgemeinere epistemologische Analyse.

„Das assoziierte Feld, das aus einem Satz oder einer Folge von Zeichen eine Aussage macht und ihnen gestattet, einen determinierten Kontext, einen spezifizierten repräsentativen Inhalt zu haben, bildet ein komplexes Raster. Es wird zunächst durch die Folge anderer Formulierungen konstituiert, in die die Aussage sich einschreibt und wovon sie ein Element bildet.“

„Es wird auch aus der Menge der Formulierungen gebildet, auf die die Aussage sich (implizit oder nicht) bezieht; es gibt keine Aussage, die auf die eine oder andere Weise nicht erneut andere aktualisiert.“

„Es wird weiterhin durch die Menge der Formulierungen konstituiert, deren spätere Möglichkeit die Aussage bewerkstelligt, und die als ihre Konsequenz oder ihre natürliche Folge oder ihre Erwidern nach ihr kommen können.“

„Es wird schließlich von der Menge der Formulierungen konstituiert, deren Status die infragestehende Aussage teilt.“

„Eine Sequenz von sprachlichen Elementen [ist] eine Aussage nur dann, wenn sie in ein Aussagefeld eingetaucht ist, wo sie dann als ein besonderes Element erscheint.“ (Foucault 1973c, S. 143 ff.)

Die Entgrenzung, die Foucault hier für den Begriff des ‚Kontextes‘ vornimmt, wird nicht nur darin deutlich, dass er hier trotz anderenorts kritischen Bemerkungen gegenüber dem Terminus ‚Kontext‘ (in seinem allgemeinen Verständnis) ihn hier gleichwohl in positivem Sinne für seine Idee des ‚Aussagefeldes‘ benutzt. Sie wird insbesondere darin deutlich, dass er ihn zu einem allgemeinen Begriff macht, der Wissensstrukturen ebenso meinen kann wie zugrundeliegende Raster, Aussagebedingungen und Determinationen – kurz, alles was Foucault für seine Idee einer ‚Genealogie‘ so wichtig war. Die Entgrenzung des Kontextbegriffs in die Episteme hinein, die Foucault hier vornimmt, ist nicht sehr weit entfernt von der ähnlichen Entgrenzung, die vor ihm bereits der Hermeneutiker Boeckh vorgenommen hat.

Hermeneutik und Diskursanalyse begegnen sich also vor allem auf dem Gebiet, das für beide gleichermaßen wichtig und unabdingbare Voraussetzung für Theorie und analytische Praxis ist, der Untersuchung der Kontextualisierungen, Raster und Strukturen des Wissens, das aller Interpretation, jeder Sprache, aber auch allen Diskursen oder diskursiven Ereignissen zugrundeliegt (bzw. in ihnen zur Wirkung kommt). Entfaltet wird dieser Zusammenhang in besonderer Intensität beim Hermeneutiker Boeckh. Wir hatten bereits eingangs gesehen, dass für ihn die Aufgabe der Philologie als der verstehenden Wissenschaft „die Nachconstruction der Constructionen des menschlichen Geistes in ihrer Gesamtheit“ (Boeckh 1877, S. 16) ist, dass für sie immer gilt:

„Hiernach scheint die eigentliche Aufgabe der Philologie das Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d.h. des Erkannten zu sein. Es wird überall von der Philologie ein gegebenes Wissen vorausgesetzt, welches sie wiederzuerkennen hat.“ (Boeckh 1877, S. 10)

Diese These vom ‚Erkennen des Erkannten‘ hat Boeckh immer wieder quasi formelhaft wiederholt:

„Sieht man auf das Wesen der philologischen Thätigkeit selbst [...], so ist die Philologie – oder, was dasselbe sagt, die Geschichte Erkenntniss des Erkannten.“ (Boeckh 1877, S. 11)

Dass es ihm dabei (wie auch Foucault) besonders auch auf Strukturen des Wissens (bei Foucault in seiner Gesamtheit als ‚épistémè‘ angesprochen) ankommt, machen folgende Bemerkungen deutlich:

„In Wahrheit hat die Philologie einen höheren Zwecke; er liegt in der historischen Construction des ganzen Erkennens und seiner Theile.“ (ebd., S. 14)

Zum Unterschied der Philologie zur Philosophie: „Sie construiert historisch, nicht aus dem Begriffe; aber ihr letztes Endziel ist doch, dass der Begriff im Geschichtlichen erscheine.“ (Boeckh 1877, S. 17)

Wer vom Wissen als ‚Constructionen‘ spricht, der meint *Strukturen*, und damit auch *Bedingungen* und *Voraussetzungen* (des Wissens).

Wenngleich Foucault peinlich bestrebt ist, seine Auffassung von Diskursanalyse, von Archäologie oder Genealogie des Wissens strikt von jeglicher Hermeneutik, Interpretation, Verstehen, Sprachanalyse, Denkgeschichte, Begriffsgeschichte, Vorstellungsanalyse usw. abzugrenzen, so würde es nicht verwundern, wenn umgekehrt Boeckh, durch eine Zeitmaschine in unsere Jetztzeit versetzt, feststellen würde, dass das von Foucault Gewollte mit dem von ihm Gewollten durchaus kompatibel ist. Die von Boeckh in dieser Richtung formulierten Ansprüche halten in ihrem Totalitätsanspruch mit denjenigen, die Foucault so zahlreich formuliert hat, in jedem Fall mit:

„Da die Grundsätze, nach denen man verstehen soll, die Functionen des Verstehens, überall dieselben sind, so kann es keine specifischen Unterschiede der Hermeneutik nach dem Gegenstande der Auslegung geben.“ (Boeckh 1877, S. 80)

Im Unterschied zu Foucault knüpft Boeckh aber jede Analyse vergangenen Wissens, in seinen Worten: jede ‚Erkenntniss des Erkannten‘, an den Begriff des ‚Verstehens‘:

„Nach dem von uns aufgefundenen Begriff ist die Philologie *Erkenntniss des Erkannten*, also eine Widererkenntnis eines gegebenen Erkennens; ein Erkanntes wiedererkennen heisst aber es *verstehen*.“ (Boeckh 1877, S. 53)

Ohne ‚Verstehen‘, so könnte man seine Argumentation deuten, gibt es keinen Zugang zum Wissen (seinen Strukturen, seinen Bedingungen und Voraussetzungen). Medium des Zugangs zum Wissen ist zuvorderst die Sprache, wie es bereits Schleiermacher unmissverständlich herausgestellt hat:

„Der Einzelne ist in seinem Reden durch die (gemeinsame) Sprache bedingt und kann nur die Gedanken denken, welche in seiner Sprache schon ihre Bezeichnung haben.“ (Schleiermacher 1838, S. 78)

Konkretes Material sind (neben anderen kulturellen Artefakten) insbesondere Diskurse, Texte, die das Material einer epistemologischen Analyse, wie sie Foucault vorschwebt, darstellen. Diskursanalyse ist daher zu einem guten Stück Lesen, wie er selbst andeutet: „Man sollte alles lesen, alles studieren. Anders gesagt, muß man das Generalarchiv einer bestimmten Epoche zur Verfügung haben“ (Foucault 1973a, S. 150). Lesen setzt aber immer Verstehen voraus.

Man muss an diesem Punkt also folgendes konstatieren: Foucault war immer peinlichst bestrebt seine Idee der ‚Diskursanalyse‘, die bei ihm freilich anders hieß, nämlich ‚Archäologie des Wissens‘, ‚Genealogie‘ (des Wissens), ‚Aussagenanalyse‘ (im Sinne von: Analyse der ‚énoncé‘), Analyse der Episteme (‚épistémè‘) einer Epoche, von anderen Ansätzen, mit denen verwechselt zu werden er für sein eigenes ‚Modell‘ fürchtete wie der Teufel das Weihwasser, abzugrenzen, seien es Hermeneutik, Interpretation, Verstehen, Begriffsanalyse, Ideengeschichte, Bedeutungsanalyse usw. Dabei verkennet er, dass es zwischen den von ihm antagonistisch inszenierten Analyserichtungen größere Übereinstimmungen gibt, als er zuzugeben bereit war. Einige dieser Übereinstimmungen sind sachlicher Art, und daher unvermeidbar, wie im Folgenden – nunmehr von den Textquellen gelöst – in einer allgemeinen Würdigung zusammenfassend und fokussierend herausgearbeitet werden soll.

4. Diskursanalyse und Hermeneutik – eine Bilanz

Wir haben uns den Differenzen und möglichen Gemeinsamkeiten zwischen Diskursanalyse und Hermeneutik (Archäologie und Textinterpretationstheorie) bisher von Textstellen aus Werken beider Richtungen genähert. Dies reicht für eine Bilanz aber nicht aus. Es gibt abseits der zu einem guten Teil eher programmatischen Selbsterklärungen und Selbstdefinitionen der herangezogenen Autoren nämlich gravierende Gründe dafür, warum eine strikte antagonistische Abgrenzung der *Diskursanalyse* von *Hermeneutik* und *Interpretation* in der strikten Form, wie Foucault sie uns offenbar nahe legen will, prinzipiell nicht durchgehalten werden kann. Diese Gründe sind grundla-

gentheoretischer und methodischer Natur und können in diesem Aufsatz aus Platzgründen nur angedeutet, nicht aber vollends ausgeführt oder begründet werden.⁷

Zwar sind ‚diskursive Ereignisse‘ immer nur in Form formulierter sprachlicher Sequenzen analysierbar und fassbar, wie Foucault (1973c, S. 42) selbst zugibt, doch liegt das Interesse der Diskursanalyse (der Archäologie des Wissens) nicht darin, diese als solche zu beschreiben, sondern die hinter ihnen stehende Funktion in einem Feld des Wissens, der diskursiven Wirklichkeitsgestaltung, aufzuhellen. Die Analyse der ‚Aussagen‘ im Sinne Foucaults meint gerade die Untersuchung sämtlicher diskursiver Ereignisse, vornehmlich sprachlicher Sequenzen (aber nicht nur sprachlicher), auf ihre Funktion in einem solchen Feld des Wissens hin. Dabei kommt die diskursive Formation auch als „Oberfläche des Auftauchens der Gegenstände“, für die sie „Instanzen der Abgrenzung“ und „Spezifikationsraster“ enthält, in den Blick (ebd., S. 62 ff.). Dies kann aber nicht verdecken, dass der Zugang immer nur über sprachliche Zeichen (Sätze, Texte) erfolgen kann, die zuvor vom Forscher verstanden worden sein müssen, bevor er über sie das Raster einer diskursorientierten Analyse legen kann.

Es soll in der Analyse diskursiver Regelmäßigkeit insbesondere herausgefunden werden, „wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihre Stelle“ (ebd., S. 42). Man hat Foucault daraufhin Determinismus vorgeworfen, doch handelt es sich meines Erachtens um nichts anderes, als durch das Aufzeigen von Wissensstrukturen und deren Einbindung in Strategien der kognitiven Handhabung der Wirklichkeit den historischen Ort jedes diskursiven Ereignisses, jeder Aussage, jeder Theorie, jedes Textes, jeder neu auftauchenden Praktik etc. zu bestimmen. Es soll gezeigt werden, warum die am Diskurs beteiligten Individuen zu ihrer Zeit und in ihrer wissensmäßigen Beschränkung nicht anders denken, nicht anders reden konnten, als sie es taten; welche Voraussetzungen es möglich gemacht haben, dass neue Gegenstände auftauchten, welche es verhindert haben, dass bestimmte Einsichten sich ausbreiteten; in welchen Querverbindungen bestimmte Aussagen zu anderen, themenfremden Aussagen standen. Eine solche Analyse ist genuin historisch: Indem sie das Gesetz des Auftretens bestimmter Wissenssegmente in verschiedenen thematischen Bereichen aufsucht, die Wiederholung bzw. Häufung bestimmter Wissensmomente und -strukturen auf ihre Regelmäßigkeit hin durchleuchtet, beschreibt sie das diachrone Entstehen und Verändern von Wissen. Die historische Ana-

7 Die nachfolgende Darstellung nimmt zusammenfassend Überlegungen aus Busse (1987, S. 229 ff., S. 250, S. 266 f., S. 297 ff.) sowie aus Busse (2003, S. 35 f.; 2006, S. 135 f. und 2008b, S. 135) wieder auf.

lyse diskursiver Formationen und ihrer Einheiten als Bestimmung der Regeln ihres Erscheinens bietet die Anschließbarkeit der Diskursanalyse an andere Untersuchungen, die die Bedingungen der Möglichkeit von kognitiven Strukturen erklären wollen. Eine dieser Untersuchungsformen ist eine allgemeine, kulturbezogene Hermeneutik im Sinne von Boeckh.

Im Gegensatz zu Foucault, aber im Anschluss an Hermeneutiker wie Schleiermacher oder Boeckh, bin ich jedoch der Meinung, dass eine Analyse des Wissens sehr wohl die Analyse der Produktionsebene von Sinn (in den sprachlichen Äußerungen) mit der der wissensformierenden Möglichkeitsbedingungen (der sog. Tiefendimension) verbinden kann und muss.⁸ Auch dem von mir (wie wohl auch von den genannten beiden Hermeneutikern) vertretenen Ansatz geht es nicht darum, einen ‚wahren‘ Diskurs unterhalb des hörbaren freizulegen, sondern die Bedingungen, unter denen bestimmte Äußerungen mit ihrem Sinn erst möglich werden, unter denen ein sprachlich Handelnder hoffen kann, dass seine Äußerungen so verstanden werden, wie er sie versteht. Struktur des Wissens und Produktionsbedingungen von Sinn liegen demnach auf derselben Analyseebene. Dass diskursive Formationen eine eigene Realität jenseits der sprachlichen Zeichen haben, sei als analytische Annahme gestattet. Festzuhalten bleibt jedoch, dass sprachliche Kommunikation, sprachliche Artefakte der eigentliche Ort der Erscheinung und damit der intersubjektiven Geltendmachung des Wissens bleiben. Erst ausgesprochen kann ich Erkenntnis intersubjektiv vermitteln und damit gesellschaftlich konstituieren.

Eine Untersuchung historischer Wissensformationen im Zusammenhang mit Sprache muss auf der Bedeutungsebene sprachlicher Interaktion beginnen, um an die Tiefenbedingungen heranzukommen. Diese Annäherung steht für mich nicht im Gegensatz zu hermeneutischen Verfahren. Diskursanalyse, als Offenlegen von Feldern, Konnexen von Sinn, kann sich nicht, wie Foucault es darstellt, als Aufzeigen quasi-objektiver ‚Positivitäten‘ vollziehen. Sie verbleibt, ihm entgegen, im Bereich der *Interpretation*, d. h. des *Verstehens von Zusammenhängen*. Dieses unmittelbare Verstehen kann bei Texten weit zurückliegender Zeiten nur rudimentär sein; es reicht keinesfalls so weit wie das Verstehen der zeitgenössischen Rezipienten. Aufgabe des Forschers ist deshalb, von der Basis seines unmittelbaren Verständnisses ausgehend, dieses zu problematisieren, nach möglichen Differenzen zu suchen,

8 Vgl. auch Roland Barthes (unserer Auffassung nähere) Interpretation der Analyseintentionen Foucaults: „Ohne jemals den Faden eines diachronischen Exposés zu zerreißen, bringt Michel Foucault für jede Epoche an den Tag, was man anderswo die *Bedeutungseinheiten* (unités de sens) nennen würde, deren Kombination diese Epoche definiert und deren Übertragung die Bewegung der Geschichte selbst darstellt.“ (Barthes 1961, S. 918 / dt.: zitiert nach Schiwy 1969, S. 83).

und Schritt für Schritt die epistemischen Bedingungen zu rekonstruieren, welche möglicherweise in der untersuchten Epoche von seinen eigenen Voraussetzungen verschieden sind. Epistemische Voraussetzungen zu explizieren bedeutet auch, Bedingungen zu formulieren, welche für die unmittelbar Beteiligten möglicherweise unbewusst waren. Diese Voraussetzungen können nicht aus dem Quellentext allein entnommen werden; ihre Analyse bedarf vielmehr vielfältiger Forschungen über die Lage des kollektiven Wissens der untersuchten Zeitspanne in der betroffenen Sprach- oder Diskursgemeinschaft und relativ zu den involvierten diskursiv-thematischen Bereichen. Die Fragestellung vieler textimmanenter Interpreten „Was sagt der Text uns?“ ist deshalb zu kurz gegriffen. Historische Semantik kann sich nicht allein auf die Bezugstexte beschränken, sondern muss die Bedingungen der Möglichkeit einer Aussage aufspüren; dies kann sie nur, wenn sie ihr Material breit streut, auch Quellen heranzieht, die möglicherweise thematisch nicht im Zentrum des untersuchten Bereiches stehen, aber epistemische Voraussetzungen formulieren, ohne die die Bezugstexte nicht verstanden werden können.

Dennoch ist es die wichtigere Aufgabe einer historischen, genealogisch interessierten Diskurs-Semantik, funktionale Zusammenhänge, Mechanismen der Bedeutungskonstitution und Tiefenschichten der epistemischen Bedingungen analytisch freizulegen, um so auch an jene Prozesse heranzukommen, die dem ersten Blick (und meist auch den Beteiligten selbst) verborgen blieben. Diskurs-Semantik ist Analyse und kein Geschichtenerzählen. Als Freilegen der Voraussetzungen und Strukturbedingungen sprachbezogenen Verstehens ist jede in diesem Sinne betriebene Diskursanalyse selber Interpretation. Es sollte deutlich geworden sein, dass es in einer textbezogenen Forschungspraxis, wie sie auch die Diskursanalyse Foucaults in ihrem materialen Kern darstellt (wie eigentlich in jeder anderen), unmöglich ist, ‚die Fakten sprechen zu lassen‘. Diskursanalyse, die unvermeidlich in großer Nähe steht zu einer historischen Semantik, ist Interpretation, und nur so verlässlich, wie die hermeneutisch erzeugte Interpretation unmittelbar evident ist. Wofür ich plädiere ist, Diskursanalyse im Sinne einer Diskurs-Semantik als eine ‚regulierte Interpretation‘ durchzuführen, eine Interpretation, die den subjektiven Charakter der analytischen Entscheidungen auf jeder Ebene des Forschens bewusst hält und damit die Ergebnisse als subjektiven Deutungen ausgesetzt zu erkennen gibt. Es gilt, das immer noch vorhandene objektivistische Missverständnis zu vermeiden; zu verhindern, dass irgendwelche Interpretationen vergangenen Sinns als der ‚objektive‘ Sinn der untersuchten Epoche ausgegeben wird. Sinn ist immer Sinn *für* jemanden; der Sinn der Transformation vergangenen Sinns in eine schlüssige, Erkenntniserweiterung bringende Interpretation, ist Sinn für uns. Das Wissen vergangener Welten wird in Wissen für uns umgewandelt; damit ändert es zugleich seinen Charakter. *Diskurssemantik* ist so das Hervorbringen neuer Diskurse, für un-

sere Diskurswelt; sie ist die *regulierte Transformation von Sinn für andere in Sinn für uns*.

Historisch-epistemologische Diskursanalyse muss trotz ihrer strikt deskriptiv-analytischen Grundhaltung damit noch keineswegs die grundsätzliche Interesse- und Standpunkt-Abhängigkeit jeder kulturwissenschaftlichen Forschung ignorieren wollen. Wenn sie sich zu dem von Foucault vorgelebten „fröhlichen Positivismus“ bekennt, dann geschieht dies auf der Basis einer Selbsteinschätzung der eigenen Erkenntnismöglichkeiten, die hinter die erkenntniskritische Position etwa der Hermeneutik eines Schleiermachers keineswegs zurückfallen sollte. Da jede Historiographie – und umso mehr die historische Semantik und eine historisch-genealogisch motivierte Diskursanalyse – es zuerst und vor allem mit Texten zu tun hat, wäre es frommer Selbstbetrug, ihre methodologische und erkenntnistheoretische Nähe zur Hermeneutik (im avancierten philosophischen und wissenschaftsanalytischen Verständnis) leugnen zu wollen. Auch wenn historische Diskurssemantik keineswegs einfach mit Hermeneutik gleichgesetzt werden darf (die Problematik der hermeneutischen Suche nach dem ‚wahren‘, ‚versteckten‘, ‚untergründigen‘ Sinn hat Foucault ja überzeugend dargelegt), so teilt sie doch deren methodische Probleme und mithin Selbstreflexion. In dieser Reflexion ihrer eigenen Möglichkeiten steckt zugleich der Keim ihrer Selbstbeschränkung. Sie würde ihre diskurskritischen Wurzeln verkennen, wäre ihr Ziel vorrangig die (Re-)Konstruktion eines ‚wahren‘ Diskurses ‚hinter‘ den zutage liegenden Texten. Vielmehr zeichnet sie Bilder, beschreibt Szenarien, entwirft Landkarten der epistemischen Landschaft eines diskursiven Netzes. Sie widmet den dynamischen Aspekten dabei ebenso viel Aufmerksamkeit wie der Beschreibung der Strukturen und unterscheidet sich womöglich gerade in dieser Prozessorientierung von der älteren Hermeneutik. Vor allen Dingen aber gibt sie sich nicht so vermessen, mit Deskription, Analyse und ggf. Kritik die Episteme in ihren diskursiven Strukturen und Bahnen mit den Mitteln der Wissenschaft aushebeln zu wollen. Vielmehr betrachtet sie die epistemische Landschaft (und damit die historische Semantik) einer Zeit oder einer Gesellschaft als eine soziale *conditio humana*, ein historisches Apriori, welches Fundament und Daseinsgrund gerade auch der eigenen Tätigkeit liefert.

Unternehmen wir den Versuch, anhand von Texten, Begriffen, kulturellen Artefakten ‚Bedeutungen‘ oder ‚Gedanken‘ (Bedeutungspotentiale, Sinn-erzeugungspotentiale, epistemische Anschlussmöglichkeiten) deskriptiv zu erfassen, sind wir schon mitten in einer historiographischen (Foucault hätte gesagt: genealogischen) Tätigkeit. Um eine Hypothese über eine Bedeutung, über einen Wissenshintergrund zu begründen, müssen wir auf Tatsachen Bezug nehmen, die ihren Grund in der Vergangenheit (von Menschen, Gesellschaften, Sprachen) haben. Jede Deutung enthält daher ein historisches Verweispotential in sich, insofern sie auf die Bedingungen der Möglichkeit ihrer

selbst befragt werden kann. Historische Semantik, Epistemologie und kulturwissenschaftliche Deutung und Analyse sind daher immer engstens miteinander verflochten. Nur bei einem oberflächlichen Blick auf die Epistemologie, die Geschichte und Beschreibung des kulturellen Wissens kann die Nähe überraschen, die ganz offenkundig zwischen Foucaults (1973a, S. 156) Aussage „Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur Gedanken enthält.“ und der Aussage des Hermeneutikers Boeckh (1877, S. 16) besteht, wonach die Aufgabe der Philologie als der verstehenden Wissenschaft „die Nachconstruction der Constructionen des menschlichen Geistes in ihrer Gesamtheit“ sei. Selbstredend will Foucault alles andere als ein Hermeneutiker sein; seine Diskursanalyse zielt nicht auf die ‚Aufdeckung‘ von ‚verborgenen Bedeutungen‘. Dennoch bleibt auch der Diskursanalyse ein Moment von ‚Aufklärung‘ verhaftet, da sie mit den Mitteln der Epistemologie (als Teil einer Genealogie) Determinismen des aktuellen Wissens, Redens und Schreibens deskriptiv wie machtkritisch identifizieren soll, ein Ziel, welches sie mit einer Hermeneutik als kulturanalytische Methode im Sinne Boeckhs gemein hat.

Jede historische Textanalyse (bzw. textbasierte Analyse), nenne sie sich nun *Diskursanalyse*, *Aussagenanalyse*, *Archäologie*, *Genealogie*, *Historische Semantik* oder *Hermeneutik*, ist notwendig eine Form von historischer Epistemologie, indem sie das Wissen beschreibt, das für das Verstehen von Texten, ‚Aussagen‘ (énoncés) und kulturellen Artefakten jeglicher Art notwendig ist. Sie unterscheidet sich von herkömmlichen Formen der Semantik (der Geschichtsschreibung, der Textinterpretation) dadurch, dass sie nicht nur das Offenkundige beschreibt, sondern die impliziten Voraussetzungen, das mit-schwingende Wissen, das als selbstverständlich Vorausgesetzte und damit nicht bewusst Gemachte, nicht explizit Thematisierte deskriptiv zu erfassen sucht. ‚Begriffsgeschichte‘, ‚Diskursanalyse‘, ‚Mentalitätsgeschichte‘ haben den Blick für dieses quasi ‚subkutan‘ wirkende Wissen erheblich geschärft. Dazu haben unterschiedlichste Disziplinen einen Beitrag geleistet (in der Reihenfolge des historischen Auftretens in diesem Forschungsfeld: Geschichtswissenschaft, Linguistik, Literaturwissenschaft, Wissenssoziologie, neuerdings auch Philosophie und Sozialpsychologie sowie die entstehenden Kognitionswissenschaften, ganz zu schweigen von dem sich erst in Umrissen andeutenden Spektrum der modernen ‚Kulturwissenschaft‘). Vielleicht ist es an der Zeit, eine solche Forschungsperspektive theoretisch wie methodisch ‚auf den Begriff zu bringen‘. Dafür ist aus Sicht des Verfassers am besten eine strikt epistemologische Perspektive geeignet, die Strukturen und Formationsregeln des verstehensrelevanten Wissens direkt in den Blick nimmt, gleich in welcher Form und welchen Zusammenhängen es auftritt, und gleich zu welchen Zwecken und in welchen disziplinären und paradigmatischen Einbindungen es erforscht wird.

Diskursanalyse und historische Epistemologie (z. B. im Rahmen einer Wort- und Begriffsgeschichte) haben gemeinsam, dass sie die epistemischen Tiefenströmungen und Bedingungsgefüge untersuchen und wissenschaftlich explizit machen wollen, welche die Voraussetzung für ein vollständiges Verstehen der untersuchten Wörter, Sätze und Texte und ihrer Beziehungen zu benachbarten Texten oder zu verstehensrelevanten Wissensrahmen und -strukturen sind. Da es um die deskriptive Erfassung von verstehensrelevanten Wissenselementen (und -strukturen) geht, der selbst immer erst ein Verstehen der untersuchten Texte und Textbestandteile seitens der Forscher vorausgehen muss, ist auch eine Diskursanalyse, eine historische Epistemologie nicht von dem hermeneutischen Dilemma befreit, dass stets nur das an den Wissensbeständen vergangener Epochen, Textualitäten und Diskursformationen expliziert werden kann, was auf dem Hintergrund unserer eigenen Episteme zu denken und zu sagen möglich ist. Oder anders ausgedrückt: was zuvor den Apparat unseres eigenen Verstehens, der eigenen Interpretation durchlaufen hat. *Diskursanalyse*, *Hermeneutik* und *Interpretation* finden dann nicht auf verschiedenen Planeten (wissenschaftlicher Ideen und Forschungsstrategien) statt, wie es uns vielleicht Foucault, sicher aber manche seiner Adepten weismachen woll(t)en, sondern sind in ihrem tiefsten Kern Teile oder Varianten ein und desselben analytischen Geschäfts. Man könnte auch ketzerisch die Frage stellen: Diskursanalyse – die bessere Hermeneutik?

Literatur

- Barthes, R. (1961): *Savoir et folie*. In: *Critique Nov.* 1961, S. 915–922.
- Boeckh, A. (1877/1966): *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften*. Darmstadt: Teubner.
- Busse, D. (1987): *Historische Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (2003): *Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie*. In: Dutt, C. (Hrsg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*. Heidelberg: Winter, S. 17–38.
- Busse, D. (2005): *Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie*. In: Müller, E./Weigel, S. (Hrsg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch*. Hamburg: Felix Meiner, S. 843–857.
- Busse, D. (2006): *Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik*. In: *Scientia Poetica* 10, S. 101–137.
- Busse, D. (2007a): *Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Warnke, I. (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 81–105.
- Busse, D. (2007b): *Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik*. In: Kämper, H. (Hrsg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache*

- zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. Berlin und New York: de Gruyter, S. 73–114.
- Busse, D. (2008a): Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung. In: Warnke, I./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault – Methoden. Berlin und New York: de Gruyter, S. 57–88.
- Busse, D. (2008b): Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person. In: Haardt, A./Plotnikov, N. (Hrsg.): Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld. München: Fink, S. 115–142.
- Busse, D. (2012): Frame-Semantik – Ein Kompendium. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Busse, D. (2013a): Linguistische Diskursanalyse. Die Macht der Sprache und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit aus der Perspektive einer linguistischen Epistemologie. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 51–77.
- Busse, D. (2013b): Diskurs – Sprache – Gesellschaftliches Wissen. Perspektiven einer Diskursanalyse nach Foucault im Rahmen einer Linguistischen Epistemologie. In: Ders./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 147–186.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: ders./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Busse, D./Hermanns, F. /Teubert, W. (Hrsg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Foucault, M. (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1973a): Die Ordnung der Dinge. Gespräch mit Raymond Bellour. In: Reif, A. (Hrsg.): Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, François Jacob, Roman Jakobson, Claude Levi-Strauss. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 147–156. [zuerst: Entretien avec Raymond Bellour: Michel Foucault, 'les mots et les choses'. In: Les lettres françaises Nr. 1125, 1966]
- Foucault, M. (1973b): Über verschiedene Arten Geschichte zu schreiben. In: Reif, A. (1973): Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, François Jacob, Roman Jakobson, Claude Levi-Strauss. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 157–175. [zuerst: : Deuxième entretien avec Raymond Bellour: Sur les façons d'écrire l'histoire. In: Les lettres françaises Nr. 1187, 1967, 6–9.]
- Foucault, M. (1973c): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser.
- Schwy, G. (1969): Der französische Strukturalismus. Mode, Methode, Ideologie. Reinbek.
- Schleiermacher, F.D.E. (1838/1977): Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Hrsg. und eingeleitet von M. Frank. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sheridan, Alan (1980): Michel Foucault: The will to truth. London/New York: Macmillan.

Werner Holly

Diskurse verstehen?

Optionen linguistischer Diskurshermeneutik

Zusammenfassung: Obwohl die Frage, in welchem Sinn man Diskurs(e) verstehen kann, keineswegs trivial ist, beschäftigt sich die moderne Diskurslinguistik (wie die Linguistik generell) kaum mit der Reflexion hermeneutischer Verfahren. Deshalb werden hier Optionen linguistischer Diskurshermeneutik vorgestellt und diskutiert. Teils aus der historischen Semantik, teils aus der Textpragmatik hervorgegangen, hat sie einerseits eher enge, andererseits zu komplexe Interessen verfolgt. Ein anderes, texttechnologisches Vorgehen wirft die Frage nach der Rolle der Hermeneutik neu auf. Viel grundsätzlicher kann man Diskurse als den empirischen Ort der Semiose im Sinne einer unverfälschten Saussure-Rekonstruktion verstehen.

Schlagwörter: Diskurslinguistik, linguistische Hermeneutik, historische Semantik, distributive Semantik, Frame, Semiose

Summary: How can discourse(s) be understood at all? This is a complex issue, which in spite of its significance, has not led to much hermeneutic reflection in discourse linguistics in particular, nor in linguistics in general. This essay attempts to engage with this debate by introducing and discussing different approaches in linguistic discourse hermeneutics. Partly originating from historical semantics, partly from text pragmatics, discourse linguistics has adopted either too narrow or too complex a pathway. An alternative text-technological approach raises the issue of the role of hermeneutics afresh. This essay argues that following a reconstructed Saussurian theory of language, discourses should be analysed as the empirical site of semiosis.

Keywords: discourse linguistics, linguistic hermeneutics, historical semantics, distributional semantics, frame, semiosis

1. Hermeneutische Berührungsgänge vs. hermeneutische Begründung der Linguistik

Man könnte mit einem simplen Zweifel an der Möglichkeit von Diskursverstehen beginnen, der aber bald – jenseits von alltäglichem Verstehen – in die pauschale Einsicht münden müsste, dass die Hermeneutik für die Sprachwissenschaft insgesamt nicht nur ein unhintergehbare Zugang, sondern darüber hinaus ein Schlüssel für das Verständnis zentraler linguistischer Fragen sein müsste und weiter: die linguistische Diskursforschung der Ort ihrer empirischen Erschließungen.

Die Ausgangsfrage könnte also lauten: Kann man Diskurse überhaupt verstehen? – Sicher nicht in dem einfachen Sinn, in dem man alltäglich problemlos versteht, was jemand gemeint hat. Denn *Diskurs* soll hier etwas Gesellschaftlich-Öffentliches von einer gewissen Komplexität sein, das kein Einzelner geäußert und gemeint haben kann; allenfalls könnte man alle Einzeläußerungen, die einen Diskurs ausmachen, in diesem Sinn verstehen, aber das hieße noch nicht ‚einen Diskurs verstehen‘, denn er soll ja mehr sein als nur eine Summe von Äußerungen, z.B. soll er spezielle intertextuelle Bezüge enthalten, die es erst rechtfertigen, einen diskursiven Zusammenhang der betreffenden Texte zu unterstellen und die man mitverstehen müsste, auch wenn der jeweilige Autor sie gar nicht gemeint hat (Busse/Teubert 1994, S. 14).

Dies allerdings würde einen geübten Versteher noch nicht überfordern, der immer damit rechnet, dass er den Äußerer besser versteht als der sich selbst: So tun es jedenfalls nicht selten alltägliche Besserwisser und professionelle Berater oder Therapeuten. Zugleich haben wir aber die problemlosen Fälle verlassen, in denen jemand etwas meint, das dann vom andern einfach verstanden wird. In einer differenzierenden Redeweise wird dann eher von *Auslegen*, *Deuten*, *Interpretieren* gesprochen, die auch das Geschäft der wissenschaftlichen Hermeneutik sind. Es war gerade die Grenze der einfachen Komplementarität von Meinen und Verstehen, die in der Blütezeit der Hermeneutik bei Dilthey als eigentliche Aufgabe und Begründung einer ‚Kunstlehre des Verstehens‘ in den Blick genommen wurde, also Fälle, in denen etwas – aber nicht alles – ‚fremd‘ erscheint:

„Die Auslegung wäre unmöglich, wenn die Lebensäußerungen gänzlich fremd wären. Sie wäre unnötig, wenn in ihnen nichts fremd wäre. Zwischen diesen beiden äußersten Gegensätzen liegt sie also. Sie wird überall erfordert, wo etwas fremd ist, das die Kunst des Verstehens zu eigen machen soll.“ (Dilthey 1958, S. 225; zitiert nach Jung 2001, S. 20)

Wenn man Diskurse – schon wegen ihrer Komplexität – also nicht ‚einfach verstehen‘ kann, so lautet die Schlussfolgerung: dann muss man sie ‚deuten‘, zumal es um Zeichenhaftes geht, das Bedeutung hat, das sinnhaft ist und deshalb immer erst einmal verstanden oder verstehend gedeutet werden muss, was immer man dann darüber hinaus an kognitiven Operationen anschließen mag. Was, wenn nicht Diskurse, muss man also deuten oder interpretieren?

Hier kann man nun einwenden, dass Diskursanalyse eben gerade nicht primär auf das Verstehen von Texten zielt, sondern auf „die Explikation des gesamten verstehensrelevanten Wissens“ (Ziem 2008, S. 389); es gibt allerdings durchaus Bedarf an Interpretation, in den Worten von Busse und Teubert:

„Diskursanalyse, als ein fortschreitend die Korpusbildung korrigierendes Lesen, weist [...] eine strukturelle Parallele mit der auf Einzeltexte bezogenen hermeneutischen Tätigkeit auf [...]. Nur daß sich ihr Interesse eben nicht auf ein ‚besser verstehen‘ eines einzelnen Textes richtet, nicht auf das ‚von einem Textautor wirklich Gemeinte‘, sondern auf ein Lesen, welches die impliziten Voraussetzungen der Möglichkeit des im Text Gesagten als Resultat interdiskursiver (intertextueller, semantischer, epistemischer, thematischer, gedanklicher) Relationen herauszufinden trachtet.“ (Busse/Teubert 1994, S. 18)

Mit anderen Worten: Das Interesse hat sich verschoben, die Methode bleibt, denn ohne Interpretation – so kann man vorerst festhalten – kann man Diskurse nicht bearbeiten. Die entscheidende Frage ist demnach, wie solche Deutungen und Interpretationen zu bewerkstelligen sind. Es gibt verschiedene Disziplinen, die sich traditionell mit dieser Frage beschäftigt haben, sei es aus grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Gründen wie die Philosophie, sei es aus eher praktischen Gründen wie die Theologie, die Rechtswissenschaft oder die Literaturwissenschaft. Auch andere Kultur- und Geisteswissenschaften, die in unserem Kontext vielleicht noch einschlägiger sind, haben ein beachtliches hermeneutisches Methodenbewusstsein entwickelt, nicht zuletzt bis heute die Sozialwissenschaften in der Nachfolge Max Webers, wofür nicht nur Monographien und Sammelbände, sondern auch die Aufbereitung und Weiterentwicklung in aktuellem Lehrbuchwissen eindrucksvolle Belege liefern.¹

1 Z.B. Soeffner (1989), Schroer (1994), Hitzler/Honer (1997), Hitzler/Reichertz/Schroer (1999), Kurt (2004), Keller (2012).

Man sollte meinen, dass die Sprachwissenschaft, die ja wohl zuvorderst für den zentralen hermeneutischen Gegenstand, die Sprache, zuständig ist, eine ähnliche Fülle, Breite und Tiefe an hermeneutischer Reflexion hervorbracht haben müsste: Dem ist aber nicht so. Obwohl kein Sprachwissenschaftler ohne Verstehen arbeiten kann und obwohl auch sehr viele, wenn nicht die meisten Sprachwissenschaftler wissen oder doch einräumen würden, dass sie hermeneutisch vorgehen, ist die Berührungsangst gegenüber einem szientifisch aufgeladenen und perhorreszierten Soft-Selbstverständnis, wie es für einen modern-linguistischen ‚echten Wissenschaftler‘ mit dem Etikett ‚Hermeneutik‘ verbunden ist, nach wie vor übergroß.

Aber es gibt eine sehr viel weitergehende Begründung, warum die Linguistik sich ausführlich um eine linguistische Hermeneutik bemühen müsste. Man kann nämlich mit guten Argumenten so weit gehen wie Jäger, der in verschiedenen Beiträgen (seit 1975) eine „hermeneutische Begründung der Sprachtheorie“ gefordert hat, die sogar eine gegenstandskonstitutive Motivierung *linguistischer Hermeneutik* liefert und von der noch zu reden sein wird. Die Frage des Verstehens liegt nämlich im Zentrum des Verstehens dessen, was Sprache ist und wie sie funktioniert.

Entsprechende Ansätze existieren: Außer den anhaltenden Vorstößen von Jäger hat z.B. Biere (1989) eine linguistische Einordnung der hermeneutischen Tradition vorgenommen, aber derartige Bemühungen sind rar. Der linguistische Mainstream ist weit davon entfernt. Die Wortverbindung *Linguistische Hermeneutik* findet sich erst in einem programmatischen Artikel von Fritz Hermanns (2003), auf den dann auch der gleichnamige Sammelband Hermanns/Holly (2007) zurückgeht, mit einigen Beiträgern, die schon länger explizit eine hermeneutische Positionierung in der Sprachwissenschaft vertreten haben.

Die allgemeine hermeneutophobe Zurückhaltung der modernen Linguistik mag außer in wissenschaftshistorisch begründeten Abgrenzungstendenzen gegenüber Philologie und Literaturwissenschaft auch Gründe haben in der strukturalistischen und grammatischen Reduktion auf ‚Formen‘, auf Laute, Wörter und Sätze, auf das Sprachsystem, auf die Ausklammerung pragmatischer Aspekte und all dessen, was mit dem Verstehen anspruchsvoller Äußerungen in Kontexten zu tun haben könnte. Als nach der so genannten pragmatischen Wende mit der Erweiterung auf Texte, Kontexte, Sprachgebräuche dann auch Modelle der Text- und Gesprächsanalyse entwickelt wurden, war dabei von Hermeneutik nur in seltenen Fällen – wie etwa bei Busse (1987) oder Fritz (1998) im Kontext einer historischen Semantik – die Rede.

Im Zusammenhang der sich neu formierenden Diskurslinguistik war es wiederum Hermanns (2007), der mit einem Beitrag zur „Diskurshermeneutik“ interpretative Reflexion vorantrieb; dabei ging er auch einige Spielarten von Diskurslinguistik durch und merkte etwa zur ‚Korpuslinguistik‘ (im

engeren Sinne) an, sie sei „wohl hauptsächlich edv-gestützte Sprachstatistik“, und: „Als Statistik braucht sie keine Hermeneutik“ (ebd., S. 200). Dies scheint mir allerdings angesichts der neueren Entwicklung auf diesem Feld ein etwas vorschnelles Urteil. Ich möchte mich deshalb hier daran machen, die Rolle der Hermeneutik für eine linguistische Diskursforschung noch einmal zu überdenken, indem ich nach einem kurzen Überblick über ihre bisherigen Ausprägungen (Abschnitt 2) auf eine solche neuere korpuslinguistische Vorgehensweise und ihre hermeneutischen Implikationen näher eingehe (Abschnitt 3), um abschließend die Frage aufzuwerfen, ob nicht Diskurse die Orte sein müssten, an denen die „hermeneutische Begründung der Sprachtheorie“, von der Jäger (1977) gesprochen hat, empirisch aufzusuchen ist, und damit eine (hermeneutisch verstandene) linguistische Diskursforschung das Projekt deren empirischer Erschließung.

2. Linguistische Diskursforschung: zu eng oder zu komplex?

Die (deutsche) linguistische Diskursforschung versteht sich heute gerne und zu Recht mit dem Etikett „transtextuell“ (siehe z. B. die Untertitel von Warnke/Spitzmüller 2008 und Spitzmüller/Warnke 2011), so dass man versucht sein könnte, hier eine Entfaltungslogik der linguistischen Forschung hin zu immer größeren Einheiten (Laut, Wort, Satz, Text, Diskurs) zu sehen; dennoch liegen ihre Anfänge in der historischen Semantik bzw. in der pragmatischen Textlinguistik, und es ging bei ihrer Entwicklung eher um ‚außerlinguistische‘ Interessen als um ‚binnenlinguistische‘ Konsequenz.

Zum einen der beiden Stränge, die ich hier unterscheiden will: Die in der Geschichtswissenschaft entstandene „Begriffsgeschichte“ von Reinhart Koselleck (1972), die den umfangreichen „Geschichtlichen Grundbegriffen“ zugrunde liegt (Brunner/Conze/Koselleck 1972-1997), strahlte aus auf linguistisch-semantische Forschung und wurde auch schon früh von Busse (1987), der sich auf Foucault berief, mit der Forderung nach diskursgeschichtlicher Einbettung verbunden. Aber noch die in den 1990er-Jahren aus der Düsseldorfer Schule (Stötzel, Wengeler, Jung, Liedtke, Böke, Niehr) hervorgegangenen Einzeldiskursanalysen gehen zurück auf die Idee einer „Sprachgeschichte als Geschichte des öffentlichen Wortschatzes“ (Stötzel 1995, S. 15); man kam dabei allerdings zu der Einsicht, dass eine „Gliederung nach Themenkreisen oder Problemsektoren“ (ebd., S. 14) sinnvoll sei, so dass man „länger andauernde öffentliche Debatten“, „Konfliktdiskurse“ (ebd.) analysierte und dies nicht mehr nur lexikalsemantisch, sondern auch argumentativ-pragmatisch. Während der Titel der zentralen Publikation „Kontroverse Begriffe“ (Stötzel/Wengeler 1995) noch auf die Herkunft aus der politisch-

historischen Wortsemantik verweist, stehen danach eindeutig „Diskurse“ im Fokus. Den Wendepunkt, an dem man sich orientierte, markiert sehr klar der Sammelband Busse/Hermanns/Teubert (1994), der wiederum im Titel den Übergang formuliert: „Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte“, darin der gerne zitierte Aufsatz von Busse/Teubert (1994) („Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik“), der die Einbeziehung der Diskursebene als linguistischen Gegenstand methodisch legitimiert und forschungspraktisch mit einer Korpusorientierung verbindet, immer noch in der Perspektive einer historischen Semantik (Busse/Teubert 2013), wobei Diskursanalyse nun „auch als eine Form der Wort-, Satz- oder Textsemantik angesehen werden“ kann (Busse/Teubert 1994, S. 22). Auch mit der Erweiterung des linguistischen Analyse Rahmens hin zu Frames und sprachlichen Wissensstrukturen wird noch einmal der Weg von einer mehr lexikal-semantischen Orientierung (wie etwa bei Konerding 1993) hin zu grammatischen und allgemein kognitiven Perspektiven in einer Diskursverankerung nachvollziehbar (z. B. Fraas 1996, Ziem 2008). Hätte man früher eine gewisse Engführung der Perspektive in einer ausschließlich historischen oder in einer lexikal-semantischen Ausrichtung sehen können, so kann davon aktuell keine Rede mehr sein.

Der andere Strang der linguistischen Diskursforschung mit internationaler Genese geht noch weiter zurück auf die Zeit der pragmatisch-textlinguistischen Wende in der Sprachwissenschaft und hat – in verschiedenen Ausprägungen und Schulen (dazu z. B. Keller 2007, S. 26–34; Spitzmüller/Warnke 2011, S. 97–114) – eine kritisch-wertende Ausrichtung als gemeinsames Merkmal. Entsprechend geht es in allen diesen Ansätzen (mit oder ohne Bezug auf Foucault) um die Auseinandersetzung mit der Machtproblematik, um die Frage, inwieweit und wie die Analyse der sprachlichen Verhältnisse hegemoniale Strukturen sichtbar und veränderbar machen kann. Hier hat man die Engführung vor allem im kritischen Engagement gesehen, das zu Verfälschungen führen könnte; dabei ist gelegentlich ein kaum zu erreichendes Ideal einer interesselosen Sicht auf Daten, deren Erhebung selbst schon interpretativ sein muss, im Hintergrund.

Methodisch zeichnen sich die Arbeiten beider Stränge dadurch aus, dass sie bei allen Unterschieden in Traditionen und Bezugnahmen jeweils ein breit gefächertes Repertoire an linguistischen Analyse kategorien ins Spiel bringen, das demonstriert, was eine linguistisch informierte Diskursanalyse an sprachlichen Strukturen gegenwärtig zu explizieren in der Lage ist. Umso erstaunlicher ist, dass andere Disziplinen davon relativ wenig zur Kenntnis zu nehmen scheinen. So beklagt Busse in einem „Rückschau“-Artikel:

„In Busse (1987, S. 264 ff.) war ein Katalog von möglichen wichtigen Arbeitsschritten einer (linguistisch motivierten) Diskursanalyse im An-

schluss an Foucault aufgelistet worden [...]. Dieser Katalog ist kaum rezipiert worden, und wenn doch, dann meistens von Historikern (d.h. den einzigen, die damals an einer solchen Art von Analyse interessiert waren).“ (Busse 2013, S. 36)

Man könnte die aus linguistischer Sicht ketzerische Frage anschließen, ob ein ‚mageres‘ Instrumentarium vielleicht sogar auch schon ausreichen könnte, um relevante Diskursstrukturen zu ermitteln. Es kann nämlich auch sein, dass die (hermeneutisch-interpretativ verfahrenende) Diskursforschung immer schon auf umfassende Alltagskompetenzen zurückgreifen kann und es deshalb einer ausgefeilten linguistischen Analyse gar nicht bedarf. Auf jeden Fall ist zu beobachten, dass der analytische Reichtum möglicher Analyse-kategorien zugleich mit einer unhandlichen Unübersichtlichkeit und unterstrukturierter Vielfalt bezahlt wird, der – ähnlich wie in der Stilistik – einerseits kunstvolle Interpretationen ermöglicht, andererseits zu wenig aussagekräftigen Listen von kaum zu gewichtenden und integrierenden Befunden führen kann.

Der im Anhang von Busse (2013) wiederabgedruckte Katalog enthält Erläuterungen zu vier Ebenen und dann zu 17 Schritten, die z.T. noch einmal untergliedert sind und von denen es heißt: „Hier können [...] nur einige Anhaltspunkte (heuristisch) genannt werden, welche *auf jeden Fall berücksichtigt werden müssen*“ (Busse 2013, S. 45; Hervorhebung W.H.).

Nun ist der Versuch nur allzu verständlich, dem Generalverdacht, unter dem jedes hermeneutische Vorgehen steht, es sei nicht methodisch und deshalb unwissenschaftlich, durch ein eindrucksvolles Verzeichnis von Analyseschritten, durch ein ‚Modell‘, entgegenzutreten. Solche Listen von Analyseschritten oder wenigstens Analyseprinzipien sind in den verschiedenen Disziplinen üblich, so z.B. im Abschnitt zu „Analyseverfahren erhobener Daten“ im „Handbuch Qualitative Sozialforschung“ (Flick et al. 1995, S. 209–248). Die derzeit eindruckvollste Zusammenstellung von Analysegesichtspunkten zu einem Modell haben für die linguistische Diskursforschung Warnke/Spitzmüller (2008) bzw. Spitzmüller/Warnke (2011) unter dem Label DIMEAN (Diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse) vorgelegt: Drei Ebenen, fünf Analysefelder, neun strukturelle Aspekte, 41 Einzelkategorien, z. T. höchst komplexer Natur. Rein forschungspraktisch wird kein Forschungsteam – und schon gar kein Einzelkämpfer – in der Lage sein, größere Datenmengen nach all diesen Gesichtspunkten zu beschreiben und diese Beschreibungen zu integrieren. Hat es Folgen für die Gesamtinterpretation, wenn man hier auswählt, und welche Folgen können es sein? Das Problem scheint gegenwärtig nicht zu sein, dass linguistische Analysen durch die Fokussierung auf Sprache zu eng geführt sind; seit der anti-reduktionistischen Bewegung in der Sprachwissenschaft, die mit dem Slogan „Sprache und

mehr“ umrissen werden kann (s. dazu den Sammelband von Linke/Ortmann/Portmann-Tselikas 2003) und die mit der Erweiterung auf andere Zeichensysteme auch die Einbeziehung von multimedialer (d.h. multimodaler und multikodaler) Kommunikation nicht mehr scheut, droht eher das Problem von Überkomplexität, wie Busse kritisch-selbstkritisch bemerkt:

„Nicht zuletzt auch das neueste Modell einer linguistischen Diskursanalyse nach Foucault, das DIMEAN-Modell von Warnke/Spitzmüller (2008, 2011), zeigt, dass das (schon in der [...] Liste von Busse 1987 ersichtliche) Problem der Komplexität jedes Versuchs, einen Methodenkanon für die Diskursanalyse zu formulieren, fortbesteht.“ (Busse 2013, S. 38)

Auch Scharloth, Eugster und Bubenhofer zweifeln an der Ergiebigkeit komplexer Analysemodelle und fügen dem den Verdacht hinzu, hier werde vielleicht doch „Objektivität suggeriert“:

„Die linguistische Diskursanalyse begnügt sich damit, mit dem Anspruch der linguistischen Disziplinierung und der Verwissenschaftlichung immer komplexere Kataloge mit Analysekatégorien und Methoden zu entwerfen, deren Umsetzung immer mehr Ressourcen verschlingt, deren heuristischer Mehrwert aber nicht belegt ist. Diskurslinguistinnen und -linguisten ernten auf interdisziplinären Konferenzen angesichts der geringen Originalität ihrer mit großem Methodenrepertoire gewonnenen Erkenntnisse häufig ein Achselzucken von ihren Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Sozial- und Kulturwissenschaften. [...]

Zwar suggerieren die Kategorienkataloge und Methodenrepertoires wissenschaftliche Objektivität, eine präzise Bestimmung dessen, was Variation in den einzelnen Kategorien über geistes-, ideologie- oder wissensgeschichtliche Entwicklungen aussagt, eine Validierung ihrer Messinstrumente und eine Beurteilung ihrer Reliabilität ist die linguistische Diskursanalyse aber letztlich schuldig geblieben.“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013, S. 346)

Obwohl mangelnde Anerkennung in anderen Disziplinen nicht immer sachliche Gründe hat und obwohl man auch anderswo nicht nur mit der überprüften Validität von Aussagen Eindruck macht, so bleibt doch die Frage, worin ein originärer Beitrag linguistischer Diskursforschung liegen könnte – jenseits einer unstrittigen (aber womöglich in den Augen anderer gar nicht notwendigen) Kompetenz in der differenzierten Explizierung sprachlicher Verfahren der Semiose in größeren Zusammenhängen. Eine Möglichkeit der Profilierung scheint im Anschluss an texttechnologische Verfahren zu liegen.

Deshalb ist die Kritik von Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013) auch motiviert von der Begründung eines anderen, nämlich datengetriebenen Vorgehens, von dem im nächsten Abschnitt die Rede sein soll.

3. Big data, Frames und/oder Diskurse: hermeneutisch?

Die texttechnologischen Verfahren, die Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013) vorstellen, bestechen durch ihre gigantischen Datenmengen (271,43 Millionen Wortformen im untersuchten ZEIT-Archiv) und die zunächst simple und dann raffiniertere Eleganz ihrer Schritte. Die Methode und damit auch der Gegenstand dessen, was untersucht wird, haben sich aber gegenüber der herkömmlichen Diskursforschung komplett verändert. Es müssen nicht Texte verstanden werden, vielmehr identifiziert man lexikalische Frames, deren Elemente anhand des neu bearbeiteten onomasiologischen Wörterbuchs von Dornseiff (2004) gefunden werden. Zum genaueren Verständnis dieses Vorgehens soll auch auf zwei andere linguistische Ansätze geschaut werden, auf die ‚distributive Semantik‘ von Heringer (1999) und die ‚kognitive Semantik‘ von Ziem (2008, 2013).

Die große Datenbasis bei Scharloth/Eugster/Bubenhofner dient – wie wir gesehen haben – nicht dazu, Frames in einer Art hermeneutischen Spiral-Verfahrens zu ermitteln, wie das Heringer in seinem Versuch einer ‚distributiven Semantik‘ angedeutet hat (dazu Holly 2001, S. 127):

„Wie gewinnt man einen Frame? In unserer Darstellung klingt es öfter so, als ginge man vom Frame aus und schaue nach den Realisierungen. Aber Frames müssen wir eruieren, aus den sprachlichen Daten gewinnen. Darum ist die Frage, wie sich Frames und Slots zeigen und wie wir sie erkennen. Irgendwie müssen wir doch ein Bewusstsein von ihnen gewinnen. Natürlich haben wir auch Beispiele. [...] Aber das ist erst einmal wenig. Ihre Auswahl setzt den Frame voraus.“ (Heringer 1999, S. 128)

Bei Heringer, der mit einem Korpus von ca. 50 Millionen ‚Textwörtern‘ arbeitete, ging es eigentlich um die statistische Gewinnung von „affinen Wörtern“, d.h. von Kollokatoren, ohne dass man für die Kollokationen unbedingt propositionale Strukturen in den Frames vermutete (Heringer 1999, S. 98), auch Assoziatives gehörte dazu. Ziel war jedenfalls eine eigene Art von Frame-‚Semantik‘ in Form von Sterngraphen, d.h. in erster Linie die Darstellung von Bedeutungen und damit auch der Zugang zu semantischem Wissen, der „subjektiven Seite der Bedeutung“ (Heringer 1999, S. 22).

Anders bei Scharloth/Eugster/Bubenhofner: Da die Frames (nach Dornseiff) nun schon vorausgesetzt werden, kann man sich anderem zuwenden.

Jetzt werden (neben weiteren Fragestellungen) – analog zu „affinen Wörtern“ – „textspezifische Framekollokationen“ verfolgt; es geht nämlich unter anderem darum, solche „Frames zu identifizieren, die in Zeitungstexten signifikant häufig zusammen vorkommen“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013, S. 365). So gewinnt man „Kollokationsgraphen“, die den „Diskurs als Wissensgeflecht“ visualisieren und in denen man anhand von Verschiebungen sprachliche Umbrüche nachvollziehen kann, z. B. von 2004 bis 2011 im Ökonomie-Cluster von den Frames ‚Verkaufen, Handel, Kaufen, Markt‘ hin zu ‚Verleihen, Sicherheitsleitung, Verpflichtung, Unternehmensgewinn‘, woraus man auf eine Tendenz schließt, die Wirtschaft zunehmend in einer Bringschuld gegenüber dem Staat zu sehen. Könnte man nicht auch sagen, hier werde rekonstruiert, wie sich die Bedeutung des Frames ‚Wirtschaft‘ im entsprechenden Zeitraum in unserem kollektiven Wissen verändert hat?

Ziem (2008) dagegen nimmt in seiner großen Arbeit zu „Sprache und Wissen“ für Frames propositionale Strukturen an, die man in Einzel-Diskursen aufsuchen muss; diese kann man als „virtuelle Textkorpora“ (im Sinne von Busse/Teubert 1994, S. 14) verstehen, muss sie dann in einer Teilmenge, dem ‚konkreten Textkorpus‘, bearbeiten:

„Frames können auf der Basis eines Textkorpus bestimmt werden, indem zunächst die Okkurenzen der phonologischen Einheit (die den zur Disposition stehenden Frame evoziert) im Korpus identifiziert werden, um auf dieser Grundlage zu bestimmen, was von dieser Entität prädiiziert wird. Das Resultat ist eine große Menge an Propositionen, die insgesamt die Inhaltsdimension des Frames ausmachen, wie sie im zugrunde gelegten Korpus vorzufinden ist.“ (Ziem 2008, S. 287 f.)

Auch ihm geht es also – wie Heringer – um die Bestimmung von Frames, denn die Frames sind im Rahmen einer ‚kognitiven Semantik‘ (Ziem 2013) der Schlüssel zur Erschließung der kognitiven Realität des relevanten Bedeutungswissens (ebd., S. 219), das uns erst ermöglicht, die Welt wahrzunehmen und zu verstehen; in seiner Fallstudie (Ziem 2008, S. 367–440) analysiert er eine Metapher, den Frame ‚Heuschrecken‘, aus einem Korpus von 70 Artikeln aus drei Tageszeitungen und der ZEIT, die über wenige Wochen nach einer Äußerung des SPD-Politikers Müntefering eine „Kapitalismus-Debatte“ führten. Entsprechend betont Ziem, dass Frames nicht nur „zur kognitiven Repräsentation von Wissen“ dienen, sondern ebenso zur Erschließung der „Entstehung, Veränderung und Etablierung von sprachlichen Bedeutungen in diskursiven Zusammenhängen“ (Ziem 2013, S. 219).

Was allen drei Forschungsansätzen gemeinsam ist: Sie unterstellen Zusammenhänge (Netze oder Geflechte) von Frames, die sprachliche Bedeutungen und Wissensstrukturen miteinander verbinden und die in Texten

bzw. Diskursen generiert sind. Und: Diese Zusammenhänge können nicht nur theoretisch postuliert und an Beispielen illustriert werden, sondern sie müssen empirisch aus Korpusdaten ermittelt werden. Da wir die Frames also nicht individuell in den Köpfen entdecken können, obwohl sie da auch zumindest implizit im Wissen vorkommen (könnten) – jedenfalls hält man hierfür die Methode der Introspektion des Forschers heute nicht mehr für ausreichend –, muss man sie in möglichst größeren (sprachlichen) Zusammenhängen aufsuchen, in Korpora eben. Damit trägt man dem Umstand Rechnung, dass (sprachliche) Bedeutungen eine kognitive und eine kommunikative Realität sind, dass sie also zugleich individuelle und soziale Realität sind; man könnte auch sagen, dass Sprache nur in der dialektischen Spannung von Individualität und Sozialität möglich ist.

Was bei allen drei Forschungen unterschiedlich ist: Sie setzen an verschiedenen Stellen des Zusammenhangs an, (1) indem sie texttechnologisch vorgehen oder nicht, (2) indem sie Frames erst gewinnen bzw. schon voraussetzen, (3) indem sie die Rolle von Diskursen nicht oder doch (mehr oder weniger) einbeziehen, und (4) indem sie die hermeneutische Hebelwirkung ihres Vorgehens unterschiedlich markieren.

(1) Heringer und Scharloth/Eugster/Bubenhofer verarbeiten (unterschiedlich) große Datenmengen: bei Heringer (1999, S. 44) 50 Millionen Textwörter aus dem Mannheimer und dem Augsburgsburger Korpus mit 80 % Zeitungstexten, 10 % literarischen Texten, 5 % gesprochener Sprache; bei Scharloth/Eugster/Bubenhofer (2013, S. 351) 271 Millionen Wortformen aus dem ZEIT-Archiv. Entsprechend können diese Datenmengen nur mithilfe von statistischen Methoden behandelt werden; bleibt die Frage, welchen Anteil dennoch qualitative Schritte haben, ohne die man ja gar nichts verstehen kann; oder, wie Heringer (1999, S. 43) formuliert: „quantitative Analyse ohne qualitative Analyse ist blind“.

Auch Ziem (2008) bearbeitet seine 70 Artikel nicht ohne elektronische Unterstützung, aber dabei geht es nur um das Auffinden von Belegstellen, die annotiert werden müssen, dann müssen sie in Prädikationen überführt werden; danach folgt ein aufwändiges Verfahren der Framekonstruktion, ähnlich wie bei Konerding (1993); der methodische Leitfaden umfasst ca. 14 Seiten (Ziem 2008, S. 406–421). Es versteht sich, dass hier nicht ohne Textverstehen gearbeitet werden kann. Wenn Ziem quantitativ vorgeht, dann bedeutet das, dass 173 Okkurenzen der Heuschrecken-Metapher letztlich daraufhin untersucht werden, welche Standardwerte die Heuschrecken-Metapher herausbildet; bei „Auftretenshäufigkeiten“ bestimmter Prädikationen geht das Zählen maximal bis 15. Es versteht sich also weiter, dass hier nicht die Zahlen dominieren, sondern die Plausibilität der (mehr oder weniger häufigen) Zuordnungen.

Die komplementäre Fortsetzung des oben erwähnten Heringer-Zitats, sie lautet: „qualitative Analyse ohne quantitative Analyse hat wenig Aussagekraft“ (Heringer 1999, S. 43), provoziert deshalb die Frage, ab welchen Quantitäten diese Aussagekraft entsteht. Derart quantitative Aussagekraft scheint mir eben nur in tatsächlich quantitativ dominierten Verfahren, z.B. im Umgang mit *big data*, wirklich überzeugend.

(2) Heringer und Ziem wollen die Frames, die man zwar ‚irgendwie‘ schon kennt, aber eben nicht ‚richtig‘, erst entdecken bzw. sogar „den Einfluss von Diskursen auf die Bedeutung sprachlicher Diskurselemente systematisch [...] beschreiben“ (Ziem 2008, S. 439). Beide argumentieren gegen introspektive Verfahren (Heringer 1999, S. 41 f.; Ziem 2008, S. 375), die Heringer als „nur in einem sehr spezifischen Sinn“ für „empirisch“ (Heringer 1999, S. 41) hält und dagegen die Vorteile seines Verfahrens folgendermaßen charakterisiert:

„Demgegenüber scheint ein entdeckendes Verfahren empirisch erfolgreicher. Es werden nicht einfache strukturelle Zusammenhänge an das Korpus herangetragen, sondern die Strukturen aus dem Korpus eruiert. Vor allem kann der Semantiker interaktiv seine Fragestellungen und Interpretationen anpassen und verbessern. Es scheint plausibel, dass damit eine wesentliche Beschränkung entfällt. Nicht der untersuchende Linguist bestimmt die Bedeutungshypothesen, sie werden aus dem Korpus entwickelt und vom Linguisten nur gedeutet. Ziel des entdeckenden Verfahrens ist die Vielfalt zu entdecken.“ (Heringer 1999, S. 41 f.)

Beide wissen aber schon, nach welchen Frames sie suchen. Dagegen setzen Scharloth/Eugster/Bubenhofer zwar schon die Kenntnis der Frames voraus, aber alles andere oder zumindest Wesentliches geschieht nach der „Logik datengeleiteter Forschung und generiert Analysekategorien aus den Daten selbst“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013, S. 349). Die Frames, die ja nicht aus den Daten generiert sind, sondern aus der „Taxonomie“ von Dornseiff (2004), werden also gar nicht als Analysekategorien verstanden. Man schließt von der Vorkommenshäufigkeit der entsprechenden Lemmata auf „Konjunkturen von Frames“ bzw. von entsprechenden Kookkurrenzen auf „sich wandelnde Verbindungen der Frames untereinander“ und von da auf den „Wandel von Realitätskonstruktionen durch die Medien“ (ebd., S. 350 f.). Man könnte allenfalls argumentieren, dass derlei Beobachtungen nichts anderes anzeigen als Veränderungen in den Frames selbst.

Grundsätzlicher kann man natürlich mehr als starke Zweifel daran haben, ob die Wörter-Zusammenstellungen von Dornseiff (2004) Frames im Sinne von Ziem oder sogar von Heringer identifizieren können (der den Begriff im Übrigen erst spät einführt und sich dabei nicht explizit an die bisherige For-

schung zu Frames anschließt), zumal von der Identitätsproblematik (s. u.) abgesehen wird; man kann auch die Verbindung zu Frames im Sinne von Goffman (1974), auf den sich Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013, S. 350) explizit beziehen, für sehr lose halten. Zwar vermutet Wegner (1985) in onomasiologischen Wörterbüchern „Frame-ähnliche Strukturen“ (zitiert nach Busse 2012, S. 462), aber eben keine Frames. Im Dornseiff-Wörterbuch wird der Frame-Begriff – historisch begreiflich – nicht verwendet, aber eben auch nicht in der aktuellen Bearbeitung. Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013, S. 352, Anm. 17) konzедieren immerhin, dass die „Statik“ der Dornseiff-Taxonomie problematisch sei, dies werde aber durch die robuste „Breite an teils wenig gebräuchlichen Lemmata“ kompensiert; mir scheint dieses Argument angesichts der äußerst bunten Dornseiff-Listen aber für die Frame-Relevanz nicht zu greifen. Andernfalls könnten sich Heringer, Ziem und andere ihre mühevollen Frame-Konstruktionsarbeiten sparen.

(3) *Diskurs* taucht bei Heringer (1999) nicht auf, weder im Singular noch im Plural, er spricht aber vom „Textstrom“, in dem sich „die Bedeutung von Lexemen [...] konstituiert“, in dem sie erworben wird (ebd., S. 10) und in dem alle Arten von Wort-Affinitäten möglich sind (ebd., S. 107). Das klingt nicht viel anders, als wenn Teubert vom „Diskurs“ spricht, der – so z. B. Teubert (2013, S. 71) – „in etwa Saussures *parole* und Chomskys Performanz“ entspreche (wobei er vermutlich beiden Unrecht tut), *der* Diskurs sei „die Gesamtheit verbaler Interaktionen“ (ebd., S. 74). Gemeint ist aber wohl, was Jäger (2010, S. 189) bei Saussure als Teil eines Begriffs in zwei Varianten rekonstruiert, und zwar den „*sozialen Begriff* der *Parole* im Sinne einer diskursiven (dialogischen) Hervorbringung sprachlichen Sinnes“ (im Gegensatz zu einem „*individuellen Parole-Begriff*“ (ebd.); Hervorhebungen im Original). Weiter heißt es bei Teubert:

„Dieser Gesamtdiskurs, also die Gesamtheit all dessen, was, seitdem es Sprache gibt, gesagt worden ist, kann in Einzeldiskurse aufgeteilt werden. Einzeldiskurse sind Konstrukte. [...] Diskursanalytiker benutzen [...] gern objektivierbare, von außen an die Texte herangetragene Kriterien, Parameter wie Zeitraum, Thematik, Genre etc.“ (Teubert 2013, S. 77)

Hier setzt die Kritik von Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013) an. Sie wenden sich vor allem gegen das „Dogma der thematischen, gegenstands- oder wissenskomplexspezifischen Bestimmung von Diskursen“ (ebd., S. 346); stattdessen propagieren sie den „Diskurs als Wissensgeflecht“ (ebd., S. 361 ff.), der aber nicht einfach wieder die Gesamtheit meint, die ja ohnehin nicht zu erfassen ist, sondern zunächst unbestimmte rhizomatische Strukturen mit Verdichtungen und „Wucherungen“, die sich – erst sichtbar durch

„Kartografierung“ – „um gewisse Begriffe und Themen bündeln“ und die „als Diskurse bezeichnet werden können“ (ebd., S. 362 f.). Da der Ausschnitt aus dem Gesamtdiskurs nicht mehr nach Kriterien von außen gewählt wird, muss die Wahl des Korpus – wie groß auch immer – umso folgenreicher für die Analyse sein. Sie bestimmt nun nicht mehr nur Bedeutungen und Wissensstrukturen, sondern auch die Wahrnehmung von Diskursen. Versteht sich, dass aus der ZEIT vermutlich andere Strukturen entdeckt werden als aus einem Boulevard-Blatt. Nur die Frames müssen nun vorausgesetzt werden, denn irgendwo muss man ansetzen. Mit anderen Worten: ‚gänzlich datengeleitet‘ geht es nicht.

Bei einem thematisch (und zugleich zeitlich) umrissenen Diskurskorpus, wie es Ziem (2008) ansteuert, ist natürlich auch der Umfang der Texte folgenreich, aber man hat dafür ja Kriterien, zumal wenn man mit Busse/Teubert (1994, S. 14 f.) Textkorpora ‚virtuell‘, d.h. ‚offen‘ konzipiert. Die Frage ist hier, ob man damit genauso weit über den Tellerrand blicken kann wie mit einem rhizomatisch offenen Textgeflecht, das Verdichtungen (nur korpusabhängig) identifiziert, während es für Busse/Teubert (1994, S. 17) als Abgrenzungskriterium nur ein „hermeneutisches Diskursverständnis“ geben kann, wie Ziem bemerkt und entsprechend klar kommentiert:

„Die Einschätzung der Relevanz eines Textes und die darauf basierende Selektion der korpuskonstituierenden Texte setzen den interpretierenden, verstehenden Eingriff des Forschers oder der Forscherin voraus.“ (Ziem 2008, S. 389)

Hier zeigen sich zwei Linien, die eines gemeinsam haben. Es bleibt in jedem Fall eine wichtige Frage, wie man das Korpus konstituiert: kleiner, aufgrund von Interpretation, oder größer, vermutlich nach Gesichtspunkten der Verfügbarkeit. In einem Fall ist der Zusammenhang von Diskurs und Korpusbildung unmittelbar und hermeneutisch gesteuert, im anderen Fall umgekehrt, aber auch nicht ohne Interpretation, denn Verdichtungen als Diskurse zu deuten, scheint – wie oben am Beispiel des Ökonomie-Frame erkennbar – durchaus keine triviale Aufgabe.

(4) Damit sind wir bei der hier am meisten interessierenden Frage: Wie steht es mit der Rolle der Hermeneutik? Es ist schon deutlich geworden, dass sich Heringer bei aller datengeleiteten Entdeckeremphase der Rolle seiner Interpretationen sehr wohl bewusst ist, jedenfalls expliziert er sie in höherem Maße als die anderen beiden Ansätze:

„Entscheidend für den Wert der distributiven Analyse ist die Interpretation der Ergebnisse. Die Interpretation ist geprägt durch das Empiriedi-

lemma, dass man eine Analyse konzipiert, um bestimmte Fragen zu beantworten, dass man aber das Design der Antwort nicht kennt und erst recht nicht die Antwort selbst beurteilen kann. Man bekommt, was man bekommt. Man muss versuchen, das Ergebnis zu verstehen; man muss entdecken, wie man es praktisch nutzen kann; und man muss diese Nutzung verbessern.

Der Empiriker ist ein entdeckender Anarchist. Er könnte nichts Neues entdecken, wenn er sich strikt an das Bestehende hält, an die bestehenden Regeln und Methoden, an die bestehenden Kenntnisse. [...]

Deutungen leben von ihrer Plausibilität. Aber letztlich muss der Semantiker immer Teilnehmer werden. Denn sonst könnte er nicht verstehen, worum es geht.“ (Heringer 1999, S. 105 f.)

Ziem räumt – wie oben belegt – ein, dass es bei der Korpuskonstitution nicht ohne hermeneutische Eingriffe gehen kann und erweitert dies durch den Hinweis auf Metaphernanalysen, für die man nur auf hermeneutischer Grundlage Texte auswählen könne (Ziem 2008, S. 389). Er widerspricht aber Heringer in dessen Verfahrens-Beschreibung, dass die Auswahl von Frame-Mitspielern die Kenntnis des Frames voraussetzten (s.o.), also in einer Art hermeneutischen Vorgehens gewonnen werden müssten und begründet seinen Widerspruch mit dem Hinweis auf Matrix-Frames als „Analyseraster“, die es erlauben „die relevanten Standardannahmen erst zu eruieren“, weil sie „inhaltsleere Formate“ seien, „Instrumente zur Bestimmung verstehensrelevanten Wissens“, die nur Möglichkeiten der Wissensspezifikation anzeigen, und folgert: „Die Kenntnis der Standardwerte wird also gerade nicht vorausgesetzt“ (Ziem 2008, S. 374).

Was aber vorausgesetzt wird, sind die Matrix-Frames, die hier gleichsam ewig konstruiert und damit ontologisiert sind. Auf jeden Fall müssen sie einer dynamischen Interpretation geöffnet werden, will man auf ihrer Grundlage der Flexibilität sprachlicher Verhältnisse gerecht werden. Fragt sich also, ob diese Formate/Instrumente wirklich ‚inhaltsleer‘ sind. Handelt es sich vielleicht um Hilfsmittel beim Verstehen, um die Systematisierung von Analyseaspekten, wie sie auch die oben angeführten Kataloge darstellen, deren Anwendung aber immer hermeneutische Prozesse erfordert, damit in gewissem Sinn auch die ‚Kenntnis des Frames voraussetzt‘?

Scharloth/Eugster/Bubenhofer würden wohl niemals die Relevanz hermeneutischen Vorgehens bestreiten, denn sie müssen ja – wie Heringer – besonders viel neu Entdecktes verstehen. Es geht explizit nicht um eine Alternative zur Interpretation, sondern „im besten Fall“ um die Gewinnung „neuer interpretativer linguistischer Analysekatégorien“:

„Statt eine Hypothese mit vorher festgelegten Analysekategorien zu überprüfen, werden in einem Korpus sämtliche Muster berechnet, die sich bei der Anwendung vorher festgelegter Algorithmen ergeben. Diese Muster werden im Anschluss kategorisiert. Damit geraten häufig Evidenzen in den Fokus, die entweder quer zu den vorher existierenden Erwartungen stehen und die Grundlage für neue Hypothesen sind, oder im besten Fall sogar solche Evidenzen, die die Bildung neuer interpretativer linguistischer Analysekategorien nahelegen.“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofner 2013, S. 348)

Dabei sind sich sehr wohl dessen bewusst,

„dass auch beim datengeleiteten Verfahren vorgängiges Wissen in den Forschungsprozess einfließt, und zwar: (1) durch die Wahl der Korpora, (2) hinsichtlich der Gestaltung der Algorithmen zur Musterberechnung, (3) bei der Festlegung dessen, was als linguistische Untersuchungseinheit (token) gelten soll, und (4) bei der Festlegung dessen, welche Einheiten-typen eigentlich als potentieller Bestandteil eines Musters aufgefasst werden sollen. Schließlich ist (5) auch das Kategorisieren der Daten im Anschluss an die Musterberechnung ein interpretativer Prozess, der zwar durch statistische Verfahren teilweise objektiviert werden kann; dennoch ist die Menge der Daten meist so umfangreich, dass eine weitere Reduzierung und Gewichtung im Sinne des Forschungsinteresses vorgenommen werden muss.“ (ebd., Anm. 9)

Fragt sich, ob mit dem großen Aufwand wirklich Neues ermittelt wird. Im Falle des Befundes, dass „ökonomischer Erfolg und bürgerliche Tugenden prägende Elemente der Adenauer-Ära waren“, wird auch offen eingeräumt, dass dies „wenig originell“ sei (ebd., S. 359), dafür aber mit dem Argument legitimiert, dass dies „als Indiz für die Validität der Frameanalyse“ gelten könne. Dies klingt nach Immunisierungsstrategie und man darf die Frage stellen, ob angesichts der großen Menge an Vorwissen, die man braucht, um die begriffliche Vagheit der Frames und ihrer Verschiebungen überhaupt sinnvoll zu deuten (s.o. das Beispiel im Rahmen der Finanzkrise), nicht der Vorverständnis-Input gewichtiger ist als der Daten-Output.

Immerhin muss man zugeben, dass das Hantieren mit diesen Datenmengen eindrucksvoll ist und dass – wie die Autoren schreiben – sie ihr Vorgehen „als erste Schritte auf einem offenen wissenschaftlichen Feld und nicht als Baustein einer Methodologie“ (ebd., S. 377) begreifen. Eines steht aber fest: Es muss – wie schon bei Heringer – sehr viel statistisch Aufbereitetes gedeutet werden, zwar nicht Texte selbst, aber semantisches Material aus Texten mit beträchtlicher „Ladung“, Material, das implikationsreich ist und auch der Deutung bedarf.

4. Diskurse als Orte der Semiose

Mit der Möglichkeit, die großen Linien sprachlicher Bewegungen zu verfolgen, sei es in ungeordneten Datenmengen ohne thematische Vorordnung, sei es in klassischen Einzeldiskursen, eröffnet sich aber nichts anderes als ein neuer, ein empirischer Blick auf den Prozess der Semiose, der Zeichengenesen, in dem „die Sprache, auf der jeweiligen Stufe ihrer geschichtlichen Transformation, als transzendentalsemiologisches Medium unserer Erkenntnis immer aufs neue zu erzeugen ist“ (Jäger 1976, S. 239). Dass dieser Prozess nur auf der Grundlage einer „historisch-hermeneutischen Idee der Sprache“ zu verstehen ist, hat Ludwig Jäger seit seiner Düsseldorfer Dissertation (Jäger 1975) im Zuge der Rekonstruktion der authentischen Sprachauffassung de Saussures immer wieder dargelegt, zuletzt in seiner Saussure-Einführung (Jäger 2010); dort charakterisiert er zusammenfassend dessen eigentliche und verblüffend moderne Konzeption von Sprache, gleichwohl in der Tradition von Humboldt und Dilthey, mit Argumenten gegen die verfälschenden Positionen des „Cours de linguistique générale“, die bis heute immer noch mit Saussure identifiziert werden, in Wirklichkeit aber mehr die Handschrift der postumen Herausgeber Bally und vor allem Sechehaye tragen.

Dreh- und Angelpunkt der Argumentation für Saussures hermeneutische Begründung der Sprachtheorie, die Jäger ausführt und die hier nur skizzenhaft angedeutet werden kann, ist das Problem der ‚Identität sprachlicher Entitäten‘ (Jäger 2010, S. 130 ff.). Sie folgen nicht aus irgendwie vorgängigen Ontologien, sie können deshalb niemals „gesichtspunktfrei gegeben“ sein, sondern resultieren – gemäß Saussures Idee der vollständigen Rückführbarkeit von Identität (des Zeichens) auf Differenz im System – einzig aus den „realitätskonstitutiven und differenzierenden Leistungen des ‚Bewußtseins‘, das die Sprecher einer Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt teilen und das insofern die Begründungsbasis für sprachwissenschaftliche Identitätsurteile [...] abgibt“ (ebd., S. 130).

Jäger legt im Detail dar (ebd., S. 175 ff.), dass – da die Objekte ja nicht in unmittelbarer Beobachtung vorliegen – damit die linguistische Gegenstandskonstitution nur unter einem ‚Gesichtspunkt‘ möglich ist, der aber nicht – wie im *Cours* und im gesamten Strukturalismus angenommen – ‚frei wählbar‘ ist, sondern es handelt sich nur um „sekundäre Identitätsurteile“, „die der primären, vorthoretischen Identität sprachlicher Daten angemessen sein müssen“ (ebd., S. 179). Jäger folgert daraus:

„Die theoretischen linguistischen Identitätsurteile müssen also die vorthoretischen, sprachlichen Identitätsurteile kompetenter Sprecher rekonstruieren. [...] Das sprachliche Wissen, das dem Gebrauch der

Sprecher zugrunde liegt, ist die entscheidende Instanz für die Identitätsbestimmung sprachlicher Entitäten.“ (ebd.)

Dabei folgt – so Jäger – Saussure „dem Schleiermacher-Diltheyschen methodologischen Verfahren des sogenannten ‚hermeneutischen Zirkels‘“ (ebd., S. 112), wobei er explizit mit den Begriffen ‚Induktion‘ und ‚Divination‘ arbeitet, ein Verfahren, das Jäger folgendermaßen zusammenfasst:

„Die induktiv gesammelten Daten müssen durch eine divinatorisch gewonnene Hypothese theoretisch konstituiert werden, aus der dann deduktiv Prognosen abgeleitet werden können [...], die sich wiederum an den Daten bewähren müssen [...].“ (ebd.)

Wie und wo kann man besser Daten sammeln und die Bewährung von Hypothesen überprüfen als durch eine korpuslinguistische Diskursanalyse, im wohlverstandenen hermeneutischen Prozess? Diskursanalytisch sollte man auch deshalb vorgehen, weil damit die historische Dimension, die in der Semiose unhintergebar ist, erfasst werden kann. Jägers Darstellung des Saussureschen Zusammenhangs von Sprachzeichenprozess mit einem kognitiven und kommunikativen Anteil liest sich wie ein Plädoyer für eine umfassende Diskurshermeneutik:

„Die Identität der Zeichen wird zwar im Bewusstsein der Sprecher – im jeweiligen Sprachsystem – bewahrt, sie muss sich aber fortwährend in Akten der sozialen Re-Editierung, also im Diskurs, bewähren. Rekonstruiert werden darf deshalb die Zeichensynthese nicht nur als bewusstseinsinterner Prozess, [...] sondern sie muss als eine semiologische Operation in den Blick genommen werden, die ihre spezifische Verfahrenslogik erst im Vermittlungszusammenhang ihrer systematischen, historischen und sozialen Bedingungen entfalten kann.“ (ebd., S. 203)

5. Fazit

Fragt man danach, was die Sprachwissenschaft – über eine Hilfsfunktion für andere Disziplinen wie Geschichte oder Soziologie hinaus – diskursanalytisch leisten kann, könnte man zunächst auf die umfangreichen Kataloge von Analysekatégorien verweisen, die im Rahmen einer historisch-semantischen oder pragmatisch motivierten (kritischen) Diskurslinguistik entwickelt wurden, neuerdings auch auf elaborierte Verfahren der Texttechnologie, die allesamt hermeneutisch vorgehen müssen, wenn auch mit sehr unterschiedlichen Ansatz- und Schwerpunkten. Eine genuine und auch sprachtheoretisch

reizvolle linguistische Aufgabe kann man aber in der Rekonstruktion des/der Diskurse/s sehen, weil sie die empirischen Orte sind, an denen man den fundamentalen Prozess der Semiose – wie er in einer wieder freigelegten Saussure-Lektüre konzipiert wurde – aufsuchen kann.

Literaturverzeichnis

- Biere, B. U. (1989): Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung. Tübingen: Niemeyer.
- Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.) (1972–1997): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 8 Bände. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (2012): Frame-Semantik. Ein Kompendium. Einführung – Diskussion – Weiterentwicklung. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Busse, D. (2013): Linguistische Diskurssemantik: Rückschau und Erläuterungen nach 30 Jahren. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 31–53.
- Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D. /Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Dilthey, W. (1958): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften. VII. Band. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Dornseiff, F. (2004): Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. 8., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin und New York: de Gruyter.
- Flick, U./Kardoff, E.v./Keupp, H./Rosenstiel, L.v./Wolff, St. (Hrsg.) (1995): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Fraas, C. (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte „Identität“ und „Deutsche“ im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen: Narr.
- Fritz, G. (1998): Historische Semantik. Stuttgart und Weimar: Metzler.
- Goffman, E. (1974): Frame analysis: An essay on the organization of experience. New York: Harper and Row.
- Heringer, H. J. (1999): Das höchste der Gefühle. Empirische Studien zur distributiven Semantik. Tübingen: Stauffenburg.
- Hermanns, F. (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilfaches. In: Linke, A./Ortner, H./Portmann-Tselikas, P.R. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer, S. 125–163.

- Hermanns, F. (2007): Diskurshermeneutik. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York: de Gruyter, S. 187–210.
- Hermanns, F./Holly, W. (Hrsg.) (2007): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich.
- Hitzler, R./Reichert, J./Schroer, N. (Hrsg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK.
- Holly, W. (2001): ‚Frame‘ als Werkzeug historisch-semantischer Textanalyse. In: Diekmannshenke, H./Meißner, I. (Hrsg.): Politische Kommunikation im Wandel. Tübingen: Stauffenburg, S. 125–146.
- Jäger, L. (1975): Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprachidee F. de Saussures. Diss. Düsseldorf.
- Jäger, L. (1976): F. de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. In: Linguistik und Didaktik 27, S. 210–244.
- Jäger, L. (1977): Zu einer hermeneutischen Begründung der Sprachtheorie. Historisch-semantische Skizze. In: Germanistische Linguistik 5-6, S. 1–78.
- Jäger, L. (2010): Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Jung, M. (2001): Hermeneutik zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Keller, R. (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2012): Das interpretative Paradigma. Wiesbaden: VS.
- Konerdig, K.-P. (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Tübingen: Niemeyer.
- Koselleck, R. (1972): Einleitung. In: Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 8 Bände. Stuttgart: Klett-Cotta, Band 1., S. XIII–XXVII.
- Kurt, R. (2004): Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Konstanz: UVK.
- Linke, A./Ortmann, H./Portmann-Tselikas, P. R. (Hrsg.) (2003): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer.
- Scharloth, J./Eugster, D./Bubenhof, N. (2013): Das Wuchern der Rhizome. Linguistische Diskursanalyse und Data-driven Turn. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 345–380.
- Schroer, N. (Hrsg.) (1994): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Soeffner, H.-G. (1989): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und New York: de Gruyter.
- Stötzl, G. (1995): Einleitung. In: Stötzl, G./Wengeler, M. (Hrsg.): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin und New York: de Gruyter, S. 1–17.
- Stötzl, G./Wengeler, M. (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin und New York: de Gruyter.
- Teubert, W. (2013): Die Wirklichkeit des Diskurses. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 55–146.

- Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.) (2008): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter.
- Wegner, I. (1985): Frame-Theorie in der Lexikographie. Untersuchungen zur theoretischen Fundierung und computergestützten Anwendung kontextueller Rahmenstrukturen für die lexikographische Repräsentation von Substantiven. Tübingen: Niemeyer.
- Ziem, A. (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin und New York: de Gruyter.
- Ziem, A. (2013): Wozu Kognitive Semantik? In: Busse, D./Teubert, W. (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, 217–240.

Ekkehard Felder/Anna Mattfeldt

Linguistik als hermeneutische Wissenschaft

Das schwierige Verhältnis von Text und Bild
im Diskurs

Zusammenfassung: Wir leben in einer Zeit der Bilderflut (vgl. Winkler 1997), in der Sprache und Bilder gemeinsam perspektivierte Zugriffe auf die Welt bieten. Daher sollten Deutungsangebote von Bildern und ihre Wechselwirkung mit Sprache in linguistischen Diskursanalysen verstärkt untersucht werden. In diesem Beitrag wird zunächst die Rolle von Bildern in einer Diskursanalyse im Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit dargestellt. Im Anschluss werden konkrete Bildhandlungen, die mit Bildern (insbesondere Photographien) im Diskurs vollzogen werden können, erläutert. Schließlich wird beispielhaft an zwei Bildern aus dem Tierversuchsdiskurs gezeigt, wie Bilder konkret im Diskurs wirken und handlungsleitende Konzepte oder sogar agonale Zentren unterstreichen oder relativieren können.

Schlagwörter: Text-Bild-Beziehungen, linguistische Diskursanalyse, Bildhandlungen, Perspektivität, handlungsleitende Konzepte, Agonalität

Summary: We live in the age of pictures (cf. Winkler 1997) in which both language and pictures offer their very own perspectives on the world. This means linguistic discourse analysis should study the way pictures depict reality and their interdependency with language more intensively. In this article we will first of all explain the role of pictures in discourse analysis within the paradigm of pragma-semiotic text analysis. Then we will comment on specific image acts which can be performed by using pictures (especially photographs) in a discourse. Finally, using two photographs from the animal experimentation discourse, we will exemplify the effects of pictures in discourse and how they support or mitigate dominant concepts or even „agonale Zentren“.

Keywords: relation of text and images, linguistic discourse analysis, image acts, perspectivity, dominant concepts, polarity

1. Einleitung

Unsere Erfahrungen, Erkenntnisse und Einstellungen werden auch durch Bilder geprägt. Wir leben in einer Zeit der Bilderflut – sagt der Medientheoretiker Hartmut Winkler (Winkler 1997; Pörksen 1997 und 2000, S. 191) –, andere sprechen von der visuellen Zeitenwende („iconic turn“ Boehm 2001, S. 13) oder Zeichenwende. Sichtbares Zeichen dieses Befunds sind die zahlreichen Publikationen in den letzten Jahrzehnten zur visuellen Kommunikation (Müller 2003) im Allgemeinen und zu Bildanalysen (Sachs-Hombach 2006) und Text-Bild-Beziehungen (Fix/Wellmann 2000; Stöckl 2004; Schmitz 2004, S. 111 ff.; Holly 2013) im Besonderen (vgl. den Gesamtüberblick bei Klug/Stöckl, in Vorbereitung). Auch in der linguistischen Diskursanalyse werden Bilder als Bildzeichen – zumindest in theoretischen und methodischen Diskursbetrachtungen – zunehmend einbezogen¹, so zum Beispiel im Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit (Felder 2012b), welche die Ansätze der linguistischen Pragmatik auf Text-Bild-Beziehungen zu übertragen versucht (Felder 2007a, 2007b; Vogel 2009).

Vor diesem Hintergrund der pragma-semiotischen Textarbeit wird in den folgenden Ausführungen zunächst das Selbstverständnis einer hermeneutisch verstandenen Diskurslinguistik dargelegt, die unter konsequenter Fokussierung der Textoberfläche als Ausgangspunkt linguistischer Analysen auch korpuslinguistische Verfahren subsidiär heranzieht (Bubenhofer 2009; Felder/Müller/Vogel 2012). Unter einer pragma-semiotischen Herangehensweise verstehen wir, dass in thematischen Korpora Handlungsspezifika von Diskursakteuren an der Text- und Bildoberfläche in Form von rekurrent vorkommenden Auffälligkeiten nachgewiesen werden können, die mit Typen von Sprachhandlungen korrelieren. Dabei interessieren in erster Linie die folgenden Handlungstypen als Kategorien mittlerer Abstraktion (Felder 2013, S. 24):

1. Sachverhaltskonstituierung als Sachverhaltsfestsetzung: Diskursakteure setzen einen Sachverhalt sprachlich und bildlich fest (Sachverhaltskonstitution). Mit dieser Sachverhaltsfestsetzung gehen vorwiegend assertive/repräsentative Sprachhandlungen (Rolf 2000) zur Herstellung eines Faktizitätsanspruchs einher. Werden Sprachhandlungen von Institutionen vollzogen, so handelt es sich mitunter auch um Deklarativa (z.B. Gerichtsentscheide, Verwaltungsakte).
2. Verknüpfung eines Sachverhalts mit weiteren: Diskursakteure verorten den festgesetzten Sachverhalt in Relation zu anderen Sachverhalten

1 Siehe Felder 2007a; Meier 2008a, 2008b; Vogel 2009; Klug 2012; Fraas et al. 2013.

(Sachverhaltsverknüpfung). Busse (2007) präzisiert den Begriff der *Kontextualisierung* in Anlehnung an Gumperz (1982) und Auer (1986) dahingehend, dass er unter *Kontext* nicht nur eine kopräsente (lokale, soziale) Situation während eines aktuellen Kommunikationsereignisses versteht, sondern vor allem einen umfassenden epistemisch-kognitiven Hintergrund unter Einbeziehung soziokultureller und sprachlich geprägter Wissensrahmen, die das Verstehen einzelner Zeichenketten überhaupt erst möglich machen (Busse 2007, S. 81).

3. Diskursakteure bewerten den Sachverhalt in der Regel explizit oder implizit (Sachverhaltsbewertung), mitunter gehen mit diesen Beurteilungen Entscheidungen einher, aus denen sich Konsequenzen für Individuen, gesellschaftliche Gruppierungen oder die Gemeinschaft ergeben (vgl. Linguistik des Entscheidens in Jacob, in Vorbereitung).

Die drei Sprachhandlungstypen dienen der Erfassung symbolischer Ordnungen in Kontexten von Zeichenhandlungen: Bildliche und sprachliche, d.h. textliche wie diskursive Konstitution des Wissens und die damit einhergehende Herstellung von Faktizität ist zu beschreiben aus Akteursperspektive (vgl. dazu die Ausführungen zu Diskursakteuren in Spieß 2011), durch die Erfassung der Kontextualisierungsvariablen unter Aspekten der Polyfunktionalität (Holly 1990, S. 54) und Mehrfachadressierung (Kühn 1995).

Im Mittelpunkt des diskurslinguistischen Erkenntnisinteresses steht die Intention, auf der Basis thematischer (digitalisierter) Text- und Bildkorpora (wie z.B. über die Berliner Mauer oder zum Thema Sterbehilfe/Palliativmedizin) eine linguistische Analysetechnik der Themenspezifikation zu präsentieren, die sich sowohl hermeneutischer als auch semi-automatisierter Methoden bedient. In der hier exemplifizierten Vorgehensweise wird der Diskurs sprachwissenschaftlich untersucht, indem – ausgehend vom Diskursthema – zentrale Subthemen des Diskurses ermittelt und diese wiederum hinsichtlich der zentralen Streitpunkte – also konfligierender Geltungsansprüche von Wahrheitsaussagen – analysiert werden. Solche Streitpunkte werden hier als *agonale Zentren* (im Sinne diskursiver Wettkämpfe um Geltungsansprüche) bezeichnet und Praktiken ihrer Ermittlung im Folgenden erklärt. Agonale Zentren werden durch grundlegende und umstrittene handlungsleitende Konzepte (Felder 2006, S. 18 und 2012b, S. 136) modelliert. Sie lassen sich in einem bestimmten Diskurs nur herausarbeiten, wenn die Manifestation der sprachlichen Mittel auf der Textoberfläche unter lexikalischen, grammatischen und pragmatischen Aspekten aufgezeigt werden kann. Dies geschieht im Untersuchungsprogramm der pragma-semiotischen Textarbeit (Felder 2009, 2012b, 2013) unter der Berücksichtigung von fünf linguistischen Beschreibungsebenen:

1. die Ebene der Lexeme,
2. die syntagmatische Ebene,
3. die Ebene von Äußerungseinheiten auf Satzebene,
4. die Textebene und
5. die Ebene der Text-Bild-Beziehungen (vgl. einführend dazu Felder 2007a).

Im Folgenden beschäftigen wir uns nur mit der fünften Ebene der Text-Bild-Beziehungen im Diskurs. Hierfür sollen nach allgemeinen Ausführungen zum Verhältnis von Sprache und Bild, insbesondere im Hinblick auf Verstehen in einer medial geprägten Gesellschaft und sogenannte agonale Zentren im Diskurs, insbesondere Bildhandlungstypen, betrachtet werden. Diese sollen an einer empirischen Fallstudie zu zwei Bildern aus Printmedienartikeln zu Tierversuchen expliziert werden.

2. Grundsätzliches zu Text-Bild-Beziehungen inklusive Interpicturalität*

Diskurslinguistische Ausführungen zur Explikation intertextueller Beziehungen und der punktuellen und flächigen Bedeutungskonstitution (Gardt 2013) beziehen sich vorzugsweise auf sprachliche Zeichen. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob die in Bezug auf Sprachzeichen diagnostizierten Befunde in transformierter Form auch für Pressephotographien in Text-Bild-Gefügen gelten, die untereinander ebenfalls in einer Verweisstruktur stehen (vgl. Stöckl 2004; Sachs-Hombach 2006; Felder 2007a, 2007b). Auf Grund der Komplexität derartiger Text-Bild-Gefüge in Diskursen soll hier exemplarisch an Hand eines kleinen Diskursausschnittes gezeigt werden, wie Bildanalysen in diskurslinguistische Untersuchungen eingebunden werden können.

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist das syntagmatische Wortspiel von Uwe Wittsock im Kontext des Mediendiskurses zum 11.9.2001, dem gemäß *Bilder des Terrors* zum *Terror der Bilder* werden (*Die Welt* 15. September 2001; vgl. auch *Die Welt* 29. September 2001 und Tereick 2008, S. 28). Es ist in diesem Zusammenhang schon bezeichnend, dass an dieser Stelle keine Photographie der Ereignisse publiziert werden muss, da wir diese vor unserem geistigen Auge haben. Damit ist auch offensichtlich,

* Diese Ausführungen zur Interpicturalität sind in Teilen eine Umarbeitung von Passagen älterer Beiträge (Felder 2007a, 2007b, 2009).

warum Hartmut Winkler (1997) medienkritisch von der „medialen Darstellungspenetration“ durch Bilder spricht.²

Insofern drängt sich die Frage auf, über welches erkenntnisstiftende Potential Bildzeichen im Vergleich zu Sprachzeichen verfügen und ob Bildzeichen in Text-Bild-Gefügen wie z. B. Mediendarstellungen geringere Vagheitspotentiale als den Sprachzeichen zugeschrieben werden können. Alles, was im Folgenden gesagt wird, ist auch für Medienpublikationen von Photographien über die bereits erwähnten Ereignisse am 11.9.2001 relevant, die uns als Medienrezipienten noch gegenwärtig sind.

Zunächst gilt es, die drei semiotischen Grundeigenschaften sprachlicher Zeichen in Erinnerung zu rufen, denen gemäß (1) das Verhältnis zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite willkürlich (arbiträr) ist (vgl. die Kurzgeschichte *Ein Tisch ist ein Tisch*, Bichsel 1969). Die Kommunikation gelingt mehr oder weniger trotz dieses willkürlichen Verhältnisses, weil (2) durch kommunikative Routinen des Sprachgebrauchs Sprachzeichen so konventionalisiert verwendet werden, dass bei allen Sprachteilnehmern einer Sprachgemeinschaft bei einem bestimmten Ausdruck (3) ähnliche mentale Repräsentationen hervorgerufen werden (also das Zeichen /tisch/ für Gegenstände mit waagrechter Platte und einer Anzahl an Tischbeinen steht). Wie lassen sich diese drei semiotischen Eigenschaften im Hinblick auf Bildzeichen beschreiben? Bilden die in Medien publizierten Bilder eine eigene Sprache in übertragenem Sinne?

Eine ausführliche Diskussion kann an dieser Stelle nicht geleistet werden (vgl. bei entsprechendem Interesse Felder 2007a, 2007b). Im Folgenden wird in Anlehnung an Winkler (1992, 1997) die hier zugrunde gelegte Sichtweise resümiert, die darin besteht, dass Bildern ebenso wie stereotyp gebrauchten Sprachmustern eine Tendenz zur Abstraktion innewohnt, die sie bei penetranter Reproduktion ihres authentischen Potentials der Wirklichkeitsvermittlung berauben können. Somit erleiden Bilder, hier Pressephotographien, ein ähnliches Schicksal wie stereotyp klassifizierte Ausdruckshülsen ohne Inhalt.

Dazu ein kurzer Exkurs: Ende des 19. Jahrhunderts erfasste viele Intellektuelle eine Krise im Verhältnis zu ihrer Sprache und zu den tradierten Ausdrucksformen als den Fundamenten des kulturellen Selbstverständnisses. Im kulturgeschichtlichen Reden über diese vielschichtigen Ereignisse und Phänomene wird häufig das Etikett der „Sprach- und Kulturkrise der Jahrhun-

2 Auch im Mediendiskurs über die Unruhen in den Pariser Vorstädten vom Oktober 2005 nahmen Photographien einen zentralen Stellenwert ein. Versprachlicht sind sie unter anderem in den folgenden syntagmatischen Mustern (Vogel 2009): *Paris brennt – Französische Feuer – Feuer der Vororte – Flammen vor der Toren von Paris*.

dertwende“ benützt (Grimminger 1993, S. 7). Diese philosophische und literarische Sprachkritik muss in den Zusammenhang einer Erkenntniskritik der Sprache gestellt werden, weil hier die grundsätzliche Leistungsfähigkeit von sprachlichen Zeichen überhaupt in Frage gestellt wurde.

In die bisherige Vertrautheit mit *der* Muttersprache mischten sich nicht nur bei den Zeitzeugen und Sprachkritikern wie Fritz Mauthner (1849–1923),³ Karl Kraus (1874–1936),⁴ Arthur Schnitzler (1862–1931)⁵, Friedrich Nietzsche (1844–1900)⁶ und Hugo von Hofmannsthal (1874–1929)⁷ erhebliche Zweifel hinsichtlich des Sinnstiftungspotentials von Sprache – gemeint ist ihre Zuverlässigkeit beim Sprechen, Denken und Kommunizieren über Welt und beim Sich-Beziehen auf Sachverhalte und Gegenstände mittels Benennungen.⁸ Solche Verwandlungen zur Fremdheit („Sprachmetamorphosen“) haben sich von der ausgehenden Moderne des späten 19. Jahrhunderts bis zur sogenannten Postmoderne in zahlreichen Variationen fortgesponnen. In der Konsequenz sehen sich viele Kulturschaffende ihres Werkzeugs beraubt, es entsteht Verunsicherung durch erfahrene Fremdheit auf Grund erschütterter sprachlicher Ordnung, die nun eben nicht mehr in dem ersehnten Maße zur „Ordnung der Dinge“ (Foucault 1974) beitragen kann. Solche Verunsicherung hat ihren Kern in der konventionellen Beliebigkeit der Sprachzeichen überhaupt. Der Weg von den Sprachzeichen zu einem Dasein der Dinge (wir sprechen bewusst nicht von *dem Dasein der Dinge*) ist weit, der Weg zu ihrem Wesen erscheint endlos und verliert sich im Gewirr der Sprachspiele und deren babylonischer Willkür. Infolge dessen ist es bis heute in einer kritikfreudigen Meinungsbildungselite Gemeingut, dass sprachliche Zeichen auf diese oder jene Weise oft als ‚unauthentisch‘ oder ‚uneigentlich‘

3 Vgl. Fritz Mauthners dreibändiges Werk *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* aus dem Jahre 1901/1902.

4 Kraus, Herausgeber der Zeitschrift *Die Fackel* und Verfasser des Anti-Kriegs-Dramas *Die letzten Tage der Menschheit*, hält Öffentlichkeit und freie Presse für korruptiert.

5 Schnitzler (1987): „Jedes Wort hat fließende Grenzen. Diese Tatsache zu ästhetischer Wirkung auszunützen ist das Geheimnis des Stils“, *Beziehungen und Einsamkeiten: Aphorismen*. Frankfurt: Fischer.

6 Einschlägig ist Nietzsches Abhandlung über *Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* (1873).

7 Sein berühmt gewordener *Chandos-Brief* von 1902 hat die schlichte Überschrift „Ein Brief“.

8 Bei Nietzsche und von Hofmannsthal entsteht eine neue Form der poetischen Rede, die sich in dem poetischen Bild um die Leiblichkeit der Metapher verfestigt (Grimminger 1993, S. 4).

charakterisiert werden: Und die Ursache dafür soll eben in der Arbitrarität und Konventionalität sprachlicher Zeichen liegen.⁹

Die radikalsten Konsequenzen aus der erfahrenen Verunsicherung gegenüber der sprachlichen Ordnung zogen Nietzsche und von Hofmannsthal.¹⁰ Deren Unbehagen sei hier nur kurz resümiert.

Der flüssige Traum findet für Nietzsche seinen Ausdruck im Mythos und in der literarischen Kunst (Grimminger 1993, S. 20). Obwohl oder gerade weil die Metapher traditionell im Kontext rhetorischer Figurenlehre als unwahr betrachtet und desavouiert wird, feiert Nietzsche in ihr die wahre Natur – nicht nur der Sprache, sondern auch des menschlichen Daseins, das entsprechend zu sich selbst finden soll: in den Sprachformen des Traums, des Mythos und der Kunst. Nietzsche setzt offensichtlich der von ihm empfundenen Künstlichkeit der Sprachformen die Natürlichkeit der Bilder entgegen.¹¹ Grimminger zieht folgendes Fazit: Nietzsche

9 Der Literaturwissenschaftler Rolf Grimminger resümiert die Kritik an den von ihm vereinfachend als „Bildungssprache des 19. Jahrhunderts“ etikettierten Phänomenen sprachlicher Erscheinungsformen wie folgt: „In ihr herrschte eine verkappte Zensur. Sie war von Tabus überwacht, die auszugrenzen hatten, was nicht in den Schematismus der Konventionen hineinpaßte. Die literarische Kritik daran setzt verschiedene Akzente in einer Richtung: Man attackiert die Enge des erstarrten Sprachgehäuses, man bezweifelt die Wahrheit der in ihm eingesperrten Bildung, und man entwirft Alternativen für einen anderen Sprachgebrauch, der – bei allen Unterschieden – die Natur des Lebens und der Sinne gegen die Bildung zurückfordert“ (Grimminger 1993, S. 4)

10 Ihrer Enttäuschung über konventionelle Sprachformen setzten sie die Kraft des poetischen Bildes entgegen. Nietzsches poetische Gegensprache soll all jene Bilder, Träume und Affekte wieder in sich aufnehmen, die auf den abgegriffenen Wortmünzen der Konventionen verschwunden sind. Sie soll wieder der Natur folgen, er setzt hinzu: unserer „Nervenreize“. Nietzsche spricht in diesem Zusammenhang vom Fundamentaltrieb des Menschen zur Metaphernbildung, zur sinnlichen Energie der Bilder: „Fortwährend verwirrt jener Fundamentaltrieb des Menschen [...] die Rubriken und Zellen der Begriffe dadurch, daß er neue Übertragungen, Metaphern, Metonymien hinstellt, fortwährend zeigt er die Begierde, die vorhandene Welt des wachen Menschen so bunt unregelmäßig, folgenlos zusammenhängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten, wie es die Welt des Traums ist“ (Nietzsche 1873, S. 319).

11 „Der Mensch ist in seinem Erkennen stets auf die Sprache angewiesen, auf sie zurückgeworfen. Akzeptiert er den prinzipiell metaphorischen Charakter der Sprache nicht und versucht er, mittels Sprache eine allgemeingültige, objektive, d. h. die Dinge selbst vermeintlich erfassende Wahrheit zu formulieren, dann unterliegt er einem Fehlschluß. Dem Menschen ist es nicht möglich, objektive Wahrheiten zu erkennen, er selbst ist stets das Maß aller Dinge. Nietzsche löst den Begriff der Wahrheit von den Dingen los und verlagert ihn in den Menschen“ (Schiewe 1998, S. 189).

„stellt der stumm gewordenen Anwesenheit unserer Natur eine Sprache zur Verfügung, die nicht mehr nur ‚lügenhaft‘ willkürlich und konventionell gesteuert sein soll, sondern durch die Natur der ‚Nervenreize‘ motiviert. Sie verbinden den sinnlich gewordenen Sprachkörper mit dem leibseelischen Organismus des Menschen. Bei aller Zeichenhaftigkeit, die sie nicht abstreifen kann, ist Nietzsches Gegensprache also sekundär motiviert durch den Leib. In der Tat ist das ein semiotisch wie existentiell grundlegender Unterschied: Nietzsche trennt eine nur kommunikative Sprache, die gar noch im ‚Wahnsinn der allgemeinen Begriffe‘ befangen ist, von der literarischen Sprache der Sinne strikt ab.“ (Grimminger 1993, S. 21)

Hugo von Hofmannsthal konstatiert in seinem berühmt gewordenen *Chandos-Brief* aus dem Jahre 1902 den endgültigen Vertrauensverlust in die überlieferte „Bildungs-“sprache bzw. Literatursprache. Stattdessen betont er das Sehen:

„Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und in die ich wieder hineinstarren muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt.“ (Hofmannsthal 1902, S. 49)¹²

Hofmannsthal lässt des Weiteren über Chandos mitteilen, dass von all dem, was die Kunst zum Leben braucht, nämlich die visuelle Anwesenheit der Bilder in der Malerei oder die akustische Macht der Töne in der Musik, die Sprache nur einen Schatten zu liefern vermag.¹³ Das Unbehagen an der Zeichenhaftigkeit der Sprache äußert sich auch darin, dass die Bilder nicht selbst erscheinen, sondern nur die Sprachzeichen für sie. Hofmannsthal hält diese

12 Hofmannsthal schafft expressive Sprachbilder, mit deren Hilfe sein Lord Chandos sich in sein Gegenüber zu versenken versucht – zum Zwecke der Selbstreflexion. Hofmannsthal „geht es um die Grenzen des Mediums Sprache, deren Wörter stets Zeichen für etwas sind, nie aber dieses Etwas selbst in seinem körperlichen, sinnlich wahrnehmbaren Dasein. Dort hinein rettet sich Chandos und verweigert jede weitere Auskunft außer der beschwörenden Metaphorik des Sehens“ (Grimminger 1993, S. 27).

13 „Der Brief des Lord Chandos steht in einer Tradition des Gesamtkunstwerks, die Literatur längst vor dem Zeitalter des Films – den Hofmannsthal schätzte – und der elektronischen Medien ein Höchstmaß an sinnlicher Suggestion abgewinnen wollte“ (Grimminger 1993, S. 28).

Stellvertreterfunktion nur für einen unbefriedigenden Abklatsch (ein Surrogat) des Originals.

In dem Aufsatz „Der Ersatz für die Träume“ aus dem Jahre 1921 huldigt Hofmannsthal der Wirkung und den Leistungen von Bildern geradezu euphorisch und kritisiert die Erkenntniskraft sprachlicher Zeichen nochmals grundsätzlich:

„Und im Tiefsten, ohne es zu wissen, fürchten diese Leute die Sprache; sie fürchten in der Sprache das Werkzeug der Gesellschaft. [...] Diese Sprache der Gebildeten und Halbgebildeten, ob gesprochen oder geschrieben, sie ist etwas Fremdes. Sie kräuselt die Oberfläche, aber sie weckt nicht, was in der Tiefe schlummert. Es ist zuviel von der Algebra in dieser Sprache, jeder Buchstabe bedeckt wieder eine Ziffer, die Ziffer ist die Verkürzung für eine Wirklichkeit, all dies deutet von fern auf irgend etwas hin, auch auf Macht, auf Macht sogar, an der man irgendwelchen Anteil hat.“ (Hofmannsthal 1921, S. 150)

So sehr er mit dem letzten Satz Recht hat, dass Sprache eine verkürzte Darstellungsform für eine Wirklichkeit ist (notabene *eine*) („Das Bild ist ein Modell der Wirklichkeit“ schreibt Ludwig Wittgenstein 1958/1997 etwas früher im *Tractatus* 2.12), so grundlegend täuscht er sich in der illusionären Glorifizierung von Bildern.¹⁴ Was der Lord stellvertretend für Hofmannsthal in Bezug auf Bilder nur andeutet, das lässt Hofmannsthal nun in dem Essay von 1921 seinen namenlosen „Freund“ konkret ausdrücken: „das sinnliche Bild [steht] für geistige Wahrheit, die der ratio unerreichbar ist“ (Hofmannsthal 1921, S. 152).

14 Dieses Sehen – oder wie Mattenklott 1970/1985 formuliert – dieser Wille zum Bild begnügt sich nicht mit dem bloß Sichtbaren, das gleichgültig lässt: Die Intensität des erfüllten Augenblicks aus der Anschauung heraus kann nicht in die Zeichen der Sprache übertragen werden, Fixierungsversuche mittels Begriffen und Benennungen sind nach Hofmannsthals Auffassung zum Scheitern verurteilt. Überhaupt hält er es für eine Zumutung und Anmaßung, Zeichen für etwas anderes zu sehen als sie selbst. „Alles Sehen und aller Wille zur Synästhesie der Sprache verharren gegenüber der körperlichen Natur in der kulturellen Distanz des nachdenklichen Beobachters. Der verwandelt die Natur in ein Bild, er kommuniziert mit ihr aus der Entfernung, er ist sie nicht selbst“ (Grimminger 1993, S. 29). Und weiter führt er aus: „Sprachkritik, Sprachkrise und Körper-Sprache waren um die Jahrhundertwende also punktuell auf einem überschaubaren Zeitraum versammelt. [...] Die Kritik an den Konventionen zertrümmerte nun auch ihren formalen Zusammenhang: die Grammatik. Der Entwurf einer Körper-Sprache zerstörte die Bedeutung sprachlicher Zeichen, die Wörter. Übrig blieb etwas in der Lautpoesie – der akustische Ton“ (Grimminger 1993, S. 29).

Mit der Enttäuschung über das Medium Sprache (siehe dazu die genaueren Ausführungen in Felder 2007b, S. 199), welches in der Sprachkrise zum Ausdruck gebracht wurde, bleibt der Wunsch nach Authentizität und Integrität ungebrochen bestehen,¹⁵ und es entsteht gleichzeitig aus dem Verlangen nach Orientierung eine enorme Erwartungshaltung gegenüber Bildern, die begünstigt wird durch ihre technische Reproduzierbarkeit im Geflecht neuer und alter Medien. Wenn Worte demnach nichts mehr zu sagen vermögen, dann sollen die Dinge für sich sprechen. Wahrnehmungspsychologisch ist dies nichts anderes als *sich ein Bild von etwas machen* – also der Weg vom materiellen Bild zum mentalen Bild.

Führt man sich die Publikationsflut von Bildern, die beispielsweise den Anschlag auf das *World Trade Center* vom 11.9.2001 in verschiedenen Perspektiven darstellen, so wird deutlich: Die Bilder ereilt schließlich dasselbe Schicksal wie die Sprache und deren Stereotype bzw. Schemata (Pörksen 1997 spricht von „Visiotypen“): auf Grund ihrer vermeintlich endlosen Reproduzierbarkeit werden die technischen Bilder zu so hochfrequenten Erscheinungen, dass ihre quantitative Zunahme Spuren insofern in der Qualität hinterlässt, als Bilder substantiell nicht mehr als Singularitäten gelten können. Die scheinbar unendliche Vervielfältigung, die sich in Form von Bilderfluten über uns ergießt, schwächt ihre Aussagekraft und erst recht ihre Beweiskraft und ist gleichsam auch den abgebildeten oder fotografierten Ereignissen abträglich, sie werden regelrecht von ihrer „medialen Darstellungspenetration“ (Winkler 1997) unter sich begraben. Die Häufung der Rezeptionsakte schlägt negativ um, erschwert Konkretion und Singularität der wahrgenommenen Bilder erheblich und macht sie letztlich quasi unmöglich.

Von der Entstehung sprachlicher Zeichen und ihres Gebrauchs wissen wir: Nach der Entstehung folgt aus dem mehr oder weniger regelmäßigen Gebrauch eine Phase der Habitualisierung, die nahezu zwangsläufig Konventionalisierung zur Folge hat und mitunter auch Stereotypisierung zur Folge haben kann: Die häufig gebrauchten Bilder sind demnach dem gleichen Schicksal der Schematisierung ausgesetzt. Hofmannsthals Hoffungsmedium ist damit seiner Singularität beraubt, seiner Unschuld verlustig. Gleich und gleich gesellt sich gern. Man könnte sagen: Die gefallene Sprache ist nun nicht mehr allein – das Bild ist an ihrer Seite.

15 Um mit Lord Chandos zu sprechen, der die einzige Hoffnung gegen die Willkür und Leere der Begriffe und die Verlogenheit der Konventionen in der unvermittelten [sic!] Zuwendung zur Fülle der Dinge selbst sieht: Über den Verlust an Bedeutung vermag nur der „ungeblendete Blick“ hinwegzuträsten. Er sucht das Unmögliche, nämlich eine Sprache, in welcher die „stummen Dinge zu mir sprechen“ (Hofmannsthal 1902, S. 54).

So ist als Fazit festzuhalten: Betrachtet man Hugo von Hofmannsthals *Ein Brief* des Lord Chandos aus dem Jahre 1902 als Zeugnis der Sprachkrise zur Zeit des *Fin de siècle*, das als Ausdruck der erheblichen Erschütterungen und Verunsicherungen in Bezug auf das Medium Sprache gewertet werden kann, so können für die letzte Jahrhundertwende diverse Symptome einer „Krise der Bilder“ (Winkler 1997, S. 210) diagnostiziert werden. Das Medium *technisches Bild* (Photographie, Film und so weiter), das gerade im Zuge der Sprachkrise mit den Kategorien des Realismus, der Wahrheit und des Weltbezugs überfrachtet wurde, schien auf Grund der Konkretion der technischen Bilder den Unschärfeproblemen sprachlicher Allgemeinbegriffe (Arbitrarität, Konventionalität, Repräsentativität) enthoben zu sein. Nur so konnten sie zur „Lösung“ der Sprachkrise (z. B. bei Hugo von Hofmannsthal) avancieren.

Jedoch werfen Entstehung, Gebrauch, Habitualisierung, Konventionalisierung von Bildzeichen und ihre Stereotypisierung im Kommunikationsprozess bildsemiotisch noch größere Probleme auf als dies bei Sprachzeichen der Fall ist, weil beispielsweise das Problem der Perspektivierung nicht auf einer Metaebene im selben Medium geklärt werden kann. Der Weg vom Entstehen eines Bildzeichens über den Gebrauch, die Habitualisierung und die Konventionalisierung hin zur Stereotypisierung stellt eine Propositionsfixierung (d. h. Verstetigen des Konzepts im Hinblick auf den Sachverhalt) dar, wie sie für sprachliche Zeichen in Diskursen und Textroutinen üblich ist.

3. Hermeneutik als textuell und diskursiv instruierte Wissenskonstitution

Im Folgenden werden in aller Kürze die Bezugspunkte von Hermeneutik, Diskurslinguistik und Bildanalyse skizziert. In dem vorliegenden Rahmen ist nur eine grobe Verortung möglich; die Einordnung bleibt entsprechend schemenhaft. Dabei werden folgende Prämissen zugrunde gelegt: Ein Text oder ein Gespräch ist als Diskursausschnitt zugleich eine intersubjektive und individuelle Größe im sozialen Zwischenbereich von Menschen. Textverstehen ist der subjektive Vollzug von intersubjektiv entstandenen Sprachgebrauchsregeln (ausdrucks- und inhaltsseitiger Art) durch ein Individuum (Heringer 1984, 1990; Biere 1991). Als Diskursausschnitte sind Texte und Gespräche linguistisch analysierbar, die folgenden Ausführungen beziehen sich aus forschungspraktischen Gründen aber ausschließlich auf schriftliche Texte inklusive Bilddarstellungen (vgl. zur Gesprächsforschung z. B. Deppermann 2007; Spranz-Fogasy/Lindtner 2009; Müller 2012).

Zunächst zur Hermeneutik, die sich mit sprachwissenschaftlichen Verfahren des Verstehens, der Erklärung und Auslegung von Texten beschäf-

tigt¹⁶. Biere (2007) resümiert die hermeneutischen Traditionen vom 18. Jahrhundert bis heute in seinem einführenden Aufsatz *Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik* in groben Umrissen und unterscheidet dabei zwischen „Aufklärungshermeneutik“ (18. Jahrhundert), „Romantische Hermeneutik“ (19. Jahrhundert) und „Philosophische Hermeneutik“ (20. Jahrhundert). Unter Bezugnahme auf Gadamer wird alles Verstehen als Auslegen verstanden – und zwar in dem Sinne, dass man es in den je gegenwärtigen Horizont einrückt. Biere weist darauf hin, dass dies sprach- und zeichentheoretische Implikationen bzw. Konsequenzen hat: „Sprachphilosophie, Sprach- und Zeichentheorie wird ‚pragmatisch‘“ (Biere 2007, S. 12). Auf der Grundlage dieser plausiblen Verknüpfung von Zeichentheorie mit pragmatischen Analyseverfahren wird der hier vorgestellte Ansatz einer linguistischen Mediendiskursanalyse im Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit verortet (Felder 2012b).

In der Linguistik gibt es Biere (2007) zufolge in jüngster Zeit jenseits des Kognitivismus eine Neuorientierung hin zu Fragen wie der nach der Konstituierung, Organisation und Vermittlung von Wissen (Biere 2007, S. 19; vgl. auch den von Felder/Müller 2009 herausgegebenen Sammelband „Wissen durch Sprache“). Biere äußert und verneint im hermeneutischen Kontext die folgende Frage: „Löst die Orientierung auf den Begriff des Wissens vielleicht die gerade wieder gewonnene Orientierung auf den Begriff des Verstehens ab?“ (Biere 2007, S. 19). Er definiert die Konstituierung von Wissen als das hermeneutische Geschäft, die Organisation von Wissen als das dialektische und die Vermittlung von Wissen als das rhetorische. Führte Chladenius als sogenannten Aufklärungshermeneutiker das (Noch)-Nicht-Verstehen auf fehlendes Sachwissen, also nicht vorhandene Wissens Elemente, zurück, so spielte der Wissensbegriff in der romantischen Hermeneutik keine direkte Rolle und wurde in Dialektik und Rhetorik nur mitgedacht (ebd., S. 19). Für die Gegenwart postuliert Biere: „Freilich kann ‚Wissen‘ in seiner Abhängigkeit von Rhetorik und Hermeneutik (Reden und Verstehen) nun auch neu konzeptualisiert werden und im Begriff des ‚Werdens von Wissen‘ prozesshaft begriffen werden“ (ebd., S. 19). Damit wird die vertextete Sprache von Diskursakteuren, die auf der Basis von Textsortenroutinen im Medium Sprache handeln (v. Polenz 1988, S. 298 ff.), ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt und das Verstehen als semiotisch und pragmalinguistisch instruierte Anordnung von Wissen zwischen langue- und parole-Ebene angesiedelt.¹⁷

16 Vgl. dazu in der Linguistik exemplarisch Jäger 1977; Scherner 1984; Biere 1989, 1998, 2007; Hermanns 2003; Hermanns/Holly 2007 und vor allem Bär, in Vorbereitung.

17 Vgl. dazu auch das Forschungsnetzwerk ‚Sprache und Wissen‘ unter www.suw.uni-hd.de

Schon Schleiermacher verabschiedete sich von der Idee eines definitiven Verstehensprozesses und ersetzte sie durch die Idee der Unbestimmtheit, der „Unendlichkeit“ und Approximativität des Verstehens als einer ständigen Probe: „alle Mitteilung über äußere Gegenstände ist beständiges Fortsetzen der Probe, ob alle Menschen ihre Vorstellungen identisch konstruieren“ (Schleiermacher 1838/1977, S. 460). Biere greift diesen Gedanken auf und führt ihn weiter aus: „Und was wir da immer auf die Probe stellen, sind unsere ‚Konstruktionen‘ eines virtuellen Sinns, den wir immer wieder neu konstruieren“ (Biere 2007, S. 18). Und damit sind wir bei der Frage angelangt, ob Individuen identisches Wissen konstruieren. Schleiermacher bemerkt dazu kritisch: „Allein diese Identität, sowohl an sich, als insofern sie zu bestimmtem Bewusstsein gebracht werden kann, hat ihre Grenzen, welche die Relativität des Wissens ausmachen“ (Schleiermacher 1838/1977, S. 460). Diese Relativität ergibt sich nach Schleiermacher aus dem Medium, mittels dessen Individuen sich über Bewusstsein austauschen, nämlich der Sprache: „Die Gleichheit in der Konstruktion des Denkens als das eine Element des Wissens hat nur ihre Manifestation in der Sprache. Nun gibt es keine allgemeine Sprache, also keine allgemeine Gleichheit der Konstruktion“ (Schleiermacher 1838/1977, S. 461). In der Sprache also liegen die Relativität des Wissens und seine Grenzen begründet. Mit Bezug auf das Wissen einer Gemeinschaft „über äußere Gegenstände“ lässt sich resümieren: „Wird also die Sprache schon hervorgehoben durch den Prozeß des Schematisierens, so muß in diesem selbst schon eine Differenz und die Relativität des Wissens liegen“ (Schleiermacher 1838/1977, S. 461).

4. Linguistische Hermeneutik im Fokus der Text-Bild-Gefüge: eine Untersuchungsmethode im diskurslinguistischen Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit

Folgende These soll in diesem Kapitel belegt werden: Mit Photographien als Bildzeichen in Medientexten lassen sich gleichermaßen Handlungen vollziehen wie mit sprachlichen Zeichen (so schon Huth 1985 sowie Sachs-Hombach 2006, S. 157 ff.). Deswegen sprechen wir im Folgenden von Bild-/ Sprachhandlungen. Bilder sind – im Unterschied zu ihrem Pendant, den Texten – auf das komplementäre Medium Sprache angewiesen, um mit deren Unterstützung Handlungen vollziehen zu können. Bildern in politischen Medienkontexten können unter Rückgriff auf die Searleschen Oberklassen von Sprechakten die folgenden Charakterisierungen zugeschrieben werden.

Repräsentativa/Assertiva: Mit Bildern wird stets ein Sachverhalt konstituiert und die (unkommentierte) Bildbenutzung impliziert, dass eine Proposition bzw. der Bildinhalt wahr ist.

Deklarativa: Mit Bildern wird darüber hinaus gemäß den medialen Textsortencharakteristika (Kommunikationsroutinen und redaktionelle Ansprüche) auch oft ein Sachverhalt gekennzeichnet bzw. kategorial eingeordnet. In der Folge integriert der Bildrezipient das Wahrgenommene in Bezug auf ähnliche Sachverhalte (Vernetzung und Verknüpfung) unter Berücksichtigung seines Vorwissens und seiner Voreinstellungen; der Bildrezipient kategorisiert die Proposition bzw. den Bildinhalt im Kontext seines Wissensrahmens.¹⁸

Expressiva: Mit Bildern kann ein Sachverhalt auch bewertet werden, der Bildpublizist vermag unter Umständen Psychisches auszudrücken.

Direktiva: Unter bestimmten Bedingungen können Bilder den Rezipienten durch den dargestellten Sachverhalt zu etwas auffordern, der Bildpublizist will gegebenenfalls zu bestimmten Einstellungen und Verhaltensweisen motivieren.

Kommissiva: Je nach Kontext vermögen Bilder den Bildpublizisten durch den dargestellten Sachverhalt zu etwas verpflichten, und der Bildpublizist deutet unter Umständen den Bildinhalt als Verpflichtung für sich selbst und andere.¹⁹

Übersicht 1: Oberklassen zur Charakterisierung von Bildhandlungen, Weiterführung aus Felder 2007a, S.365).

-
- 18 Da Medien Institutionen sind, fassen wir in Erweiterung des Searleschen Verständnisses Aussagen über die Wirklichkeit (in den berichtenden Textsorten) auch als Deklarativa – und nicht nur als Assertiva – auf. Ob ein Politiker z.B. behauptet, in Westberlin schlage die Stimmung gegen die US-Armee um, oder ob in einer seriösen überregionalen Zeitung auf der ersten Seite die Schlagzeile steht „Stimmung gegen US-Armee schlägt um“, ist ein grundsätzlicher Unterschied. Eine solche durch Printmedien geschaffene Realität (unabhängig davon, wie viele Beispiele es für diese Behauptung in der Wirklichkeit gibt) kann nicht nur als Behauptung eines Verlags beschrieben werden, vielmehr wird hier qua institutionelle Autorität etwas als wirklich deklariert (Realitätsstiftung) und von vielen Rezipienten auch so wahrgenommen (Wirklichkeitsveränderung im individuellen Gedächtnis) – selbst dann, wenn ein Printmedium eine „konstituierte“ Wirklichkeit nach einer bestimmten Zeit wieder zurücknehmen muss, was eigentlich gar nicht mehr möglich ist.
- 19 Z.B. hat Axel Springer mehrfach erklärt, dass er in seinen Zeitungen der Selbstverpflichtung, die deutsche Teilung zu überwinden, gerecht werden wolle. Ähnliches gilt für andere Publikationsorgane. Betrachtet man beispielsweise die Berichterstattung über den Anschlag auf das World Trade Center (11. September 2001) in seriösen Zeitungen wie der *Süddeutschen Zeitung* im September 2001, so ist die Hypothese nicht so abwegig, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Der „Angriff auf die westliche Welt“ verlange eine gemeinsame Verteidigungsbereitschaft, so der Duktus der Darstellungen in diesen Wochen. Inwieweit der Rezipient eine potentielle Verpflichtung ebenfalls empfindet, hängt unter anderem von seinem Vertrauen dem Medium und der Redaktion gegenüber ab. Über das Angebot zur Übernahme der Einstellung kann sich unter Umständen der Rezipient mit der Darstellung und der Verpflichtung der Redaktion in der Form identifizieren, dass er die im Medium konstituierte Einstellung als gemeinsame Haltung deutet. Die von der Redaktion eingegangene Verpflichtung kann direktiv beim Rezipienten dieselbe Haltung hervorrufen. Wenn sich der Rezipient der Grundhaltung der Zeitung anschließt, dann stellt die Publikation im Printmedium auch für ihn eine Verpflichtung dar – und zwar eine gemeinsame.

Diese Charakterisierungen erfolgen allerdings auf einer hohen Abstraktions-ebene. Das bringt erkenntnistheoretisch und erkenntnispraktisch in Bezug auf den hier untersuchten Diskurs auf der einen Seite das Problem mit sich, dass der Erkenntnisgewinn auf Grund der weit gefassten Kriterien zu unspezifisch ausfällt. So sind in Text-Bild-Äußerungen konkrete Sprach-/Bildhandlungen auszumachen, indem jeder Text-Bild-Äußerung im Zuge einer interpretativen Hypothesenbildung eine oder mehrere Funktionen zugeschrieben werden, die adressatenspezifisch unterschiedlich stark wirken können (Polyfunktionalität und Mehrfachadressierung). Mit Photographien in Text-Bild-Äußerungen kann man etwas *behaupten, feststellen, darstellen, klassifizieren, verabscheuen*, zu etwas *auffordern oder verpflichten, etwas in Frage stellen* oder *eine Antwort implizieren* etc. Ein Nachteil lässt sich folgendermaßen formulieren: Die Vielzahl dieser einzelnen konkreten Funktionszuschreibungen verliert sich im Dickicht der Einzelzuschreibungen bzw. -deutungen und kann nicht in ein zusammenhängendes und abstrakteres Deutungsmuster eingebettet werden.

Es bleibt deshalb festzuhalten: Einzelne Funktionszuschreibungen als Hypothesen für die Deutung spezifischer Photos in Text-Bild-Äußerungen erbringen beim Bildverstehen auf Grund fehlender Rahmenkategorien nur einen begrenzten Erkenntnisgewinn.

Umgekehrt sind die Searleschen Oberklassen zu allgemein und unpräzise und daher mit der gegenteiligen Schwäche hinsichtlich der erkenntnisstiftenden Wirkung ausgestattet. So ist eine Zwischenstufe in Bezug auf die konträren Pole *abstrakt* versus *konkret* zu wünschen. Als Klassifikationskriterien werden auf der Grundlage von empirischen Analysen Kategorien mittlerer Abstraktionsebene vorgeschlagen – diese werden als *Handlungstypen* (Felder 2003, S. 205) bezeichnet und im Abstraktionsgrad zwischen den Searleschen Oberklassen und einzelnen konkreten Bild-/Sprachhandlungen angesiedelt. Diese Kategorien sollen sich induktiv beim Sichten und Bearbeiten des Diskurses ergeben und die Nachteile der extremen Pole *konkret* versus *abstrakt* entschärfen helfen.

Exemplarisch ermittelt wurden diese Handlungstypen an einem Bilderzyklus zum gescheiterten Fluchtversuch von Peter Fechter am 17. August 1962, der an der östlichen Seite der Berliner Mauer von DDR-Grenzsoldaten angeschossen wurde, noch längere Zeit bis zu seinem Tod nach Hilfe rief und erst nach mehr als 30 Minuten von Grenzsoldaten weggetragen wurde. Von diesem Ereignis analysierte Felder (2007a) fünf Pressephotographien, die über vier Jahrzehnte in Medien zur Berichterstattung und vor allem zur Erinnerung an das Geschehen immer wieder publiziert wurden. Auf dieser Grundlage wurden Handlungstypen der mittleren Abstraktionsebene induktiv über die Analyse von (in unserem Fall) Printmedientexten und Photographien ermittelt.

Im Rahmen der Untersuchung wurde vorwiegend die von Oliver Scholz (1991, 1998) eingeführte Unterscheidung von singulär und generell denotierendem Bildgebrauch berücksichtigt. Scholz unterscheidet zwischen singulär denotierenden und generell oder multipel denotierenden Bildern (Scholz 1998, S. 113). Bilder fungieren dann als generelle Bildzeichen, wenn das Dargestellte nicht im Sinne einer singulären Personen- oder Gegenstandsdarstellung aufgefasst wird (also auf eine bestimmte Person oder Gegenstand verweist), sondern als Genre (Gattung, Typus). Singuläre Bilder sind in dieser Hinsicht mit den Eigennamen und den übrigen singulären Termini der natürlichen Sprachen vergleichbar. Generelle Bilder sind mit den Prädikatoren (den „Vollwörtern“ nach Tesnière), d.h. den eigenschaftenzuschreibenden Einheiten natürlicher Sprachen zu vergleichen. Insgesamt ergeben sich auf diese Weise dreierlei Kategorien von Betrachtungsweisen beim Interpretieren von Sprach-/Bildhandlungen, d.h. zur Ermittlung von Handlungstypen.

Die Blaupause zur Ermittlung von Handlungstypen sieht also wie folgt aus.

Fünf Oberklassen von Sprach-/Bildhandlungen (in Anlehnung an Searle)
 Handlungstypen von Bildern-in-Funktion in politischen Printmedien-Texten
 Handlungstyp 1: ...
 Handlungstyp 2: ...
 Handlungstyp 3: ...
 usw.
 Konkrete Sprach-/Bildhandlungen in Text-Bild-Äußerungen
 etwas behaupten, feststellen, darstellen, klassifizieren, ablehnen, zu etwas auffordern, verpflichten, etwas in Frage stellen oder eine Antwort implizieren usw.

Übersicht 2: Ermittlung von Handlungstypen

Diese Blaupause wird nun über konkrete Text-Bild-Gefüge in Diskursen gelegt (Felder 2007a, S. 379). Bilder-in-Funktion können je nach Text-Bild-Äußerung einem oder mehreren Bild-Handlungstyp(en) zugeordnet werden. Mit Hilfe einer induktiven Vorgehensweise lassen sich die folgenden (diskursunabhängigen) Handlungstypen entwickeln. Zunächst lassen sich bestimmte Bilder-in-Funktion einem alethisch-faktischen Handlungstyp zuschreiben, genau dann nämlich, wenn mit ihrer Publikation die Wahrheit der dargestellten Proposition (Bildinhalt) behauptet wird. In anderen Kontexten können dieselben Bilder eine andere Funktion übernehmen wie z.B. die Konstitution von Folgen, die aus dem singulären Ereignis und/oder dem Ereignis als Gattungstyp für eine Klasse von Ereignissen gleichen Typs entstanden sind. Mit der Zeit können bei einem Fokuswechsel genau die gleichen Bilder wiederum eine andere Funktion in der Text-Bild-Äußerung übernehmen, nämlich dann, wenn das singuläre Ereignis oder das Genre-Ereignis nur als

Bestandteil eines größeren verknüpften Netzes mit mehreren verschiedenen Sachverhalten gesehen wird – das einzelne Bild also eine pars pro toto darstellt (z.B. werden häufig die staatlichen Maßnahmen an der innerdeutschen Grenze als nur ein Baustein eines Sets an Unrechtsmaßnahmen beschrieben). Die folgende Übersicht soll die – auf der Basis der bekannten Oberklassen – herausgearbeiteten Handlungstypen und Sprach-/Bildhandlungen übersichtlich darstellen.

Fünf Oberklassen von Sprach-/Bildhandlungen (in Anlehnung an Searle)

Handlungstypen von Bildern in Funktion in politischen Printmedien-Texten:

- *Handlungstyp 1*: Mit der Bildbenutzung in alethisch-faktischem Duktus wird behauptet, dass dargestellte Realität der faktischen Wirklichkeit entspricht (Unterscheidung nach S.J. Schmidt): Die Personen-, Gegenstands-, Ereignisdarstellung haben singulären Charakter;
- *Handlungstyp 2*: Konstitution der Folgen, die angeblich aus dem Einzelereignis erwachsen sind (singulär denotierend);
- *Handlungstyp 3*: Konstitution der Folgen, die angeblich aus dem zwischenzeitlich als Genre-Ereignis gedeuteten Sachverhalt entstanden sind (generell denotierend);
- *Handlungstyp 4*: Erinnern an das Ereignis als *pars pro toto* (Fokuswechsel).

Konkrete Sprach-/Bildhandlungen in Text-Bild-Äußerungen:

Assertiva: z. B. *als wahr behaupten, etwas darstellen, dokumentieren, festhalten, belegen, an jmd. oder etwas erinnern, der Toten gedenken, Ursache/Folgen aufzeigen*

Deklarativa: z. B. *etwas als etwas erklären, etikettieren, kategorial einordnen, etwas als „unmenschlich“ bezeichnen, etwas als vorgegeben akzeptieren*

Expressiva: z. B. *Abscheu zum Ausdruck bringen, jmd. anklagen, Taten verabscheuen, etwas ablehnen*

Kommissiva: z. B. *sich verpflichten, einen Zustand nicht akzeptieren bzw. beseitigen zu wollen; sich zur Übernahme der individuellen und kollektiven Verantwortung bereit erklären*

Direktiva: z. B. *jmd. zur Rechtfertigung drängen; jmd. auffordern, eine Verpflichtung zu übernehmen*

Übersicht 3: Handlungstypen bei politischen Medientexten mit Bild-/Sprachzeichen

Darüber hinaus kann mit Hilfe einer induktiven Vorgehensweise – nach der von Oliver Scholz (1991, 1998) eingeführten Unterscheidung von singulär und generell denotierendem Bildgebrauch – der folgende Ablauf einer Referenz- bzw. Sachverhaltsfixierung (d.h. Verstetigen des Bildinhalts bzw. der Bildrezeption) von Bildzeichen modelliert werden (analog zur Stereotypisierung von sprachlichen Zeichen) im Hinblick auf den Übergang von einer ikonischen hin zu einer symbolischen Bildrezeption (Felder 2007b). Die folgende Übersicht fasst das Funktionspotential der mehrfachen Bildverwendung in politischen Printmedientexten zusammen.

Erstpublikation des Bildes mit dominanter Mitteilungsfunktion (von der mit originären Sinnen erfahrbare und begreifliche Wirklichkeit zur massenmedial gestalteten Realität, singular denotierendes Bild)

- Weiterer Gebrauch des Bildes: Bild wird primär nicht zur Ereignisdarstellung benutzt, sondern zur Konstitution der behaupteten Folgen des singulären Ereignisses.
- Habitualisierung bzw. Konventionalisierung des Bildes (Bildgebrauch ist generell denotierend, das heißt, Bild fungiert als Genre, Typus, Gattung und nur noch peripher als Verweis auf das singuläre Ereignis): Bild wird sukzessive vom ikonischen zum symbolischen Zeichen.
- Stereotypisierung des Bildes mit Tendenz zur Abstraktion, wie wir sie beispielsweise von Bildern der brennenden Türme des World-Trade-Centers in New York am 11. September 2001 kennen (Wissensrahmen).

Übersicht 4: Mehrfache Bildverwendung in politischen Printmedienkontexten

5. Linguistische Diskursanalyse im Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit

In Bezug auf das hier vorliegende Verständnis einer linguistischen Diskursanalyse verweisen wir auf die zahlreichen Arbeiten, die in letzter Zeit von diversen Protagonisten einer deskriptiv orientierten Diskurslinguistik erarbeitet wurden.²⁰ Unser Diskursverständnis (in Felder 2009, Felder 2012b und Mattfeldt 2014 dargelegt) schneiden wir auf die hier relevante Fragestellung des Zusammenhangs vom Nutzen themenspezifischer Korpora für eine linguistische Diskursanalyse wie folgt zu.

Diskurse im hier zugrunde gelegten Verständnis sind Texte (auch Teiltex te und mit Bildern versehene Texte) und Gespräche (gegebenenfalls in Ausschnitten), die vom Diskursanalytiker als thematisch zusammenhängend und daher intertextuell klassifiziert werden, weil sie einen vom Diskursanalytiker als Diskursthema bestimmten Inhalt oder Inhaltsaspekt berühren. Kurz gesagt: Diskurse sind Text-, Bild- und Gesprächsnetze zu einem Thema. Texte, Bilder und Gespräche, die thematisch in Teilen oder im Ganzen das benannte Diskursthema betreffen, können als Diskursbestandteile oder Textmanifestationen des Diskurses zum Diskurs gezählt werden. Diskurs ist demnach ein Konstrukt, dem der Analytiker ein Diskursthema als Etikett zuschreibt und dem auf Grund mehr oder weniger vorgegebener thematischer

20 Wir beziehen uns ausdrücklich auf den Diskursansatz von Busse/Teubert (1994), Busse (1987, 1992, 2007, 2008), Gardt (2007a, 2007b, 2008), Konerding (2005, 2007, 2008), Müller (2007), Vogel (2009), Warnke (2007), Warnke/Spitzmüller (2008) und Wengeler (2003) (vgl. dazu auch zusammenfassend den Forschungsüberblick zur Diskurslinguistik in Konerding 2009).

Bezugnahme Texte als Bestandteile des Diskurses zugerechnet werden. Die Untersuchung eines Diskurses ist stets begrenzt durch die zur Verfügung stehenden und zum Diskurs gehörenden Untersuchungstexte und/oder -gespräche. Genau genommen kann nur ein Diskursausschnitt, nicht aber der Diskurs als Ganzes untersucht werden. Je nachdem, für wie repräsentativ die untersuchten sprachlichen Realisierungsformen hinsichtlich des virtuellen Gesamtdiskurses gehalten werden, sind die Untersuchungsergebnisse des analysierten Diskursausschnittes auch gültig für den Gesamtdiskurs.

Als hermeneutisch interessierte Diskurslinguisten verfolgen wir inhaltsseitige und ausdrucksseitige Untersuchungsabsichten, indem wir einerseits Konzeptualisierungen, Wissensrahmen (vgl. Busse 1992) und damit auch Interpretationshypothesen in bestimmten Diskursen herausarbeiten sowie andererseits charakteristische und diskursspezifische Ausdrucksweisen herausfinden möchten. Für dieses Untersuchungsinteresse sind Textkorpora zu bestimmten Themen notwendig, wie sie im Rahmen des Infrastrukturprojektes *Heidelberger Korpus (HeideKo)* aufgebaut werden.²¹ Ein thematisches Korpus ist also eine Sammlung von schriftlichen Texten und/oder Gesprächen zu einem bestimmten Thema (als Manifestationen von Äußerungen im Sinne Foucaults). Die sprachlichen Zeichen und Zeichenverknüpfungen sind tatsächlich von Diskursakteuren in gesellschaftlichen Äußerungskontexten zur Realisierung von Sprachhandlungen eingesetzt worden – sie können als „authentisch“²² bezeichnet werden. Die Daten werden zum Zwecke der Maschinenlesbarkeit digitalisiert und mit Metadaten versehen, mündlich geäußerte Daten müssen transkribiert werden (vgl. auch Lemnitzer/Zinsmeister 2006, S. 7).

Ein Untersuchungsschwerpunkt ist das Herausfinden diskursiver Muster mittels bestimmbarer Auffälligkeiten an der sprachlichen Oberfläche (z. B. von freien Syntagmen zu festeren) in zu erforschenden Kontextualisierungskontexten.²³ Für dieses Erkenntnisinteresse bieten themengebundene Korpora einen besonders geeigneten Gegenstand, insofern sie Dokumente versammeln, in denen identische bzw. ähnliche Sachverhalte oder Wirklichkeitsausschnitte je spezifisch perspektiviert, je neu konstituiert und damit

21 Vgl. Felder/Müller/Vogel (2010) sowie unter www.gs.uni-heidelberg.de/sprache02/hd_korpus.html (Abruf am 06.05.2014)

22 Lemnitzer und Zinsmeister meinen mit „authentisch“, dass „diese Daten im Rahmen linguistisch unreflektierter Kommunikationssituationen entstanden sein sollten. Es lässt sich, vor allem bei Zeitungskorpora, nicht verhindern, dass Textproduzenten sich in diesen Texten über Sprache allgemein oder einzelne sprachliche Phänomene auslassen, diese Situationen sollten allerdings eine deutliche Minderheit der ausgewerteten Belege ausmachen“ (Lemnitzer/Zinsmeister 2006, S. 14).

23 Firth 1957; Gumperz 1982; Auer 1986; Busse 2007; Müller 2012

(individuell und intersubjektiv zugleich) sinnvoll gemacht (Hörmann 1976) werden.

Folgende Fragestellungen stehen dabei im Fokus:

1. Worin besteht das besondere Erkenntnispotential linguistischer Diskursanalyse bei der Untersuchung der besonderen Konstitutionsbedingungen von Sachverhalten in der institutionellen Medienkommunikation?
2. Durch welche spezifischen Ausdrucksweisen bzw. Äußerungseigenschaften werden Wahrnehmungsprozesse, Wissensvorstellungen und Konzeptualisierungen ko-orientiert?
3. Inwiefern beeinflusst die sprachliche Zugriffsweise die Sachverhaltskonstitution („Zubereitung“ der Wirklichkeit (Jeand’Heur 1989)) und die Gestaltung der Realität (gemäß der Unterscheidung nach S.J. Schmidt 1996)?

6. Verstehen als Offenlegen agonaler Zentren

In Diskursen ringen Diskursakteure um die Gültigkeit und Durchsetzung ihrer Faktizitätsherstellungsversuche, indem sie spezifische Perspektiven auf Sachverhalte dominant setzen. Der diskurslinguistische Ansatz der pragmasemiotischen Textarbeit will diese bild- und sprachzeichenvermittelten Durchsetzungsverfahren mit reliablen Verfahren und Methoden offenlegen. Im Folgenden spitzen wir das Diskursverhalten einzelner Akteure als das diskursive Ringen um Gültigkeit von Aussagen zu und präzisieren seine Operationalisierbarkeit. Die Durchsetzung von bestimmten Perspektiven auf Sachverhalte bedarf sprachlicher Mittel, welche den jeweiligen Geltungsbereich ausdrücken. Wollen wir also an die Sachverhalte und ihre Perspektivierung im Detail herankommen, so halten wir uns zunächst einmal an die sprachlichen Mittel, mit denen Diskursakteure Geltung postulieren bzw. konfligierende Geltungsansprüche zum Ausdruck bringen – inwieweit Bilder dies vermögen, soll dann in einer empirischen Fallstudie aus dem Tierversuchsdiskurs untersucht werden. Es geht also im Folgenden um die Ermittlung von Geltungsansprüchen in Diskursen, die zu analysierenden Geltungsansprüche können in Form von handlungsleitenden Konzepten ermittelt werden.

Dazu bedarf es zweier Begriffserklärungen: Unter *Konzept* wird hier in Anlehnung an Barsalou (1992) eine kognitive Einheit oder Inhaltskomponente verstanden, an der Attribute oder (sich ausdrucksseitig manifestierende) Teilbedeutungen identifiziert werden können (vgl. Felder 2003, S. 43 sowie Felder 2006, S. 18). Unter *handlungsleitenden Konzepten* verstehen wir die Konzepte bzw. Begriffe der sprachlichen Inhaltsseite, welche die Textpro-

duzenten oder Diskursakteure bei der Konstituierung und Vermittlung von Sachverhalten unbewusst verwenden oder bewusst in einer Diskursformation versuchen durchzusetzen (Felder 1995, S. 3 ff. und S. 47 ff.). In den spezifischen Konzept- und Begriffsausprägungen vermögen sich die referierten Sachverhalte zu unterscheiden. Solche Unterschiede können über ausdrucksseitig gebundene Teilbedeutungen als Akzentuierungen identifiziert werden.

Wenn zwei oder mehr Konzepte in einem Diskurs konfligieren und für einen Diskurs als charakteristisch gelten, dann sprechen wir von agonalen Zentren, da in diesen diverse Geltungsansprüche mehr oder weniger unvereinbar aufeinandertreffen. Solche Streitpunkte kristallisieren sich in agonalen Zentren als diskursiven Dreh- und Angelpunkten (im Rahmen diskursiver Wettkämpfe um Geltungsansprüche).

Unter agonalen Zentren wird ein sich in Sprachspielen manifestierender Wettkampf um strittige Akzeptanz von Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen, Geltungsansprüchen, Orientierungswissen und Werten in Gesellschaften verstanden (Felder 2012b, S. 136). Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen kompetitive Sprachspiele zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Diskursakteuren (vgl. auch Mattfeldt, in Vorbereitung).

Somit stellen Diskurse idiomatisch geordnete Orientierungsrahmen dar, sprachliche Zeichen fungieren als idiomatische Steuerungsmittel (Felder 2009, S. 28), Gleiches gilt für bildliche Zeichen in Diskursen. In ihnen werden zentrale Variablen in der Aushandlungspraxis je neu justiert und modifiziert. Agonale Zentren haben also nichts Statisches, sondern sind im Gegenteil stets dem dynamischen diskursiven Aushandlungsprozess ausgesetzt. Sie sind erkenntnistiftend im Hinblick auf divergierende Konzeptualisierungen,²⁴ akteursspezifische Handlungsstrategien auf intra- und transtextueller Ebene (Warnke/Spitzmüller 2008) und soziale Kontextualisierungen (Auer 1986; Busse 2007).

Diskursakteure bedienen sich ausdrucksseitig Lexemen, Syntagmen, Sätzen, Texten und Bildern, um mit diesen auf Ereignisse, Akteure, Ursachen, Folgen usw. zu referieren. Und da zwischen Ausdruck und Sachverhalt keine direkte Beziehung besteht, ist das zentrale Moment der Sinnherstellung das mentale Korrelat, das durch Begriffe und Konzepte modelliert wird (z.B. das Konzept ‚Unabhängigkeit‘, das ausdrucksseitig durch diverse Ausdrücke verschiedener Wortarten wie z.B. *eigenständig*, *befreien*, *Selbständigkeit* evoziert werden kann und je nach Kontext eine spezifische Ausprägung erfährt). Agonale Zentren werden durch grundlegende und umstrittene handlungsleitende Konzepte (Felder 2006, S. 18) modelliert. Sie lassen sich in einem bestimmten Diskurs nur herausarbeiten, wenn auf der Textoberfläche sprach-

24 Felder 1995; Wengeler 2003; Konerding 1993, 2005, 2007 und 2008.

liche und bildliche Mittel, in denen sie sich manifestieren, aufgezeigt werden können. Wie dies im Einzelfall in konkreten Textkorpora praktiziert werden kann, wurde zum einen an einem Textkorpus zum Bau und Fall der Berliner Mauer (Felder 2012b, S. 132) und zum anderen an einem Diskursausschnitt zum sogenannten Sterbehilfe-Diskurs (Felder 2012a, S. 156) aufgezeigt. Die diskursspezifischen agonalen Zentren wurden im Untersuchungsprogramm der pragma-semiotischen Textarbeit ermittelt – und zwar unter Berücksichtigung von fünf linguistischen Beschreibungsebenen: (1) die Ebene der Lexeme, (2) die syntagmatische Ebene, (3) die Ebene von Äußerungseinheiten auf Satzebene, (4) die Textebene und (5) die Ebene der Text-Bild-Beziehungen (Felder 2009, 2012b). Auf der Grundlage einer systematischen Analyse dieser ausdrucksseitigen Einheiten werden durch die Analyse lexikalischer und grammatischer Mittel (Felder 2012b) handlungsleitende Konzepte zu agonalen Zentren als Orientierungsvariablen verdichtet.

Die Ermittlung agonaler Zentren in gesellschaftlich relevanten Diskursen stellt für das *zoon politikon* ein Orientierungsgerüst hinsichtlich der Sachverhaltsperspektivierungen dar und ist Basis für Entscheidungshandlungen. Für die Explizierung von Wissen wird in vielen geisteswissenschaftlichen Disziplinen von Konzepten gesprochen. Der Begriff *Konzept* wird in der sprachwissenschaftlichen Forschung uneinheitlich gebraucht. Wir legen eine relativ breite, für unser Untersuchungsinteresse aber ausreichende Definition zugrunde (Felder 1995, S. 43; Felder 2006, S. 18): Unter *Konzept* ist wie oben erwähnt eine kognitive Einheit oder Inhaltskomponente zu verstehen, an der Attribute näher bestimmt bzw. identifiziert werden können.

Sprache und Bild wirken bei der Konstitution von Konzepten und ihren Teilbedeutungen im Diskurs zusammen. Wie das im Einzelnen geschieht, soll hier anhand zweier Beispiele aus dem Tierversuchsdiskurs aufgezeigt werden.

7. Die Hermeneutik der Bildrezeption: eine empirische Fallstudie

7.1 Das Bild, die Sprache und die Medien

Bild und Sprache besitzen unterschiedliche kognitive Wirkung (Lobinger 2011, S. 81) und erfüllen damit in Diskursen unterschiedliche Leistungen. Bildreize werden schneller verarbeitet und bleiben leichter auch bei einmaliger Verwendung im Gedächtnis (vgl. Childers/Houston 1984). Sowohl Bild- als auch Sprachreize vermögen Emotionen beim Rezipienten anzusprechen; während man mithilfe von Sprache jedoch auch abstrakte Sachverhalte differenziert abwägen kann, können Bilder dies nur eingeschränkt (vgl. Felder

2007b, S. 206). Aspekte, Konsequenzen oder symbolische Darstellungen abstrakter Konzepte (etwa eine weiße Taube als Friedenssymbol) können allerdings verbildlicht dargestellt und damit im wahrsten Sinne des Wortes „veranschaulicht“ werden. Bildern, insbesondere Photographien, wird zudem besondere Glaubwürdigkeit zugeschrieben; Graber (1996) verweist darauf, dass dies selbst dann der Fall ist, wenn sich Bilder als Fälschungen entpuppen und dies sprachlich enttarnt wird.

Die unterschiedlichen Leistungen und Defizite von Bildern und Sprache werden in den Medien ergänzend genutzt. Dies macht eine Analyse von Bildern und Sprache insbesondere bei einer Mediendiskursanalyse besonders wichtig. Kognitionswissenschaftliche Studien zeigen anhand von eye-tracking (vgl. zusammenfassend Lobinger 2011, S. 78 und Poynter Institute 2008), dass LeserInnen eines Zeitungsartikels zunächst den Bildreiz wahrnehmen, dann die Überschrift inklusive Lead und zuletzt den eigentlichen Text eines Artikels lesen. Dem wird auch von journalistischer Seite Rechnung getragen: Auf Startseiten und Suchmasken von Onlineausgaben großer überregionaler Zeitungen (z. B. ZeitOnline, SpiegelOnline) sind teils zunächst Überschriften, Lead und teils ein begleitendes Bild zu sehen. Diese Kombination führt dazu, dass der betreffende Artikel angeklickt und gegebenenfalls gelesen wird. Teilweise ist ein Bild sogar nur in der Übersicht zu sehen, während es bei der Ansicht des eigentlichen Artikels fehlen kann. Dies zeigt die Bedeutung, die redaktionell den Bildreizen zugeschrieben wird. Das Poynter Institute weist in seinen eyetracking-Studien aber auch auf die Rolle der Überschrift und die Wichtigkeit der Platzierung hin: Objekte, die links oben auf dem Bildschirm erscheinen, erhalten besondere Aufmerksamkeit (vgl. Poynter Institute 2008).

Während sprachliche Erscheinungsformen im Diskurs in linguistischen Diskursanalysen unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht werden, werden Text-Bild-Verhältnisse in Diskursen eher selten analysiert (eine Ausnahme stellt Vogel 2009 dar). Dies ist vermutlich auch der Tatsache geschuldet, dass quantitative Analysen von Bildthemen, -motiven und -inhalten auch mit verfeinerten technischen Methoden²⁵ schwierig bleiben. Will man einen (Medien-)Diskurs aber mit Anspruch auf Repräsentativität untersuchen, gehört im visuellen Zeitalter eine qualitative Analyse des Zusammenwirkens von Bild und Sprache im Diskurs dazu: Welche Sachverhalte, Emotionen und Konzeptualisierungen ruft ein Bild im Diskurs hervor? Welche

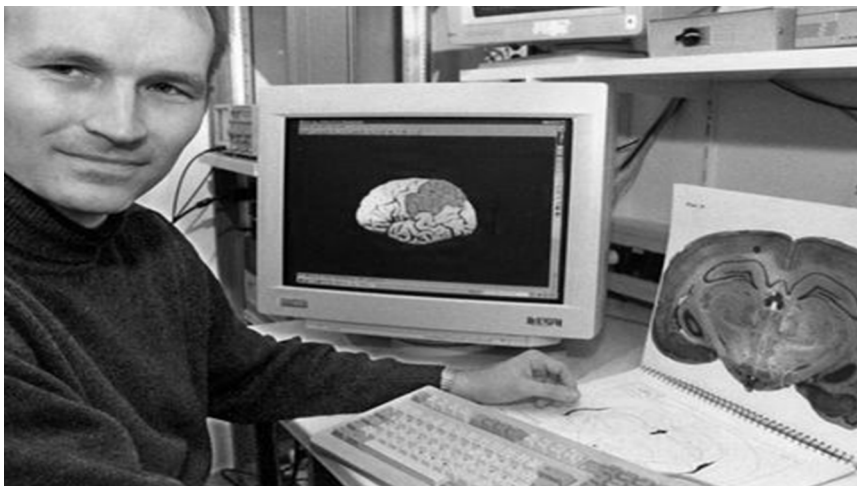
25 Vgl. auch den Vortrag von Jana Tereick am 22. Januar 2013 im Rahmen des EZS-Forums mit dem Titel „Kopf oder Rechner? Zur korpusassistierten Analyse von Diskursen am Beispiel ‚Klimawandel‘“ zu Bilddarstellungen des Eisbären im Klimawandeldiskurs.

Interpretationshinweise gibt die Bildunterschrift? In welchem Verhältnis stehen Artikelthema und -aussage zum Bild?

Diesen Fragen sollen anhand von zwei Onlinezeitungsartikeln nachgegangen werden, die sich mit Konflikten im Zusammenhang mit medizinischen Tierversuchen an Affen an der Universität Bremen beschäftigen. Bilder und Sprache sollen in ihrer gemeinsamen Darstellung – auch von Konflikten in diesem Zusammenhang – untersucht werden, um den Diskurs um Tierversuche in diesem Einzelbeispiel und eventuell auch im Hinblick auf Aspekte der Darstellung des Verhältnisses von Mensch und Tier im Allgemeinen zu analysieren. Als praktische Analysehilfe dienen hier vor allem die wertvollen Hinweise von Kress und van Leeuwen (2006), die verschiedene Elemente des Bildes wie Modalität, Komposition, Vektoren, Formen etc. charakterisieren und im Hinblick auf ihre Wirkung untersuchen.

7.2 Analyse der Beispielbilder und der Sprache-Bild-Beziehungen

Das erste Bild, zum Interview „Diese Hirnforschung ist nur mit Affen möglich“ (Zeit Online, 13.12.2012, bezeichnet als Text 1), zeigt den Forscher Andreas Kreiter in einem „social shot“ (vgl. Kress/von Leeuwen 2006, S. 148) auf der linken Bildhälfte. Er wendet sich der Kamera zu und sieht den Betrachter fast direkt an. Mit dem Körper ist er dem auf der rechten Bildhälfte zu sehenden Schreibtisch zugewandt, auf dem eine Tastatur, ein PC-Monitor (mit einer Darstellung des Gehirns) und ein Schreibblock, ebenfalls mit einer Zeichnung des Gehirns, zu sehen sind (als Bild im Bild). Die Bildunterschrift lautet „Andreas Kreiter an seinem Arbeitsplatz an der Universität Bremen“.



Innerhalb des Onlineartikels folgt das Bild direkt auf die Überschrift; es zieht mit seiner Positionierung eyetracking-Studien zufolge beträchtliche Aufmerksamkeit auf sich (vgl. Poynter Institute 2008).

Mit dem Bild werden in der Text-Bild-Relation Bildhandlungen vollzogen. In diesem Fall ist dies zunächst einmal eine Faktizität herstellende konstitutive Handlung des Darstellens oder Dokumentierens, die auf den Zusammenhang von Forschungsaktivitäten mit Affen im Kontext der Hirnforschung hinweist – dass es also bestimmte Versuche mit Makaken-Affen gibt (Repräsentativa/Assertiva). Diese Interpretation ist zum einen der Darstellung des Gehirns auf dem Bild (Gehirntomographie) geschuldet, zum anderen dem Einfluss der Überschrift „Diese Hirnforschung ist nur mit Affen möglich“. Gleichzeitig werden widerstreitende Bildhandlungen des Gefühlsausdrucks (Expressiva) realisiert, die graduell zwischen *etwas ablehnen* und *etwas für unbedenklich halten* angesiedelt sind. Dem Diskursakteur – hier die Zeit-Online-Redaktion – kann die Bildhandlung *sich zur Übernahme der individuellen und kollektiven Verantwortung bereit erklären* (Kommissiva) zugeschrieben werden. Textlich lässt sich dies an der Frage des Interviewers festmachen: „Trotzdem sind die Experimente eine Strapaze für die Affen. Gäbe es keine Alternativen?“ Ebenso kann hier die an die Textrezipienten adressierte direktive Bildhandlung *jemanden auffordern, die Verpflichtung der Auseinandersetzung mit diesem Thema zu übernehmen* (Direktiva) festgestellt werden. Ein textlicher Beleg für diese Bildhandlung stellt die folgende Äußerung dar: „Zumindest erscheint es bedenklich, Tierversuche durchzuführen, die vielleicht nie zu einer medizinischen Anwendung führen“.

Das Bild besitzt in diesem Interview darüber hinaus weitere Funktionen. Es dient zum einen der Personalisierung der Information; bei Interviews sind diese Abbildungen der befragten Person nicht ungewöhnlich. Gleichzeitig wird mit der Darstellung des Arbeitsplatzes, der immerhin mehr als die Hälfte des Bildes einnimmt, der Kontext der Forschung als Auftakt zur Lektüre des Textes hergestellt. Die Abbildung der Gehirndarstellungen auf dem PC-Bildschirm und auf dem Block schaffen (gemeinsam mit der Überschrift) den Hintergrund der Hirnforschung im Speziellen. Im Bild nicht dargestellt werden die in der Überschrift erwähnten Affen.

Der Bildfokus liegt hier also auf dem Partizipanten Kreiter und auf dem Kontext der Universität. Der Rahmen, der geschaffen wird, hat folglich zunächst einmal weniger mit den konkreten Versuchen als mit dem Hirnforschungskontext zu tun, der neutral oder positiv bewertet wird. Lediglich die Überschrift verweist mit der Partikel „nur“ mit einem sprachlichen Mittel der Agonalität auf die möglichen Konflikte im Zusammenhang mit der Forschung. Die Personalisierung der Information wird im Informationskasten mit der zeitlichen Übersicht fortgesetzt, die stark auf Kreiter fokussiert (z. B. auch auf die Bedrohung seiner Familie).

Im Text selbst werden verschiedene Konzepte mithilfe sprachlicher Indikatoren von Agonalität (wie konzessiven und adversativen Konnektoren, vgl. dazu z.B. Felder 2012b, Mattfeldt 2014, Schedl 2011) gegenübergestellt. Dazu gehören etwa

- ‚Zielführende Hirnforschung ist auch mit anderen Mitteln, z. B. Kernspintomographie, möglich‘ vs. ‚Zielführende Hirnforschung ist nur mit Versuchen an Makaken möglich‘;
- ‚Die Affen leiden unter den Versuchen‘ vs. ‚Die Affen leiden nicht unter den Versuchen‘;
- ‚Grundlagenforschung ohne klar erkennbare Anwendungsmöglichkeiten rechtfertigt Tierversuche nicht‘ vs. ‚Tierversuche in der Grundlagenforschung sind notwendig, um in einem späteren Stadium Anwendungen ermöglichen zu können‘.

Diese Konzepte werden im Zwiegespräch versprochen. Das Bild verweist auf das Konzept der Forschung, aber nicht auf die beteiligten Affen, den Gegenstand der Diskussion. Emotionen in Bezug auf die beteiligten Tiere werden nicht durch das Bild aufgerufen. Insgesamt wirkt das Bild personalisierend und etabliert die Institution ‚Wissenschaft‘ als zentral, wirkt aber erst durch die begleitende Schrift agonal im Sinne der Gegenüberstellung handlungsleitender Konzepte.

Anders ist dies beim zweiten hier zu analysierenden Bild. Der Kommentar (Zeit Online, 12. Dezember 2012) titelt „Mitleid mit den Tieren löst das Dilemma nicht“. Der Informationskasten des zuvor genannten Artikels findet auch diesmal Eingang; die Personalisierung des Akteurs Kreiter findet hier also rein sprachlich statt. Der Text stellt die Leiden der Tiere dem medizinischen Fortschritt gegenüber, der Menschen mit Krankheiten wie Alzheimer-Demenz zugutekäme.



Auch mit diesem Bild werden in der Text-Bild-Relation Bildhandlungen vollzogen – aber anderer Natur als im ersten Fall. In diesem Fall ist zunächst einmal keine Faktizität herstellende konstitutive Handlung des Darstellens oder Dokumentierens erkennbar, die auf den Zusammenhang von Forschungsaktivitäten mit Affen im Kontext der Hirnforschung hinweist – dass es also bestimmte Versuche mit Makaken-Affen gibt (Repräsentativa/Assertiva). Stattdessen wird ein Makaken-Affe am Fell eines Tigers gezeigt und der Entstehungsnachweis dieser Photographie weist völlig unpräzise einen „Zoo in China“ aus (noch unspezifischer kann eine Herkunftsangabe kaum ausfallen; auch eine Erläuterung des Zusammenhangs von Affe und Tigerfell, der auf den Betrachter irritierend wirkt, fehlt). Es findet auf der Bildebene auch keine Verknüpfung zwischen Forscher und Affe statt, wie dies im ersten Bild der Fall war (als der Forscher vor dem Computer sitzend eine Gehirntomographie zu studieren scheint). Diese Verknüpfung muss der Bildbetrachter herstellen, wozu er auf Grund seines Vorwissens und seiner Vorerfahrungen (auch mit Bildern) in der Lage ist.

Zur Kategorie der Expressiva zählende Bildhandlungen sind etwa Illokutionen wie *etwas als natürlich und schützenswert einstufen*. Eine weitere Bildhandlung aus der Kategorie der Kommissiva könnte hier eine Illokution wie *die Verantwortung für etwas übernehmen* sein, wenn dem Rezipienten wie dem Produzenten dies zugeschrieben wird – das Bild mit der im Text sogar erwähnten kindlichen Haltung und Mimik des Affen legt nahe, dass hier ein Lebewesen nicht die Verantwortung für sich selbst übernehmen kann und dies deshalb von anderen, menschlichen Akteuren übernommen werden muss. Sieht man dies sogar als Aufforderung an den Rezipienten, also als Illokution *auffordern, für etwas die Verantwortung zu übernehmen*, könnte auch die Kategorie der Direktiva angenommen werden. Dieser wird dann allerdings im weiteren Text widersprochen. Weitere Bildhandlungen – auch etwa widerstreitende wie im ersten Fall – sind hier nicht auszumachen, weil hier nicht die beiden Sachverhalte (nämlich Forscher und Forschungsobjekt) miteinander verknüpft werden.

Die Konzepte, die einander agonial gegenüberstehen, ähneln den im ersten Artikel diskursiv ausgehandelten (s.o.), werden aber noch stärker in zwei konfligierenden weiteren Wissensrahmen (vgl. Busse 1992) verortet, die hier als

„Das Wohl des Menschen ist wichtiger als das des Tieres“ vs. „Menschliches und tierisches Wohlergehen und Würde sind gleich wichtig und bei Entscheidungen zu berücksichtigen“

umschrieben werden sollen. Gewählt wird ein Bild, das auf der rechten Bildhälfte ein Rhesusaffenjunges in Frontalansicht zeigt, welches sich an einem Tiger festzuhalten scheint. Der Affe, vor einem verschwommenen grauen

Hintergrund dargestellt, ist klar im Vordergrund und Fokus des Bildes und richtet den Blick genau auf die Kamera und damit den Rezipienten. Kress und van Leeuwen bezeichnen diese Art des Bilds als „demand“ (Kress/van Leeuwen 2006, S. 148): Die Blickrichtung des dargestellten Wesens geht zum Betrachter und stellt damit eine Forderung dar (welche genau richtet sich Kress/van Leeuwen zufolge nach dem Kontext). Die großen braunen Augen des Affen und die Tatsache, dass es sich um ein Affenjunge handelt, entsprechen dem sogenannten „Kindchenschema“: Das Bild ist damit besonders emotional geprägt und weckt stärker Empathie mit dem Dargestellten als das an der Universität Bremen aufgenommene Photo aus dem anderen Zeit-Online-Artikel. Die Bildhandlung ist hier also den Expressiva zuzuordnen; die Zuordnung kann durch die Konzentration auf den Affen und das genannte Kindchenschema noch eindeutiger erfolgen als beim Bild des Forschers. Obwohl der Artikel letztlich die Position argumentativ ausführt, dass die Versuche unumgänglich seien, geht er auf den Bildeffekt indirekt ein:

„Mit ihren Kulleraugen, der kleinen Nase und ihren süßen nackten Sege-
lohren setzen uns die Makaken allerdings einen Spiegel vor. Sie ähneln
uns. Die Bilder, wie sie eingezwängt mit Loch im Schädel in Käfigen sit-
zen, erinnern uns schmerzlich daran, dass auch Menschen töten, um zu
leben. Ihre Niedlichkeit macht unser Leid für uns greifbar. Auch deshalb
hat sich die Debatte in Bremen mittlerweile zu einem emotionalen Kampf
hochgeschaukelt.“

Der dargestellte Affe wird allerdings nicht wie im Zitat geschildert mit „Loch im Schädel“ im Käfig gezeigt, stattdessen handelt es sich laut Bildunterschrift um „Ein Rhesusaffen-Junges (Macaca mulatta) in einem Zoo in China“. Ein Bild, wie es im Zeitungstext verbal geschildert wird, hätte möglicherweise die Botschaft des Artikels, dass diese Experimente notwendig sind, zu sehr implizit untergraben und die geschilderten Emotionen des Mitleids stärker geweckt. Mit dem gewählten Bild wird interessanterweise das im Text erwähnte und diskutierte Konzept ‚Menschliches und tierisches Wohlergehen und Würde sind gleich wichtig und bei Entscheidungen zu berücksichtigen‘ trotzdem bildlich und damit impliziter als in der sprachlichen Darstellung angesprochen: der Blick des Affen verweist auf die Argumente, die Tierschützer vortragen und die der Kommentator auch ernst nimmt. Die Ähnlichkeit zu Menschen macht die Abbildung noch prägnanter in diesem Kontext, als es vermutlich das Bild eines Tieres wäre, das dem Menschen weniger verwandt ist, was textuell auch anklingt. Während im Interview mit Kreiter die mangelnde Verwandtschaft der Makaken mit den Menschen (im Vergleich zu anderen Affenarten) durch den interviewten Wissenschaftler betont wird, wird diese Differenzierung hier im Text nicht erwähnt. Das Bild illustriert insge-

samt eines der agonal gegenübergestellten Konzepte des Textes und wirkt damit trotz seiner geringen Aussagekraft in Bezug auf die konkreten Experimente agonalitätsstützend, auch wenn ein anderes Bild, wie es im Text entworfen wird, die Problematik wohl noch stärker illustriert hätte.

Beide Bilder liefern unterschiedliche Rahmen für die Berichterstattung zu dem Gerichtsprozess um die wissenschaftlichen Tierversuche. Diese Darstellungen rufen unterschiedliche Konzepte und Emotionen hervor. Geht man mit Gibson und Zillmann vom Picture-Superiority-Effekt aus, so prägen die Bildreize unsere Erwartungen an den Text und unsere Lesart (vgl. Gibson/Zillmann 2000). Während die Texte Konflikte ausdiskutieren und beide Seiten der Argumentation zu Wort kommen lassen, können Bilder nicht in dieser Art ausdifferenzieren (vgl. Felder 2007b). Sie etablieren jedoch unterschiedliche Instruktionen an die kognitive Wahrnehmung, wie der Text zu verorten ist. Selbst wenn, wie im zweiten Text, das Leid der Tiere, also des dargestellten Partizipanten,²⁶ letztlich dem Nutzen für den Menschen mit sprachlichen Mitteln untergeordnet wird, zeigt der Bildeinsatz schon zu Beginn des Textes, dass der Partizipant „Tier“ und unser Unbehagen angesichts seines Leids Eingang in den Text finden werden. Assoziative Vorgänge werden bereits geweckt, wenn das Bild zu sehen ist. Es ist müßig, zu spekulieren, wie genau die Rezeption eines sprachlich identischen Textes ausgefallen wäre, der einen schwer kranken menschlichen Patienten bildlich dargestellt hätte – jedoch hätte ein solches Bild vielleicht stärker das Argument ‚Das Wohl des Menschen ist wichtiger als das des Tieres‘ untermauert. Bilder können damit sowohl agonalitätsneutral verwendet werden, widerstreitende Gefühle aufzeigen (s. Bild 1) oder aber im Text versprachlichte Agonalität aufgreifen und eines der Konzepte unterstützen (s. Bild 2). Weitere, hier nicht behandelte Möglichkeiten könnten in der Kombination von Bildern liegen oder in Text-Bild-Beziehungen, die bereits bestehende Konflikte aufgreifen (etwa Bilder von Protesten, auf denen z.B. auch Transparente zu sehen sind, vgl. Mattfeldt, in Vorbereitung).

Die Rolle der Bildunterschriften ist hier in beiden Fällen stärker informativ (auch wenn die Information zu Bild 2 kaum Verbindungen zum vorliegenden Streitfall um die Tierversuche herstellt). In beiden Darstellungen wurde der dargestellte Partizipant benannt und verortet. Eine explizite Bewertung des Dargestellten erfolgte nicht. Im zweiten Beispiel wirkte hier stärker die Überschrift in der Kombination mit dem Bild als Lenkung der Interpretation: „Mitleid“ mit der uns fordernd anschauenden Kreatur wird präsupponiert, jedoch im folgenden Text nicht als handlungsleitend verankert werden.

26 Vgl. Kress/van Leeuwen (2006) zum Ausdruck „participant“ bei der Bildanalyse.

Betrachtet man damit insgesamt das Zusammenspiel von Text und Bild in Bezug auf Agonalität in den hier gewählten Beispielen, kann man von einer ko-textinduzierten Agonalität der Bilder in den Artikeln ausgehen. Insbesondere das Bild des Affen ruft Emotionen hervor, die aber subjektiv ausfallen mögen. Die Bildunterschrift, die die Spezies benennt, lenkt die Interpretation des Bildes in eine informative Richtung. Es wird zudem klar, dass es sich bei dem Affen im Bild nicht um ein Versuchstier aus der Reihe von Andreas Kreiter handelt. Die Überschrift dagegen lenkt die Interpretation in eine andere Richtung, indem sie a) mit dem Ausdruck „Mitleid“ eine mögliche Emotion benennt, die das Bild weckt, b) diese Emotion aber als nicht entscheidend für die Problemlösung einstuft und c) bereits auf einen breiteren Wissensrahmen verweist, innerhalb dessen die Problematik diskutiert wird. Die agonale Formulierung (mit dem Ausdruck „Problem“ wird ein Agonalität induzierendes Substantiv verwendet, vgl. Schedl 2011) verweist auf den Konflikt; der Kotext (wenn auch nicht die Bildunterschrift) zum Bild induziert damit Agonalität, so dass das Bild entsprechend interpretiert wird. Im Hinblick auf Bilder könnte man also von ko-textinduzierter Agonalität sprechen, in Bezug auf den Text von agonalitätsstützender Bildverwendung. Gleichzeitig scheinen Bilder stärker der sprachlichen Interpretation zu bedürfen, um agonale zu wirken. Abstufungen und besondere bildliche Mittel, die eine Agonalität des Bildes an sich nahelegen, müssten genauer untersucht werden (vgl. Mattfeldt, in Vorbereitung).

8. Schluss

Ziel des Beitrags war es zu zeigen, dass Agonalität in Diskursen sich auch in Text-Bild-Gefügen nachweisen lässt, wenn man im Paradigma der pragmasemiotischen Textarbeit Bildhandlungen zu eruieren sucht. Es wurden beispielhaft zwei Bilder aus dem Diskurs um Tierversuche analysiert. Auch wenn es sich dabei nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem gesamten Diskurs handelt, konnte an den beiden Beispielen die Bedeutung des Ko-texts und des Welt- und Diskurswissens bei der Rezeption der Bilder und der Interpretation der Bilder gezeigt werden (vgl. dazu auch Mattfeldt, in Vorbereitung). Gleichzeitig kommt dem Bildreiz eine besondere Rolle zu, indem er etwa Emotionen ansprechen kann, noch bevor kognitiv eine Bildinterpretation wahrgenommen und/oder rezipientenseitig akzeptiert wird. Die Geschichte eines Bildes im Diskurs kann dann noch weiter fortschreiten, indem es wieder und wieder verwendet wird: Photographien von singulären Ereignissen (z.B. spektakulären Fluchtversuchen an der innerdeutschen Grenze oder einer Forscherpersönlichkeit vor einem PC-Bildschirm mit einer Gehirntomographie) können, mit der Zeit, durch die häufige Publikation in diversen Medien nicht mehr singulär, sondern generell als Genre-Bild oder Ty-

pus (Scholz 1991, 1998) denotieren. Auch Photographien haben also, wie die sprachlichen Zeichen, das Potential zur Abstraktion, auch sie können von dem Phänomen der Stereotypisierung erfasst werden.²⁷ Welche Konzepte damit auch auf emotionale Weise (stärker als dies mit Sprache möglich ist) in einem Diskurs verankert werden und stereotypisiert werden, sollte in umfassenden Diskursanalysen untersucht werden, insbesondere im Hinblick auf die hier dargestellte kognitive Wirkung von Bildern. Die Bildhandlungen könnten in einer umfassenderen Analyse, als sie im Rahmen dieser Studie möglich ist, noch genauer nach Bildinhalten und -eigenschaften ausdifferenziert werden, um den Bildeffekt noch eindeutiger beschreiben zu können.

Um uns in unserer Zeit der „Bilderflut“ (Winkler 1997) zurechtzufinden, benötigen wir nicht nur Sprach-, sondern auch Bildwissen und eine analytische Haltung gegenüber den Bildern, die unsere Emotionen ansprechen. Sprache und Bilder bieten trotz allen Enthusiasmus der Intellektuellen um die Jahrhundertwende für die angeblich so wahren Bilder nur zeichenhaften Zugriff auf eine Realität, die wir mit beiden Medien nur aus bestimmten Perspektiven aufzugreifen versuchen können. Im Zusammenspiel können sich Sprache und Bild in ihren jeweils eigenen Leistungen ergänzen und liefern eine besondere Konstruktion im Diskurs. Diese zu untersuchen sollte Ziel jeder Diskursanalyse sein.

Literaturangaben

Primärtexte

Text 1 (inklusive Bild 1):

Klößner, L.: „Diese Hirnforschung ist nur mit Affen möglich“. In: ZeitOnline vom 13.12.2012, www.zeit.de/wissen/gesundheit/2012-12/Bremer-Affenversuche-Kreiter-Interview (Abruf 04.02.2014)

Text 2 (inklusive Bild 2):

Klößner, L.: Mitleid mit den Tieren löst das Problem nicht. In: ZeitOnline vom 12.12.2012, www.zeit.de/wissen/gesundheit/2012-12/Affenversuche-Bremen-Urteil. (Abruf 04.02.2014)

Forschungsliteratur

Auer, P. (1986): Kontextualisierung. In: *Studium Linguistik* 19, S. 22–47.

Busse, D. (1987): *Historische Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta.

27 Vgl. Winkler 1992, 1997 und vor allem Pörksen 1997, 2000 und Stöckl 2000.

- Busse, D. (1992): Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Bär, J. A. (in Vorbereitung): Linguistische Hermeneutik. Zu Theorie und Praxis der grammatisch-semantischen Interpretation. Bislang unpublizierte Habilitationsschrift, eingereicht bei der Neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg im November 2007.
- Barsalou, L. W. (1992): Frames, Concepts, and Conceptual Fields. In: Lehrer, A./Feder Kittay, E. (Hrsg.): Frames, Fields, and Contrasts. New Essays in Semantic und Lexical Organization. Hillsdale und New Jersey: Erlbaum, S. 21–74.
- Bichsel, P. (1969): Ein Tisch ist ein Tisch. In: ders. (Hrsg.): Kindergeschichten. Neuwied: Luchterhand, S. 21–31.
- Biere, B. U. (1989): Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung. Tübingen: Niemeyer.
- Biere, B. U. (1991): Textverstehen und Textverständlichkeit. Heidelberg: Groos.
- Biere, B. U. (1998): Verständlichkeit beim Gebrauch von Fachsprachen. In: Hoffmann, L./Kalverkämper, H./Wiegand, H. E. (Hrsg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. 2 Halbbände. Berlin und New York: de Gruyter, S. 402–407.
- Biere, B. U. (2007): Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik. In: Hermanns, F. / Holly, W. (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer, S. 7–21.
- Boehm, G. (Hrsg.) (2001): Was ist ein Bild? München: Fink.
- Bubenhofer, N. (2009): Muster an der sprachlichen Oberfläche. Methoden einer korpuslinguistischen Diskurs- und Kulturanalyse am Beispiel des Sprachgebrauchs in der Neuen Zürcher Zeitung von 1995–2005. Berlin und New York: de Gruyter (Sprache und Wissen 4).
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (1992): Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, D. (2007): Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York: de Gruyter, S. 81–105.
- Busse, D. (2008): Diskurslinguistik als Epistemologie – Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung. In: Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter, S. 57–87.
- Busse, D./ Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Childers, T. L./Houston, M. J. (1984): Conditions for a Picture-Superiority Effect on Consumer Memory. In: Journal of Consumer Research 11(2), S. 643–654.
- Deppermann, A. (2007): Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht. Berlin und New York: de Gruyter.

- Felder, E. (1995): Kognitive Muster der politischen Sprache. Eine linguistische Untersuchung zur Korrelation zwischen sprachlich gefaßter Wirklichkeit und Denkmustern am Beispiel der Reden von Theodor Heuss und Konrad Adenauer. Frankfurt am Main, Berlin, Bern u. a.: Peter Lang.
- Felder, E. (2003): Juristische Textarbeit im Spiegel der Öffentlichkeit. Berlin und New York: de Gruyter.
- Felder, E. (2006): Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: Felder, E. (Hrsg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin und New York: de Gruyter, S. 13–46.
- Felder, E. (2007a): Text-Bild-Hermeneutik. Die Zeitgebundenheit des Bild-Verstehens am Beispiel der Medienberichterstattung. In: Hermanns, F./Holly, W. (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer, S. 357–385.
- Felder, E. (2007b): Von der Sprachkrise zur Bilderkrise. Überlegungen zum Text-Bild-Verhältnis im Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit. In: Müller, F. (Hrsg.): Politik, [Neue] Medien und die Sprache des Rechts. Berlin: Duncker und Humblot, S. 191–219.
- Felder, E. (2009): Sprache – das Tor zur Welt!? Perspektiven und Tendenzen in sprachlichen Äußerungen. In: Felder, E. (Hrsg.): Sprache. Im Auftrag der Universitätsgesellschaft Heidelberg. Berlin und Heidelberg: Springer, S. 13–57.
- Felder, E. (2012a): Unendliche Semiose im Recht als Garant der Rechtssicherheit. In: Bäcker, C./Klatt, M./Zucca-Soest, S. (Hrsg.): Sprache – Recht – Gesellschaft. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 141–162.
- Felder, E. (2012b): Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse. In: Felder, E./Müller, M./Vogel, F. (Hrsg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 115–174.
- Felder, E. (2013): Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonomer Zentren. Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche. In: Felder, E. (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 13–28.
- Felder, E./Müller, M. (Hrsg.) (2009): Wissen durch Sprache. Themen, Methoden und Theorie des Forschungsbereichs ‚sprachliche Wissenskonstitution‘. Berlin und New York: de Gruyter.
- Felder, E./Müller, M./Vogel, F. (2010): Das Heidelberger Korpus – Gesellschaftliche Konflikte im Spiegel der Sprache. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL) 38, S. 314–319.
- Felder, E./Müller, M./Vogel, F. (2012): Korpuspragmatik. Paradigma zwischen Handlung, Gesellschaft und Kognition. In: dies. (Hrsg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 3–30.
- Firth, J. R. (1957): Papers in Linguistics (1934–1951). London, New York, Toronto: Oxford University Press.
- Fix, U. (2008): Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 36, S. 343–354.
- Fix, U./ Wellmann, H. (Hrsg.) (2000): Bild im Text – Text und Bild. Heidelberg: Winter.
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraas, C./Meier, S./Pentzold, C./Sommer, V. (2013): Diskursmuster – Diskurspraktiken. Ein Methodeninstrumentarium qualitativer Diskursforschung. In: Fraas, C./Meier, S./

- Pentzold, C. (Hrsg.): Online-Diskurse. Theorien und Methoden transmedialer Diskursforschung. Köln: Halem, S. 102–134.
- Gardt, A. (2007a): Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis. In: Hermanns, F./Holly, W. (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer, S. 263–280.
- Gardt, A. (2007b): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodologische Möglichkeiten. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York, S. 27–52.
- Gardt, A. (2008): Kunst und Sprache. Beobachtungen anlässlich der documenta 12. In: Barsch, A./Scheuer, H./Schulz, G.-M. (Hrsg.): Literatur – Kunst – Medien. Festschrift für Peter Seibert zum 60. Geburtstag. München: Meidenbauer, S. 201–224.
- Gardt, A. (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. In: Felder, E. (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 29–56.
- Gibson, R./Zillmann, D. (2000): Reading Between the Photographs: The Influence of Incidental Pictorial Information on Issue Perception. In: Journalism & Mass Communication Quarterly 77 (2), S. 355–366.
- Graber, D. (1996): Say it with Pictures. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science 546 (1), S. 85–96.
- Grimminger, R. (1993): Der Sturz der alten Ideale. Sprachkrise und Sprachkritik um die Jahrhundertwende. In: Funkkolleg „Literarische Moderne – Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert“. Studienbrief 3, Studieneinheit 7. Tübingen: Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen, S. 7/1–7/42.
- Gumperz, J. (1982): Discourse Strategies. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hermanns, F. (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bisher fehlenden Teilfachs. In: Linke, A./Ortner, H./Portmann-Tselikas, P. R. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer, S. 125–163.
- Hermanns, F./Holly, W. (2007): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer.
- Heringer, H. J. (1984): Textverständlichkeit. Leitsätze und Leitfragen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 14.55, S. 57–70.
- Heringer, H. J. (1990): Verstehen – eine wahrhaft interdisziplinäre Angelegenheit. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 21.66, S. 47–61.
- Hofmannsthal, H. v. (1902): Ein Brief. In: Hofmannsthal, H. v. (1975): Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe in 36 Bänden. Band 31. Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift, S. 45–55.
- Hofmannsthal, H. v. (1921): Der Ersatz für die Träume. In: Kaes, A. (Hrsg.) (1978): Kino-Debatte. Text zum Verhältnis von Literatur und Film 1909-1929. Tübingen: Niemeyer, S. 149–152.
- Hörmann, H. (1976): Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Holly, W. (1990): Politikersprache. Inszenierungen und Rollenkonflikte im informellen Sprachhandeln eines Bundestagsabgeordneten. Berlin und New York: de Gruyter.
- Holly, W. (2013): Textualität – Visualität. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41(1), S. 1–7.
- Huth, L. (1985): Bilder als Elemente kommunikativen Handelns in den Fernsehnachrichten. In: Zeitschrift für Semiotik 7, S. 203–234.
- Jacob, K. (in Vorb.): Linguistik des Entscheidens. Sprachliche Muster und Variationen in Entscheidungsprozessen. Eine Querschnittsanalyse zur Fach- und Medienkommunikation im

- Energiediskurs mit besonderer Berücksichtigung dissens- und konsensualer Sprachhandlungsstrategien. (Arbeitstitel der an der Universität Heidelberg entstehenden Dissertation)
- Jäger, L. (1977): Zu einer hermeneutischen Begründung der Sprachtheorie. Historisch-systematische Skizze. In: Germanistische Linguistik 5.6, S. 3–78.
- Jeand'Heur, B. (1989): Sprachliches Referenzverhalten bei der juristischen Entscheidungstätigkeit. Berlin: Duncker und Humblot.
- Konerding, K.-P. (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie. Tübingen: Niemeyer.
- Konerding, K.-P. (2005): Diskurse, Themen und soziale Topik. In: Fraas, C./Klemm, M. (Hrsg.): Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 9–38.
- Konerding, K.-P. (2007): Themen, Rahmen und Diskurse. Zur linguistischen Fundierung des Diskursbegriffes. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York: de Gruyter, S. 107–140.
- Konerding, K.-P. (2008): Diskurse, Topik, Deutungsmuster. Zur Komplementarität, Konvergenz und Explikation sprach-, kultur-, und sozialwissenschaftlicher Zugänge zur Diskursanalyse auf der Grundlage kollektiven Wissens. In: Warnke, I.H./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter, S. 117–150.
- Konerding, K.-P. (2009): Diskurslinguistik - eine neue linguistische Teildisziplin. In: Felder, E. (Hrsg.): Sprache. Im Auftrag der Universitätsgesellschaft Heidelberg. Berlin: Springer, S. 155–177.
- Kress, G. R./van Leeuwen, T. (2006): Reading images. The grammar of visual design. 2. Auflage. London und New York: Routledge.
- Klug, N.-M. (2012): Das konfessionelle Flugblatt 1563–1580. Eine Studie zur historischen Semiotik und Textanalyse. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Klug, N.-M./Stöckl, H. (in Vorb.): Handbuch Sprache im multimodalen Kontext. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Kühn, P. (1995): Mehrfachadressierungen. Untersuchungen zur adressatenspezifischen Poly-valenz sprachlichen Handelns. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 170).
- Lemnitzer, L./Zinsmeister, H. (2006): Korpuslinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Narr.
- Lobinger, K. (2011): Visuelle Kommunikationsforschung. Eine Metaanalyse kommunikationswissenschaftlicher und visueller Fachzeitschriften 1990–2009. Wiesbaden: VS.
- Mattenklott, G. (1970/1985): Bilderdienst. Ästhetische Opposition bei Beardsley und George. München 1970 und Frankfurt am Main 1985: Rogner&Bernhard und EVA.
- Mattfeldt, A. (2014): „Helfen“ oder „töten“? Die Mediendebatte um die Sterbehilfe. Eine diskurslinguistische Kausalitätsanalyse. Frankfurt am Main, Berlin, Bern: Peter Lang (Europäische Hochschulschriften Deutsche Sprache und Literatur 2041).
- Mattfeldt, A. (in Vorbereitung): Sprachliche Mittel der Agonalität im Deutschen und Englischen im internationalen Diskurs um Mensch und Natur. Eine Analyse deutscher und englischer Medien- und Fachtexte. (Arbeitstitel der an der Universität Heidelberg entstehenden Dissertation)
- Mauthner, F. (1901/1982): Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Band 1: Zur Sprache und zur Psychologie. Stuttgart: Cotta.
- Meier, S. (2008a): (Bild-)Diskurs im Netz. Konzept und Methode für eine semiotische Diskursanalyse im World Wide Web. Köln: von Halem.

- Meier, S. (2008b): Von der Sichtbarkeit im Diskurs – Zur Methode diskursanalytischer Untersuchung multimodaler Kommunikation. In: Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur textuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter, S. 263–286.
- Müller, M. (2007): Geschichte, Kunst, Nation. Die sprachliche Konstituierung einer ‚deutschen‘ Kunstgeschichte aus diskursanalytischer Sicht. Berlin und New York: de Gruyter.
- Müller, M. (2012): Vom Wort zur Gesellschaft: Kontexte in Korpora. Ein Beitrag zur Methodologie der Korpuspragmatik. In: Felder, E./Müller, M./Vogel, F. (Hrsg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin, New York: de Gruyter, S. 33–82 .
- Müller, M. G. (2003): Grundlagen der visuellen Kommunikation. Theorieansätze und Analysemethoden. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Nietzsche, F. (1873/1954–1956): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: von Schlechta (Hrsg.): Nietzsche, F. (1954–1956): Werke in drei Bänden. Band 3. München: Hanser, S. 309–322.
- Polenz, P. v. (1988): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen–den–Zeilen–Lesens. Berlin und New York: de Gruyter.
- Pörksen, U. (1997): Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pörksen, U. (2000): Visiotype. Die Welt der Zweiten Anschauung. In: Fix, U./Wellmann, H. (Hrsg.): Bild im Text – Text und Bild. Heidelberg: Winter, S. 191–206.
- Poynter Institute (2008): Previous Studies, www.poynter.org/extra/Eyetrack/previous.html (Abruf 31.01.2014)
- Rolf, E. (2000): Textuelle Grundfunktionen. In: Brinker, K./Antos, G./Heinemann, W./Sager, S.F. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin und New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1), S. 422–435.
- Sachs-Hombach, K. (2006): Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft. 2., leicht verbesserte Auflage. Köln: Halem.
- Schedl, E. (2011): Korpuslinguistische Zugänge zu agonalen Zentren. (Bachelorarbeit)
- Scherner, M. (1984): Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Tübingen: Niemeyer.
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München: Beck.
- Schleiermacher, F. D. (1838/1977): Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Herausgegeben und eingeleitet von Manfred Frank. Frankfurt am Main.
- Schmidt, S. J. (1996): Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung. Braunschweig: Springer.
- Schmitz, U. (2004): Sprache in modernen Medien. Berlin: Erich Schmidt.
- Schnitzler, A. (1987): Beziehungen und Einsamkeiten: Aphorismen. Frankfurt am Main: Fischer.
- Scholz, O. R. (1991): Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildhafter Darstellungen. Freiburg und München: Karl Alber.
- Scholz, O. R. (1998): Was heißt es, ein Bild zu verstehen? In: Sachs-Hombach, K./Rehkämper, K. (Hrsg.): Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung. Interdisziplinäre Beiträge zur Bildwissenschaft. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, S. 105–117.

- Searle, J. R. (1979): *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Spieß, C. (2011): *Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Spranz-Fogasy, T./Lindtner, H. (2009): *Fragen und Verstehen. Wissenskonstitution im Gespräch zwischen Arzt und Patient*. In: Felder, E./Müller, M. (Hrsg.): *Wissen durch Sprache. Themen, Methoden und Theorie des Forschungsbereichs ‚sprachliche Wissenskonstitution‘*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 141–170.
- Stöckl, H. (2000): *Bilder – stereotype Muster oder kreatives Chaos? Konstitutive Elemente von Bildtypen in der visuellen Kommunikation*. In: Fix, U./Wellmann, H. (Hrsg.): *Bild im Text – Text und Bild*. Heidelberg: Winter, S. 325–341.
- Stöckl, H. (2004): *Die Sprache im Bild – das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text: Konzepte, Theorien, Analysemethoden*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Tereick, J. (2008): *Eine synchrone und diachrone Untersuchung des Printmediendiskurses zum 11. September 2001 unter grammatischen, semantischen und pragmatischen Aspekten*. Magisterarbeit (eingereicht bei der Neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg und zugänglich über Prof. Dr. Ekkehard Felder, Germanistisches Seminar).
- Vogel, F. (2009): *„Aufstand“, „Revolte“, „Widerstand“*. Linguistische Mediendiskursanalyse der Ereignisse in den Pariser Vorstädten 2005. Frankfurt am Main und New York: Peter Lang.
- Warnke, I. H. (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen*. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 3–24.
- Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (2008) (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Wengeler, M. (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Niemeyer.
- Winkler, H. (1992): *Das Ende der Bilder? Das Leitmedium Fernsehen zeigt deutliche Symptome der Ermüdung*. In: Hickethier, K./Schneider, I. (Hrsg.): *Fernsehtheorien. Dokumentation der GFF-Tagung 1990*. Berlin: Edition Sigma, S. 228–235.
- Winkler, H. (1997): *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer. Mit einem Interview von Geert Lovink*. München: Boer.
- Wittgenstein, L. (1958/1997): *Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rhizome digital

Datengeleitete Methoden für alte und neue Fragestellungen in der Diskursanalyse¹

Zusammenfassung: Mit dem „Data-driven Turn“ ergeben sich in der digitalen Welt neue Chancen für die linguistische Diskursanalyse: Einerseits ist es oft ein Leichtes, große Textkorpora zusammenzustellen, um Analysen auf einer breiten empirischen Basis zu ermöglichen. Andererseits bedingen diese großen Datenmengen neue Untersuchungsmethoden; die Anwendung von Erkenntnissen der Korpus- und Computerlinguistik ermöglichen datengeleitete Zugänge, mit denen auch neue Forschungsfragen angegangen werden können. Wir demonstrieren dies anhand datengeleiteter Analysen zu zeitgeschichtlichen Umbrüchen seit dem Zweiten Weltkrieg in SPIEGEL und ZEIT.

Schlagwörter: Linguistische Diskursanalyse, Korpuslinguistik, datengeleitete Methoden, zeitgeschichtliche Umbrüche, Frameanalyse, Kollokationsanalyse

Summary: The „data driven turn“ as a result of the digital world enables new approaches to linguistic discourse analysis: On the one hand, it is often much easier to build big text corpora for analyses on a broader empirical basis. On the other hand, using big data demands new methods to access it. The use of state-of-the-art techniques of corpus- and computational linguistics enables data-driven approaches, which also allows pursuing new research questions. An analysis of cultural upheavals in Germany after WWII in the newspapers SPIEGEL and ZEIT illustrates these possibilities.

Keywords: linguistic discourse analysis, corpus linguistics, data-driven methods, historical/cultural upheavals, frame analysis, collocation analysis

1 Der folgende Beitrag baut auf unserem bereits publizierten Text „Das Wuchern der Rhizome“ (Scharloth et al. 2013) auf. Einige methodisch-theoretische Überlegungen sind daraus in erweiterter, teilweise komprimierter Form, entnommen, die Datengrundlage für die Analysen wurde jedoch stark erweitert.

Die linguistische Diskursanalyse ist zweifellos ein Erfolg: Seit Dietrich Busses Dissertation „Historische Semantik. Analyse eines Programms“ (Busse 1987) hat sich die Diskursanalyse als Gegenentwurf zur historiographisch interessierten historischen Semantik zu einer eigenständigen Teildisziplin der Linguistik entwickelt. Dazu gehört ein großes Methodenrepertoire und eine Reihe von unterschiedlichen Ansätzen (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011), die darüber hinaus an andere sozial- und kulturwissenschaftliche Disziplinen anschließbar sind (vgl. Scharloth et al. 2013).

Andererseits leidet diskursanalytische Forschung unter einem Korsett immer komplexerer Analyseketten und Methoden: Die Umsetzung verschlingt immer mehr Ressourcen, der heuristische Mehrwert der Analyseketten und Methoden ist aber nicht belegt (vgl. ebd.). Die Methodik zwingt zudem diskursanalytische Arbeiten oft, ihre Datenbasis „aus forschungspraktischen Gründen“ (Busse/Teubert 1994, S. 14) einzuschränken, da ansonsten durch die hermeneutische Interpretation oder Dekonstruktion manuell codierter Texte die Masse nicht zu bewältigen wäre. Erschwerend kommt hinzu, dass die komplexen Kategorienkataloge und methodischen Ansätze zwar wissenschaftliche Objektivität suggerieren, eine Validierung ihrer Messinstrumente und eine Beurteilung ihrer Reliabilität jedoch nicht erfolgt.

Obwohl die linguistische Diskursanalyse schon früh korpuslinguistische Methoden nutzte,² wird der Stand der Kunst der Korpus- und Computerlinguistik nicht berücksichtigt. So werden multivariate Verfahren oder maschinelles Lernen zur Textanalyse ebenso selten verwendet wie Methoden der automatischen Annotation von linguistischen Kategorien oder von der Computerlinguistik erarbeitete Ressourcen wie semantische Taxonomien.

Wir plädieren deswegen dafür, für die linguistische Diskursanalyse den Anschluss an die sprachtechnologische Entwicklung zu finden, um Gesellschaftsanalysen auf sprachlicher Ebene nicht der Privatwirtschaft oder anderen Disziplinen allein zu überlassen. Denn so wäre zu befürchten, dass auch das kritische Potenzial der Diskursanalyse verloren ginge (Scharloth et al. 2013).

1. Linguistische Diskursanalyse und der Data-driven Turn

Das Potenzial der digitalen Welt wird in der Linguistik noch wenig genutzt. Dabei sind es zwei Aspekte, die methodisch besonders interessant sind: Naheliegend ist die bessere Verfügbarkeit von großen Datenmengen. Es ist ver-

2 Vgl. Busse/Teubert (1994, S. 14–18) und neuerlich die konzise Einführung von Teubert/Cermáková (2007).

gleichsweise einfach, große Korpora aufzubauen, um quantitative Analysen zu machen. Der zweite Aspekt ist jedoch zunächst mit dem Problem verbunden, komplexe linguistische Kategorien für eine quantitative Analyse fruchtbar zu machen – meist ist dies sehr schwierig und unbefriedigend. Die Chance der großen Datenmenge liegt aber darin, mit neuen Fragen und neuen Methoden an die Daten heranzugehen: Denn erfolgreicher und gewinnbringender sind induktive Analysemethoden, die Strukturen in den Daten entdecken. Dies soll im folgenden Beitrag demonstriert werden.

1.1 Datengeleitete Korpuslinguistik

Korpuslinguistische Ansätze sind zwar inzwischen insgesamt sehr verbreitet, unterscheiden sich jedoch stark voneinander: Ein wichtiges Unterscheidungskriterium ist, ob die Ansätze eher einem corpus-based- oder einem corpus-driven-Paradigma folgen. Bei ersterem dienen digitale Korpora der Überprüfung von Forschungshypothesen, die mit bewährten interpretativen linguistischen Analysekatogorien in den Daten überprüft werden.

Für Ansätze, die einem corpus-driven-Paradigma folgen, sind Korpora jedoch weit mehr als „Belegsammlungen oder Zettelkästen in elektronischer Form“, sondern ermöglichen eine eigene „korpuslinguistische Perspektive“ (Perkuhn/Belica 2006, S. 2): nämlich aus den Daten heraus neue Hypothesen oder sogar Analysekatogorien zu bilden. Dies geschieht dadurch, dass über unterschiedliche Verfahren der statistischen Analyse für bestimmte Teilkorpora typische (oder gerade untypische) Korrelationen bestimmter linguistischer Einheiten systematisch berechnet und anschließend interpretiert werden. Ein einfacher Zugang zu solchen datengeleiteten Analysen ist das Berechnen von typischen Lemmata in einem Teilkorpus im Vergleich zu einem Referenzkorpus oder aber die Berechnung von typischen Mehrworteinheiten (Bubenhof/Scharloth 2013a, 2013b).

Der corpus-driven- oder datengeleitete Zugang zu digitalen Korpora zeigt, dass Korpuslinguistik mehr als eine Methode, sondern eher ein Denkstil sein kann: Neue korpuslinguistische Methoden dienen (nicht nur) dem Beantworten von alten Fragen mit neuen Mitteln, sondern ermöglichen gänzlich neue Zugänge zu Sprache und den Kategorien ihrer Beschreibung.³

3 Zwar verzichtet das datengeleitete Paradigma auf das Formulieren von Hypothesen und auf eine Festlegung auf bestimmte Analysekatogorien, es ist jedoch offensichtlich, dass auch beim datengeleiteten Verfahren vorgängiges Wissen in den Forschungsprozess einfließt, und zwar: (1) durch die Wahl der Korpora, (2) hinsichtlich der Gestaltung der Algorithmen zur Musterberechnung, (3) bei der Festlegung dessen, was als

1.2 Der Data-driven Turn und seine Folgen für die linguistische Diskursanalyse

Der Wandel in der Korpuslinguistik hin zur Arbeit mit sehr großen Datenmengen („big data“) und zu strukturentdeckenden Methoden ist nicht einzigartig. Auch in anderen Disziplinen der Kultur- und Sozialwissenschaft stehen inzwischen Datenmengen zur Verfügung, die nicht mehr von einem Forscher oder einer Forscherin überblickt werden können und es werden datengeleitete Methoden in Kombination mit statistischen Verfahren eingesetzt, um neue Fragestellungen und Analysemöglichkeiten zu generieren. Beispiele sind die „Data Driven History“ in den Geschichtswissenschaften, Netzwerkanalysen in der Soziologie, um die lebensstilspezifische Gliederung sozialer Gemeinschaften aufzudecken oder Ansätze in der Kunstwissenschaft, um auf der Basis von Metadaten Sujets oder Kunststile zu berechnen. Diese Entwicklungen haben das Potenzial, die Kultur- und Sozialwissenschaften nachhaltig zu verändern, weshalb wir von einem Data-driven Turn sprechen wollen.

Die Entwicklung steht allerdings am Anfang. Die Forschergruppe *sem-tracks*, der die Autoren dieses Beitrags angehören, arbeitet seit einigen Jahren daran, Methoden der von uns mitentwickelten datengeleiteten Korpuspragmatik auch für die linguistische Diskursanalyse fruchtbar zu machen.⁴ Dabei ist allerdings Folgendes zu betonen: Es geht bei den vorgeschlagenen Methoden nicht darum, die Analysekategorien der traditionellen Diskursanalyse korpuslinguistisch zu operationalisieren oder gar Lektüren zu simulieren. Stattdessen folgt die datengeleitete Forschung ihrer eigenen Logik und generiert Analysekategorien aus den Daten selbst.⁵

linguistische Untersuchungseinheit (token) gelten soll, und (4) bei der Festlegung dessen, welche Einheitentypen eigentlich als potenzieller Bestandteil eines Musters aufgefasst werden sollen. Schließlich ist (5) auch das Kategorisieren der Daten im Anschluss an die Musterberechnung ein interpretativer Prozess, der zwar durch statistische Verfahren teilweise objektiviert werden kann; dennoch ist die Menge der Daten meist so umfangreich, dass eine weitere Reduzierung und Gewichtung im Sinne des Forschungsinteresses vorgenommen werden muss.

4 Vgl. Bubenhofer (2009), Scharloth/Bubenhofer (2011), Bubenhofer/Scharloth (2013b), Scharloth et al. (2013).

5 Wir gehen dennoch nicht so weit wie Chris Anderson, der Herausgeber des *Wired Magazine*, der schreibt: „the opportunity is great: The new availability of huge amounts of data, along with the statistical tools to crunch these numbers, offers a whole new way of understanding the world. Correlation supersedes causation, and science can advance even without coherent models, unified theories, or really any mechanistic explanation at all.“ (Anderson 2008) Wir halten es für wichtig, dass die

Vor dem Hintergrund des Data-driven Turns und der Verfügbarkeit großer Datenmengen in der digitalen Welt stellen wir zwei Dogmen der linguistischen Diskursanalyse in Frage (Scharloth et al. 2013):

(1) Die Thematizität bzw. den Gegenstandsbezug von Diskursen: Eine forschungspraktische Beschränkung auf thematische, gegenstands- oder wissenskomplexspezifische Bestimmung von Diskursen erscheint uns nicht geboten. Diskurse sollten vielmehr anhand strukturentdeckender Verfahren aus den Daten selbst berechnet werden (Bubenhofer 2009, S. 108).

(2) Die Forderung nach Lektüre bzw. der qualitativen Auswertung der Daten:⁶ Die Datenmengen, mit denen nach unseren Vorstellungen im Rahmen datengeleiteter Analysen gearbeitet werden sollte, sind viel zu umfangreich, als dass sie noch durch Lektüre erschlossen, geschweige denn aufwendig kodiert werden könnten. Eine qualitative Deutung jedes einzelnen Textexemplars scheidet daher von vornherein als Option aus. Die an die Adresse korpuslinguistischer Verfahren formulierte Kritik, mit der die Notwendigkeit qualitativen Arbeitens begründet wird, lautet, dass die Korpuslinguistik Daten quasi atomistisch, d. h. losgelöst von ihrem Kontext, untersuche,⁷ und nur durch die Lektüre ein kontextsensitives Deuten des Zeichengebrauchs möglich sei. Dieses Bild von Korpuslinguistik halten wir jedoch für überholt, denn die Analyse von Kookkurrenzen, Kollokationen und anderen kontextsensitiven Methoden gehört zum Standardrepertoire der Korpuslinguistik.

Im Folgenden soll gezeigt werden, in welche Richtung eine datengeleitete linguistische Diskursanalyse gehen könnte, und insbesondere, wie diskursive Umbrüche datengeleitet identifizierbar und analysierbar sind.⁸

Ergebnisse datengeleiteter Analysen valide und nicht lediglich statistisch signifikant sind.

6 Busse/Teubert (1994, S. 18) bezeichnen Diskursanalyse als „ein fortschreitend die Korpusbildung korrigierendes Lesen“. Spitzmüller/Warnke (2011, S. 39) fordern: „Die quantitative Organisation des Datenmaterials durch statistische Auswertungsmöglichkeiten der Korpuslinguistik sollte qualitative Analysen nicht ersetzen, sondern ergänzen“.

7 Vgl. etwa Spitzmüller/Warnke (2011, S. 38).

8 Beispielsweise im Widerspruch zur Kritik an unseren korpuslinguistischen Ansätzen in Spitzmüller/Warnke (2011, S. 39 f.).

2. Datengeleitete Frameanalyse am Beispiel des ZEIT/SPIEGEL-Korpus: Identifizierung und Analyse von Umbruchzeiten

2.1 Zum Frame-Begriff

Das Ziel der folgenden Untersuchung liegt darin, die Distribution und Vernetzung verschiedener Deutungsrahmen in der ZEIT und im SPIEGEL in den Jahren 1950 bis 2009 zu untersuchen. Dafür verwenden wir den Begriff des Frames nach Goffman (1974),⁹ der mit seiner „Frame Analysis“ die „organization of experience“ (ebd., S. 13) theoretisch fassen möchte. Mit Ziem (2008, S. 14) geht es also darum, die Wissensstrukturen, „die es Menschen ermöglichen, ihre Erfahrungsdaten zu interpretieren“, freizulegen. Die wichtigste Funktion von Frames als sozial geteilte und kulturspezifische Wissensstrukturen (Rettie 2004) liegt darin, dem Bedeutungslosen Sinn einzuschreiben: „a primary framework is one that is seen as rendering what would otherwise be a meaningless aspect of the scene into something that is meaningful“ (Goffman 1974, S. 21). Mit dem Begriff des Framing „können all diejenigen Prozesse bezeichnet werden, bei denen Deutungsmuster in der Informationsverarbeitung aktiviert werden“ (Dahinden 2006, S. 28). Aus Sicht des öffentlichkeitstheoretischen Framingansatzes ist Framing der Prozess „by which a communication source, such as a news organization, defines and constructs a political issue or public controversy“ (Nelson et al. 1997, S. 567). In diesem wissenschaftlichen Kontext sind Frames

„kollektive Deutungsmuster, in denen bestimmte Problemdefinitionen, Kausalzusammenhänge, Ansprüche, Begründungen und Wertorientierungen in einen mehr oder weniger konsistenten Zusammenhang gebracht werden, um Sachverhalte zu erklären, Kritik zu fundieren und Forderungen zu legitimieren“ (Neidhardt/Rucht 1993, S. 108).

Mit den beiden Publikationsorganen SPIEGEL und ZEIT als Datenbasis zielt der Aufsatz darauf, Veränderungen in den Realitätskonstruktionen durch Medien zu untersuchen. Dabei steht aber nicht ein bestimmter Diskurs oder ein bestimmtes Thema und dessen Framing im Vordergrund, sondern es geht einem datengeleiteten Ansatz folgend darum, die Konjunkturen von

9 Wir halten eine für korpusgeleitete Zwecke geeignete Operationalisierung framesemantischer Konzepte, wie sie etwa von Konerding (1993) und Ziem (2008) elaboriert wurden, für gegenwärtig nicht zu leisten.

Frames nachzuzeichnen und den sich wandelnden Verbindungen der Frames untereinander auf die Spur zu kommen.

2.2 Das Untersuchungskorpus

Die folgenden Untersuchungen wurden anhand der Print-Archive der Wochenzeitung DIE ZEIT und des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL vorgenommen. Das vereinigte Korpus umfasste die kompletten Jahrgänge 1946 (ZEIT) bzw. 1947 (SPIEGEL) bis 2010, wie sie auf zeit.de und spiegel.de zu finden sind. Das SPIEGEL-Korpus weist insgesamt 237.620.381 laufende Wortformen auf. Die Anzahl der laufenden Wortformen je Jahrgang variiert dabei zwischen 1.214.202 (1947) und 5.391.881 (1999). Im ZEIT-Korpus finden sich 271.439.149 laufende Wortformen und ihre Anzahl variiert zwischen 1.051.351 (1946) und 6.520.382 (2005) laufenden Wortformen.

Die Qualität der Korpora ist unterschiedlich, da jeweils die früheren Jahrgänge mittels OCR¹⁰ digitalisiert wurden und dadurch typische Erkennungsfehler entstanden sind. Zudem sind Metadaten wie Autor oder Ressort nicht systematisch homogen verfügbar, daher sind z. B. Differenzierungen nach Ressort ohne aufwändige Nachbearbeitung des Korpus nicht möglich.

Das Korpus wurde mit Hilfe des TreeTaggers (Schmid 1994) tokenisiert, unter Verwendung der Standardbibliothek fürs Deutsche¹¹ mit Wortarten-Informationen annotiert und lemmatisiert. Beim verwendeten Tagset handelt es sich um das Stuttgart-Tübingen-Tagset (STTS) (Schiller et al. 1995).

Die Beschränkung des Untersuchungskorpus auf sämtliche Texte einer Wochenzeitung begrenzt natürlich auch die Aussagekraft der Analysen. Streng genommen untersuchen wir lediglich Wirklichkeitskonstruktionen, wie sie in den Texten der ZEIT und des SPIEGELS vorgenommen wurden. Eine Ausweitung auf weitere Korpora wäre natürlich wünschenswert. Die folgenden Untersuchungen sollen aber vor allem exemplarischer Natur sein und das Potenzial der angewendeten Verfahren illustrieren.

10 OCR, „Optical Character Recognition“: Damit wird die maschinelle Umsetzung von Text, der durch ein Pixelbild repräsentiert ist, in elektronisch bearbeitbaren Text. Dabei entstehen je nach Vorlage Erkennungsfehler.

11 „German parameter file (UTF-8)“: <http://www.cis.uni-muenchen.de/~schmid/tools/TreeTagger/data/german-par-linux-3.2-utf8.bin.gz> [Abruf: 14. Mai 2014]

2.3 Identifikation der Frames

Wir gehen davon aus, dass Frames in den Artikeln über bestimmte auftretende Lemmata identifizierbar sind. Eine semantische Taxonomie, nämlich der „Deutsche Wortschatz nach Sachgruppen“ (Dornseiff 2004), dient dazu, die vorkommenden Lemmata einem oder mehreren Frames zuzuordnen.¹² Maßgeblich für die Zuteilung einer Sachgruppe (eines Frames) zu einem Text waren die folgenden Kriterien:

1. Die relative Frequenz der vorkommenden Vertreter einer Sachgruppe im Verhältnis zur Wortzahl eines Textes.
2. Die absolute Frequenz der vorkommenden Vertreter einer Sachgruppe im Text.
3. Die Abdeckung der Lemmata einer Sachgruppe (d.h. wie viele der eine Sachgruppe konstituierenden Lemmata kommen im Text vor).

In einem Text können also, auch aufgrund derselben Textstelle, mehrere Frames gleichzeitig zugewiesen werden. Zur Illustration sei zudem gezeigt, welche Vertreter in der Taxonomie zur Sachgruppe „Tausch, Handel“ gehören (Dornseiff 2004):

- austauschen, auswechseln, einhandeln, eintauschen, feilschen, handeln, kaufen, schachern, spekulieren, tauschen, umsetzen, umtauschen, verhandeln, vermitteln, vertauschen
- Absatz, Geschäft, Spekulation, Tauschhandel, Umsatz, Umschlag, Vertrieb, Warenaustausch, Warenverkehr
- Ausfuhr, Außenhandel, Bezug, Binnenhandel, Einfuhr, Einzelhandel, Export, Freihandel, Großhandel, Handel, Import, Versand, Welthandel, Zwischenhandel
- Ausgleich, Austausch, Entgelt, Ersatz, Gegenleistung, Lohn, Tausch, Umtausch, Wechsel
- Börse, Markt, Marktplatz, Umschlaghafen, Umschlagplatz, Warenterminbörse

12 Problematisch an der Arbeit mit einer Taxonomie für eine Analyse von Texten, die wie im vorliegenden Fall über einen längeren Zeitraum verteilt sind, ist ihre Statik. Der „Dornseiff“ enthält jedoch neben dem zentralen Wortschatz eine solche Breite an teils wenig gebräuchlichen Lemmata, dass wir ihn für hinreichend robust halten, mit seiner Hilfe die Zeitgeschichte zu untersuchen.

2.4 Zeitreihenanalyse

Ein erster Ansatz, um Veränderungen in der Frameverteilung in den Daten festzustellen, ist die Berechnung von Zeitreihen: Für alle Frames berechnen wir jahresweise die Verteilung über das Korpus. Da die Frames jedoch sehr unterschiedliche Vorkommenshäufigkeiten aufweisen, werden die Frequenzen über eine Min-Max-Normalisierung vergleichbar gemacht. Damit ist nicht mehr sichtbar, welche Frames besonders häufig sind; dafür können ähnliche Entwicklungen (genereller Anstieg oder Abnahme über den Zeitraum etc.) gefunden werden.

Die Menge der Verlaufskurven aller Frames muss in einem zweiten Schritt aber gruppiert werden, um die Frames mit ähnlichen Verkaufskurven zu identifizieren. Dazu wurden die (normalisierten) Frequenzen jedes Frames als Vektor aufgefasst und mit einer Näherungsverteilung, also einer Ideallinie (z.B. stetige Zunahme über das Korpus), verglichen, indem die euklidische Distanz zwischen dem Näherungsverteilungsvektor und den Framevektoren berechnet wurde. Um kurzfristige Veränderungen etwas zu glätten, verwendeten wir für die framespezifischen Zeitreihen einen gleitenden Durchschnitt (Periode 5), damit die längerfristigen Trends besser sichtbar werden.

Die folgenden Abbildungen zeigen jene Frames, die im Untersuchungszeitraum näherungsweise stetig ab- (Abbildung 1) bzw. zunehmen (Abbildung 2), gemessen an einer stetigen Verteilung, die im Jahr 1950 den Wert 1 und im Jahr 2009 den Wert 0 (bzw. umgekehrt) hat.

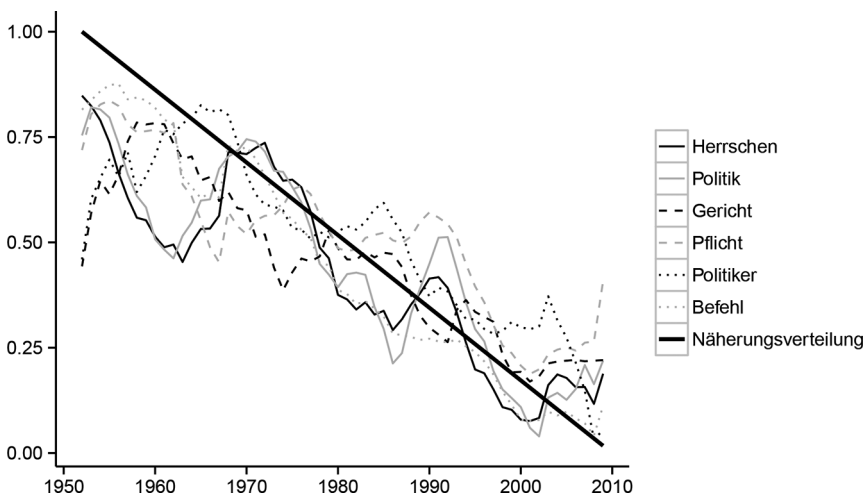


Abbildung 1: Frames, deren jahresweise relative Frequenz im Korpus annähernd stetig abnimmt.

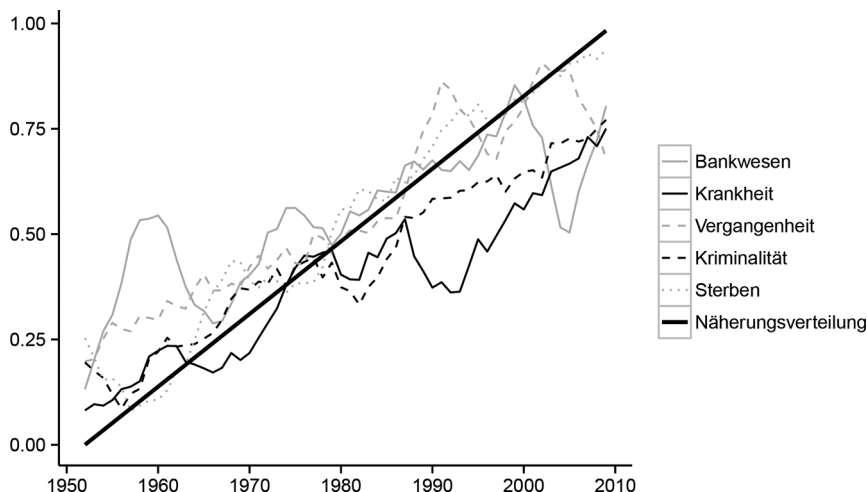


Abbildung 2: Frames, deren jahresweise relative Frequenz im Korpus annähernd stetig zunimmt.

Frames wie „Befehl“, „Politik“, „Politiker“ und „Pflicht“ verweisen auf einen eher traditionellen Wertekanon; solche Frames nehmen über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg ab. Auf der anderen Seite steht das Frame „Bankwesen“, das an Bedeutung zugelegt hat und für die gestiegene Bedeutung der Geldwirtschaft steht, aber auch „Krankheit“ und „Sterben“, was als verstärkte Orientierung von SPIEGEL und ZEIT hin zu religiösen Themen oder zu Themen des Alterns gedeutet werden kann. Weiter auffällig ist „Kriminalität“, was auf eine Zunahme entsprechender Berichterstattung schließen lässt.

Zudem interessierte uns, welche Frames erst in den letzten Jahren eine besondere Konjunktur erlebten. Hierfür bot sich die exponentielle Verteilung als Näherungsverteilung an (Abbildung 3).

Auch hier deutet die starke Zunahme des Frames „Gefahr“, ähnlich wie die Zunahme von „Kriminalität“, auf einen wichtiger werdenden Bedrohungsdiskurs hin. Hinter dem Frame „Fortbewegung“ könnten Mobilitätsthemen stehen, „Freizeit- und Extremsport“ deuten Veränderungen hin zu einer Freizeitgesellschaft an. Auffällig ist auch die Zunahme des Frames „Datenschutz“ in jüngster Zeit (aber vor der Snowden-Geheimdienstaffäre).

Die gezeigten Zeitreihenanalysen von Frames geben einen ersten Eindruck über gesellschaftliche Veränderungen, liefern aber noch keine befriedigende Antwort auf die Frage, wann Umbrüche stattgefunden haben.

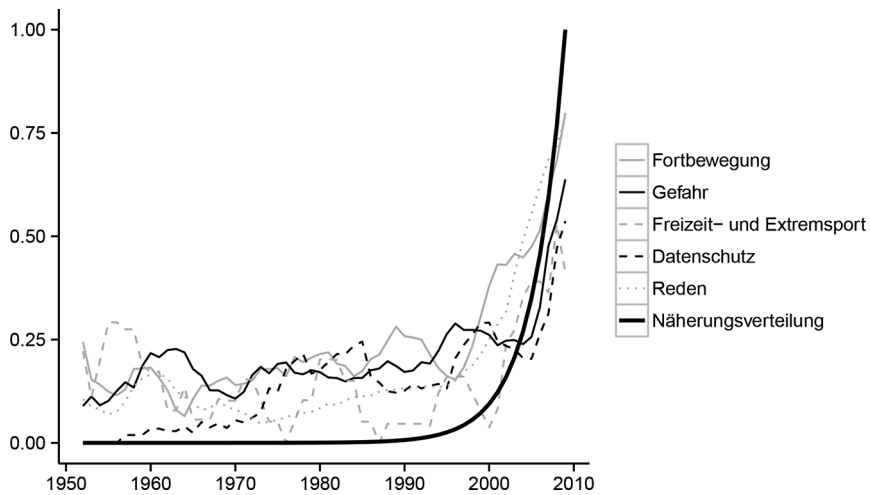


Abbildung 3: Frames, deren jahresweise relative Frequenz im Korpus annähernd exponentiell verteilt ist.

2.5 Sprachliche Umbrüche als Indikatoren zeitgeschichtlicher Umbrüche

Heidrun Kämpfer definiert sprachliche Umbrüche als „Beginn von sprachlichen Veränderungen“, die durch „plötzliche gesellschaftliche oder politische Veränderungen“ induziert werden und Ursache für einen längerfristigen sprachlichen Wandel sein können (Kämpfer 2007, S. 431). Sprache wird damit eng mit der Geschichte von Gesellschaft, Kultur und Politik verknüpft – eine Analyse sprachlicher Umbrüche trägt also zu einem vertieften Verständnis der Qualität historischer Veränderungen bei.

Kämpfer (2007, S. 432) geht bei ihren Analysen von Umbrüchen aus, die von der Zeitgeschichtsschreibung postuliert werden und sucht nach korrespondierenden sprachlichen Phänomenen. Im Gegensatz dazu berechnen wir Umbrüche datengeleitet. Als erste Annäherung dient eine Analyse von Frames, die Zeitbezug reflektieren. Nach Kämpfer ist es für Umbruchzeiten typisch, dass die vom Umbruch betroffenen Gesellschaften ihr Selbstbild im Medium zeitreflexiver Diskurse verhandeln (vgl. Kämpfer, 2007, S. 429). Abbildung 4 zeigt die Entwicklung von Frames mit Zeitbezug im Korpus.

Anhand der Verteilung der Zeitbezug-Frames ließen sich durchaus Umbruchzeiten eingrenzen: etwa die späten 1950er und frühen 1960er Jahre, die 1970er Jahre, Anfang der 1990er Jahre und der Anfang der 2000er Jahre. Interessant ist, dass in den genannten Zeiträumen jeweils andere Frames dominieren. Während der Frame „Nahe Vergangenheit“ insbesondere in den 1950er Jahren häufig in den Texten des Korpus auftrat und der Frame „Ver-

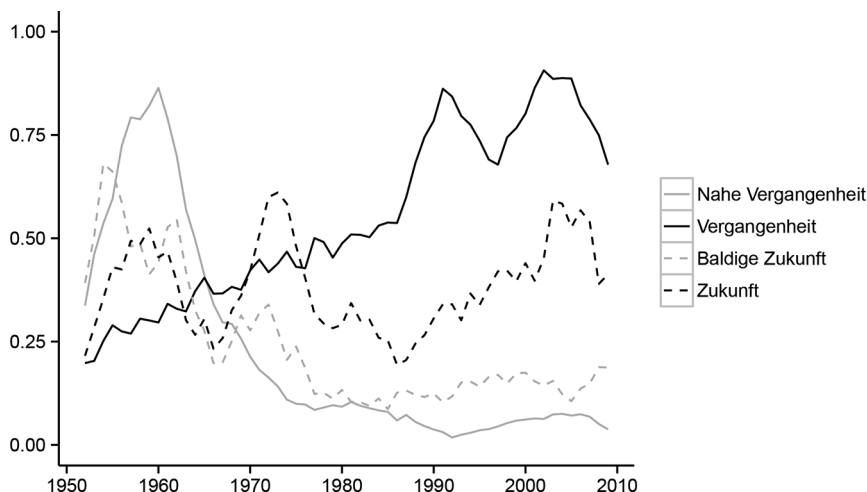


Abbildung 4: Jahresweise Verteilung von Zeitbezug-Frames im SPIEGEL/ ZEIT-Korpus

gangenheit“ Anfang der 1990er Jahre sein Maximum hat, hat der Frame „Zukunft“ in den 1970er Jahren besondere Konjunktur.

Zwar mag die Verteilung von Zeitbezug-Frames ein Indikator für das Vorliegen einer Umbruchzeit sein, für eine präzisere Bestimmung von Umbruchzeiten in der Geschichte der BRD sind wir von der Annahme ausgegangen, dass starke gesellschaftliche Veränderungen mit starken Veränderungen in der Verteilung aller Frames des Framehaushaltes korrelieren.

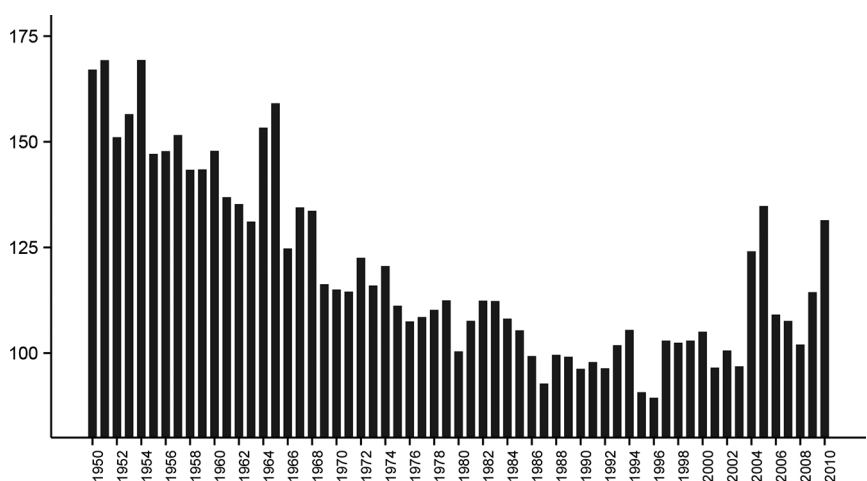


Abbildung 5: Jährliche Summen der Differenzbeträge aller Frames im Vergleich zum Vorjahr im Korpus 1950–2010, normalisierte relative Frequenzen. Zur besseren Visualisierung der Ausschläge wurde die Skalierung der y-Achse angepasst.

Während Zeiten der Stabilität davon gekennzeichnet sind, dass nur geringfügige Verschiebungen im Framehaushalt zu beobachten sind, zeichnen sich Umbrüche dadurch aus, dass ein Teil der Frames stark abnimmt, während ein anderer Teil stark zunimmt. Deshalb halten wir die Summe der Veränderungen (der normalisierten Frequenzen) im Framehaushalt für ein geeignetes Maß für die Identifizierung von Umbruchzeiten.

Wie Abbildung 5 zeigt, sind vor allem in den Jahren 1953/1954, 1963/1964 und 1965, 2003/2004 und 2005 sowie 2009/2010 große Veränderungen in der semantischen Matrix sichtbar. Daneben gibt es kleinere Ausschläge (1967/1968, 1972, 1982/1983 und 1997), wobei in der allgemeinen Tendenz der Grad der Veränderung über die Jahre kontinuierlich abnimmt, der Framehaushalt sich also verfestigt, was sich erst ab 2004 wieder verändert.

Natürlich kann darüber spekuliert werden, ob die identifizierten Umbruchjahre mit zeitgeschichtlichen Ereignissen und Entwicklungen einhergehen, allerdings muss zunächst untersucht werden, welche Frames sich in den Umbruchzeiten besonders stark verändert haben. Exemplarisch sei dies anhand der Umbrüche in den 1950er Jahren und in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts gezeigt.

Abbildung 6 nennt einige Frames, die ihre Maxima in den 1950er Jahren haben: Frames wie „Gute Qualität“, „Ware“, „Buchhaltung, Bilanzierung“, „Tausch, Handel“ stehen für ökonomischen Erfolg der Nachkriegsjahre und „Recht, Gerechtigkeit“, „Ehre, Ruhm“ und „Selbstlos“ für bürgerliche Tugenden der Adenauer-Ära.

Ein anderes Bild zeigt sich für den Beginn des 21. Jahrhunderts (Abbildung 7). Der Frame „Familie, Verwandtschaftsbezeichnungen“ (ggf. in

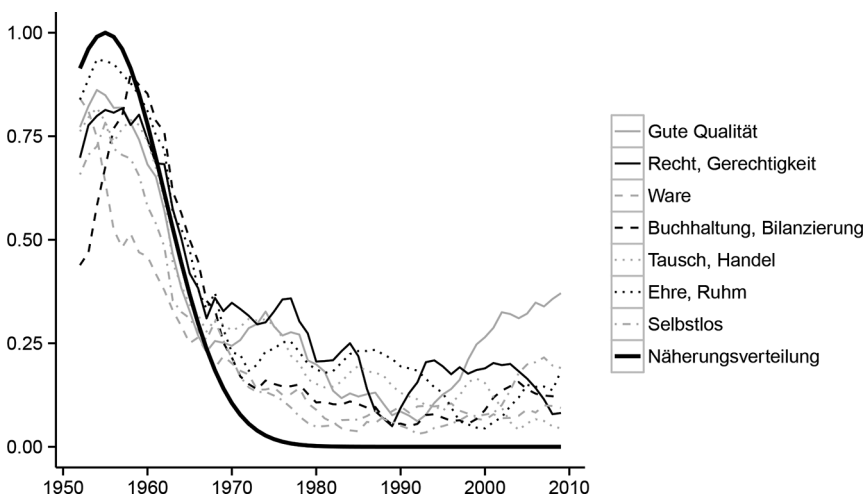


Abbildung 6: Frames im Korpus, die in den späten 1950er-Jahren häufiger auftreten, als in den Vor- und Folgejahren.

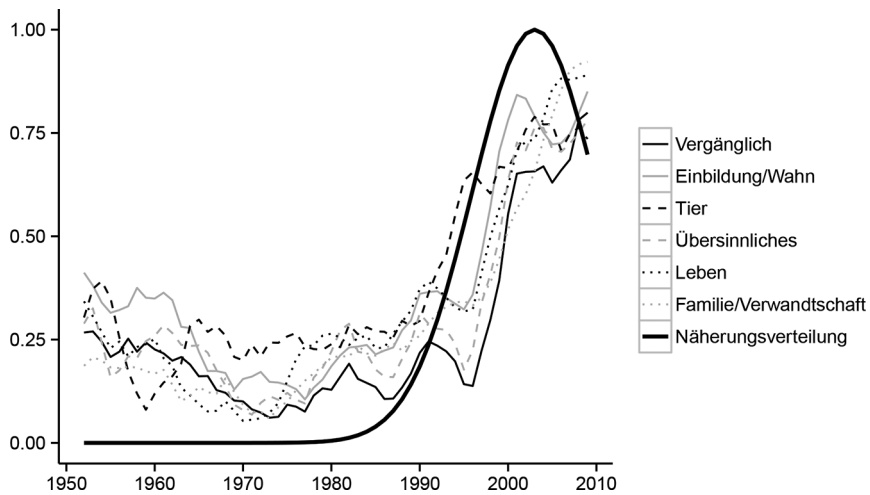


Abbildung 7: Frames im Korpus, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts häufiger auftreten als in den Jahren davor.

Kombination mit „Leben“) könnte auf Debatten rund um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Geschlechtergerechtigkeit aber auch neue Formen des familiären Lebens hinweisen. Der Frame „Übersinnliches“ umfasst neben Lemmata der fiktionalen Welt auch „Traum“ und „Vision“, die wahrscheinlich prägend für die Jahrtausendwende sind. Mit „Einbildung, Wahn“ und den dazu gehörenden Lemmata „Fehler“, „Entgleisung“, „Irrtum“, „Verfehlung“ etc. könnte eine bedeutender gewordene Skandalisierungskultur widerspiegelt werden. Mit Vertretern wie „Geschöpf“ und „Kreatur“ könnte der Frame „Tier“ in Kombination mit dem Frame „Leben“ auf Debatten in den Bereichen Biologie, Ernährung etc. hinweisen.

Wichtiger als die Entwicklung der Auftretenshäufigkeit einzelner Frames oder ihrer Kovariation aber ist die Frage, welche Frames *in einzelnen Texten* überzufällig häufig gemeinsam auftreten und ob hier im Laufe der Jahre, insbesondere während der Umbruchzeiten, Veränderungen zu beobachten sind.

3. Vom Wuchern der Rhizome: Das diskursive Geflecht als Kollokationsgraph

3.1 Diskurs als Wissensgeflecht

Diskurse werden oft als „Geflecht“, als „Textgeflecht“ oder „Textensemble“, das einzelne Texte verbindet, beschrieben (Hermanns 1995, S. 86 f.). Diese Texte stehen in einem kommunikativen Bezug zueinander, da sie sich zitie-

ren, kopieren oder ähnliches thematisieren und gleiche oder ähnliche Äußerungen¹³ enthalten. Der Diskurs besteht demnach aus einer Menge von über eine Vielzahl von Texten verstreuten Äußerungen, die in der traditionellen linguistischen Diskursanalyse als ein bestimmter thematisch gefasster Diskurs verstanden werden, weil sich die Äußerungen ähnlich sind. Diese Sichtweise präsupponiert Kohärenz zwischen diesen Texten über die in ihnen gefundenen Aussagen. Allerdings gehören die einzelnen Äußerungen nicht nur einem Diskurs an, sondern weisen eine Reihe von weiteren intertextuellen Verknüpfungen auf:

„Aufgrund des Evokationspotentials der Sprachzeichen, die in der sprachlichen Formulierung, die die enoncé trägt, enthalten sind, ist jede einzelne Aussage (und eigentlich jedes einzelne in einem Text eingeführte epistemische Element) eingebettet in einen Kontext weiterer Wissensrahmen und Wissensrahmen-Geflechte.“ (Busse 2006, S. 27)

Der Komplexität dieser Vernetzung, dem „Geflecht von thematisch zusammengehörigen Aussagen“ (Böke et al. 2000, S. 12), werden diskurslinguistische Arbeiten normalerweise aus forschungspragmatischen Gründen nicht gerecht. Ausgehend von einem thematisch definierten Diskurs fokussiert sich die Analyse auf einzelne Bezüge und ignoriert alle anderen. Im Analyseprozess wird aus dem Geflecht ein diskursiver Strang, das Geflecht wird unsichtbar und der Diskurs erscheint als abgeschlossene Einheit. Nimmt man die Metapher des Geflechts jedoch ernst, können Diskurse nicht als abgeschlossene Form betrachtet werden, sondern blitzen vielmehr unter gewissen Perspektiven in einem dynamischen Geflecht, das in alle Richtungen „wuchert“ (Bublitz et al. 1999), auf.

Doch wie können Diskurse als Geflecht dargestellt werden? Gilles Deleuze und Felix Guattari verwenden den Begriff des Rhizoms. Der Begriff entstammt der Botanik und beschreibt dort ein Wurzelgeflecht (z. B. Ingwer), das unterirdisch wuchert und an jeder Stelle ausschlagen kann. Deleuze und Guattari sehen den Rhizombegriff als Gegen-Denkfigur¹⁴ zu den strukturalistischen Baum-Diagrammen, also zu gerichteten, hierarchischen Graphen. Das Rhizom bezeichnet für sie geflechtartige Beziehungen zwischen diversen kulturellen Praktiken, Machtstrukturen und Äußerungsarten (Deleuze/Guattari 1992, S. 12), beschreibt aber auch „kollektive Äußerungsgefüge“ (De-

13 Zur Differenz von Aussage und Äußerung vgl. Angermüller (2007).

14 Den Begriff der Metapher lehnen Deleuze und Guattari ab: „Wir machen absolut keinen metaphorischen Gebrauch von diesen Begriffen... Wir meinen das so, wie wir es sagen: buchstäblich“ (Deleuze/Parnet 1980, S. 25).

leuze/Guattari 1996, S. 16). Die Denkfigur des Rhizoms ermöglicht eine de-hierarchisierte und dezentrierte Repräsentation kollektiven Wissens. Jeder Punkt, d.h. jede Äußerung, jede Praktik, ist potenziell über „Linien“ mit jedem anderen verknüpft, von jedem Punkt können Linien weg verweisen, um jeden Punkt können sich neue Punkte gruppieren. Das Rhizom hat keinen Ursprung, wohl aber Bündelungszentren und fixe Achsen, aus denen es wächst (Scharloth et al. 2013).

In „Was ist Philosophie?“ entwickeln Deleuze und Guattari (1996) die Vorstellung, „Karten“ (ebd., S. 44) zu zeichnen, um das Funktionieren von philosophischen Begriffswelten zu charakterisieren. Diese Karten zeigen, in welchen „Regionen“ Begriffe sich mit welchem „Wucherungsgrad“ und mit welchen „Rückkoppelungen, Verbindungen“ zu anderen sie sich bewegen (ebd., S. 48). Es liegt also nahe, solche Karten als (ungerichtete, nicht-hierarchische) Graphen zu visualisieren und dabei zu versuchen, datengeleitet vorzugehen, um sich nicht auf einen bestimmten Diskurs festzulegen, sondern das komplexe Geflecht von intertextuellen Bezügen zu berechnen und zu visualisieren.

3.2 Datengeleitete Verfahren und Visualisierung

Visualisierungen von Daten dienen einerseits der Illustration von gewonnener Erkenntnis, beispielsweise in der Form von Balken-, Streu- oder Liniendiagrammen, die Mess- oder Zählwerte repräsentieren. Solche Visualisierungen werden „presentation graphics“ (Präsentationsgrafiken) genannt (Chen et al. 2008, S. 4). Andererseits sind Visualisierungen aber auch eigenständige Mittel der Erkenntnisgewinnung, wenn andere Formen der Repräsentation von Wissen (wie Listen, Tabellen oder Texte) zu umfangreich oder zu komplex sind, um als Ganze erfasst und gedeutet werden zu können. Dies ist bei datengeleiteten Analysen der Normalfall. Visualisierungen dieser Art werden zur Gruppe der „exploratory graphics“ (explorative Visualisierungen) gezählt (Schumann/Müller 1999, S. 5; Chen et al. 2008, S. 5).

Explorative Visualisierungsmethoden werden insbesondere im Bereich der „Visual Analytics“ (Keim et al. 2010; Chen et al. 2008) eingesetzt. Visualisierungen transformieren, gewichten und filtern komplexe Daten und bringen sie dadurch in eine Form, die sie als Informationen erfassbar und interpretierbar machen. Visualisierungen sind damit keine Abbildungen der Wirklichkeit, sondern aufgrund von Relevanzkriterien geordnete und damit interpretative Reduktionen von Daten, die auf der Basis gestalterischer Vorgaben visuell repräsentiert werden.

Der Nutzen von explorativen Visualisierungsmethoden zeigt sich insbesondere bei datengeleiteten Analysen. Beispielgebend sind die technischen

und naturwissenschaftlichen Disziplinen, wo vor allem in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und *life-sciences* bei der Analyse komplex vernetzter Daten mit Visualisierungen gearbeitet wird. Auch im Bereich der Sozialwissenschaften wird der Nutzen von Visualisierungen immer öfter entdeckt, etwa im Bereich der Netzwerkanalyse. In den Kultur- und Geisteswissenschaften steckt die Entwicklung von durch Visualisierung geleiteten Methoden noch am Anfang, zeigt aber z. B. im Paradigma der Visuellen Textanalyse (Risch et al. 2008; Rohrdantz et al. 2010) ihr enormes Potenzial.

3.3 Kollokationen und Kollokationsgraphen

Der Begriff der Kollokation ist in der Linguistik durchaus umstritten (vgl. Evert 2009, S. 1212 f.). Übereinstimmend wird jedoch in den meisten Definitionen davon ausgegangen, dass es sich bei Kollokationen um rekurrente Kookkurrenzen von mindestens zwei lexikalischen Einheiten in einer begrenzten Menge sprachlicher Daten handelt. Typische Beispiele für Kollokationen sind „Weg“ und „einschlagen“ oder „Geschichte“ und „erzählen“, die in sprachlichen Daten jeweils überzufällig häufig miteinander auftreten. Je nach Erkenntnisinteresse und Anwendungsgebiet der Kollokationsanalysen werden weitere Bestimmungen als konstitutive Bestandteile des Kollokationsbegriffs formuliert: etwa im Hinblick auf die Art der Relation zwischen den Wörtern oder im Hinblick auf die Menge der Sprachdaten, in denen die lexikalischen Einheiten gemeinsam vorkommen. So definiert Bartsch (2004, S. 76), Kollokationen seien „lexically and/or pragmatically constrained recurrent co-occurrences of at least two lexical items which are in a direct syntactic relation with each other“. Evert (2009, S. 1213 f.) dagegen, dem wir in unserem Projekt folgen, unterscheidet einen rein statistischen Kollokationsbegriff von dem Begriff der *multiword expression*. Ersterer bezieht sich auf ein in natürlichen Sprachen direkt beobachtbares gemeinsames Auftreten von Wörtern, letzterer basiert auf theoretischen Annahmen über die Semantizität und Pragmatizität der Wortverbindungen und ist somit in höherem Maße von theoriegeleiteten Interpretationen abhängig.

Die Grundlage für die Berechnung von Kollokationen ist die Bestimmung von Kollokatoren. Kollokatoren sind Wörter, die gemeinsam mit einem bestimmten Wort, der „Basis“, auftreten. Je nach linguistischem Erkenntnisinteresse legt man ein Fenster von n Wörtern links und m Wörtern rechts der Basis fest und wertet dieses Fenster bei jedem Auftreten der Basis im Korpus aus. So erhält man eine Liste von Wörtern, die gemeinsam mit der gesuchten Basis auftreten, sowie ihrer Frequenzen. Die Liste der Kollokatoren alleine ist jedoch noch nicht aussagekräftig. Funktionswörter wie Artikel oder Präpositionen treten als Angehörige von geschlossenen Wortklassen insgesamt sehr

viel häufiger auf als Adjektive, Verben oder Nomen. Das häufige gemeinsame Auftreten des Wortes „der“ mit dem Wort „Weg“ reicht nicht dafür aus, „der“ als Kollokation von „Weg“ zu klassifizieren. Um zu überprüfen, ob eine Basis und ein Kollokator überzufällig häufig miteinander auftreten, muss untersucht werden, ob der Kollokator in anderen Kontexten nicht ähnlich häufig auftritt wie im Kontext der Basis. Ein statistischer Signifikanztest gibt darüber Auskunft, ob der potenzielle Kollokator überzufällig häufig zusammen mit der Basis auftritt.¹⁵

Da es in unserem Projekt darum geht, Frames zu identifizieren, die in Zeitungstexten signifikant häufig zusammen vorkommen, ist das Konstrukt der Kollokation, verstanden als ein überzufälliges gemeinsames Auftreten zweier Phänomene, ein geeigneter Anknüpfungspunkt. Allerdings sind folgende Anpassungen nötig:

- Für die Berechnung von Kollokationen auf der Basis von Lexemen ist die Linearität sprachlicher Daten entscheidend, weshalb die Definition des Suchfensters links und rechts der Basis einen großen Einfluss auf die Berechnung hat. Im Fall der Frameanalyse fällt dieser Aspekt weg, da in einem Text ein Frame höchstens einmal vorkommen kann, unabhängig von der Länge des Textes.
- Die Größe des Fensters zur Bestimmung von Kollokatoren ist deswegen variabel und entspricht jeweils der Menge der im jeweiligen Text vorkommenden Frames.
- Als Vergleichsgröße für die Berechnung der Signifikanz des gemeinsamen Auftretens der Frames wurde nicht die Anzahl der laufenden Wortformen in den Teilkorpora gewählt, sondern die Anzahl der Texte mit bzw. ohne gemeinsames Auftreten.¹⁶

Während sich Informationen über die Kollokationen zu einer einzigen Basis leicht als Liste oder Tabelle überblicken lassen, ist die Analyse von Kollokationsnetzen, also Informationen über die Kollokationen mehrerer Basen, die selbst Kollokationen anderer Basen sein können, bei einer nennenswerten Menge an Verbindungen ohne Visualisierung nicht mehr möglich. Basis-Kollokationen-Verbindungen und Kollokationsnetze lassen sich aber beispielsweise als gerichtete Graphen visualisieren. Graphen sind – einfach ge-

15 Für eine weiterführende Darstellung in Frage kommender statistischen Verfahren vgl. Evert (2009, S. 1224–1236).

16 Frame- und Kollokationsanalyse wurde mittels selbst geschriebener Software durchgeführt, ebenso wie die Überführung der Einzelergebnisse in ein Kollokationsnetz. Das Setzen des Graphen erfolgte mit Hilfe des GraphViz-Software-Pakets (Ellson et al. o. J.) und mit Gephi (www.gephi.org).

sprochen – eine Menge von Punkten („Knoten“ / „vertices“ / „nodes“), zwischen denen Linien („Kanten“ / „edges“) verlaufen. In unserem Projekt repräsentieren die Punkte Frames, die Kanten signifikante Kookkurrenzen zwischen zwei Knoten.

Es gibt unzählige Möglichkeiten einen Graphen mit mehreren Knoten und Kanten zu zeichnen.¹⁷ Insbesondere für komplexe Netze wurden verschiedene Algorithmen entwickelt, die automatisiert das Layout eines Graphen erzeugen. Dabei kommen auch ästhetische Kriterien zur Anwendung, damit die Lesbarkeit des Graphen gesichert und optimiert wird. Dies sind unter anderen:

1. die Minimierung der Überschneidungen von Kanten,
2. die Minimierung der Fläche,
3. die Minimierung der Länge der Kanten, (vgl. Fleischer/Hirsch 2001, S. 19 f.)
4. die Verhinderung des Überschreibens von Knoten in sehr großen Graphen.

Da über die Struktur der Graphen in unserem Projekt nichts vorgängig bekannt ist, wir beispielsweise keine Hierarchien oder Verwandtschaften voraussetzen können, bietet sich die Verwendung einer Layout-Methode an, die prinzipiell für alle Arten von Graphen geeignet ist. Die Wahl fiel auf die forced-based-Methode (Kräftediagramm), genauer das „Force Atlas 2“-Layout, wie es in Gephi¹⁸ implementiert ist. Diese Methode modelliert einen Graphen als ein physikalisches System, das von Kräften (forces) zwischen den Knoten gebildet wird (Fleischer/Hirsch 2001, S. 20). Man kann sich dabei die Kanten als Sprungfedern und die Knoten als Ringe vorstellen, in die die Sprungfedern eingehakt sind. Erlaubt man einem solchen physischen Graphen, sich ohne Beschränkung zu bewegen, wird er in einen Zustand kommen, in dem die potentielle Energie in den Federn möglichst gering ist (Landgraf 2001, S. 173). Die für die Optimierung des Graphen-Layout hilfreiche Analogie dabei ist, dass ein Graph dann Ansprüche an seine Informativitäts- und die oben genannten Lesbarkeits-Kriterien am besten erfüllt, wenn er sich in einem Zustand der Entspannung, d.h. in einem Zustand mit geringer energetischer Ladung befindet (vgl. Brandes 2001, S. 71).

17 Eine Übersicht bieten die Standardwerke und Kaufmann/Wagner (2001) und Tamassia (2013).

18 Gephi ist eine OpenSource-Software zur Visualisierung und Manipulation von Graphen (vgl. www.gephi.org).

Die Implementierung von Algorithmen zur Sicherung der Lesbarkeit der Graphen hat zur Folge, dass nicht alle Aspekte eines Graphen als Visualisierung relevanter Informationen gelesen werden können. So sind beispielsweise die Kantenlängen und die Winkel zwischen zwei Kanten nicht bedeutungstragend. Der Algorithmus sorgt jedoch dafür, dass zwei oder mehr Knoten, die mit einer gleichen oder sehr ähnlichen Menge anderer Knoten verbunden sind, in relativer Nähe zueinander dargestellt werden. Verdichtungsgebiete im Graphen lassen also auf eine Gruppe von Knoten mit ähnlichen Vernetzungsmerkmalen schließen. Solche Verdichtungsgebiete können darüber hinaus über eine Netzwerkanalyse wie der „Louvain-Methode“ (Blondel et al. 2008) visualisiert werden: In den weiter unten verwendeten Graphen sind Knoten, die viele Verbindungen untereinander aufweisen und deshalb einen Verdichtungsgebiet darstellen, durch gleiche Einfärbung codiert.

Kollokationsgraphen bieten damit die Möglichkeit, Frames mit ähnlichen Vernetzungsmerkmalen anhand von Verdichtungsgebieten im Graphen visuell zu identifizieren. Zudem kann es interessant sein, jene Kanten zu untersuchen, durch die verschiedene Frame-Cluster miteinander verknüpft sind. Aufgrund der Komplexität der Daten wären diese Analysen ohne Visualisierung kaum möglich. Im Folgenden wollen wir zeigen, wie Kollokationsgraphen genutzt werden können, um die Qualität von Umbrüchen zu untersuchen.

4. Datengeleitete Frameanalyse am Beispiel des SPIEGEL/ZEIT-Korpus II: Wandel von Framekollokationen in Umbruchzeiten

Ausgehend von den in Abschnitt 2 berechneten Umbruchjahren haben wir berechnet, welche Framekonstellationen sich im Zuge der Umbrüche stark verändert haben.

Um die Qualität des Umbruchs, der sich in den Jahren 2001 bis 2008 vollzogen hat, genauer zu untersuchen, haben wir für die Jahre 2001 bis 2004 und 2005 bis 2008 je einen Kollokationsgraphen berechnet. Dabei haben wir sämtliche Texte aus den jeweiligen Untersuchungszeiträumen einer automatisierten Frameanalyse unterzogen und daran anschließend untersucht, welche Frames signifikant häufig im jeweiligen Zeitraum miteinander in Einzeltexten kookkurrieren. Um die Unterschiede der beiden Zeitabschnitte leichter vergleichen zu können, haben wir Knoten und Kanten beider Rhizome zu einem gemeinsamen Frame-Kollokationsgraphen vereinigt, wobei für die Jahre ab 2005 bzw. die Jahre bis und mit 2004 je die Kanten farblich hervorgehoben wurden.

Bei der visuellen Analyse (vgl. Abbildung 8) fallen Cluster von Knoten auf, die besonders viele Verbindungen untereinander haben und deshalb eng beieinander stehen. Schwarz hervorgehobene Kanten verweisen zudem auf Verbindungen, die für die Zeit ab 2005 typisch sind.

Einer dieser Cluster ist in Abbildung 9 detaillierter dargestellt. Die Frames verweisen auf das Banken- und Finanzwesen, sowie allgemein auf Wirt-

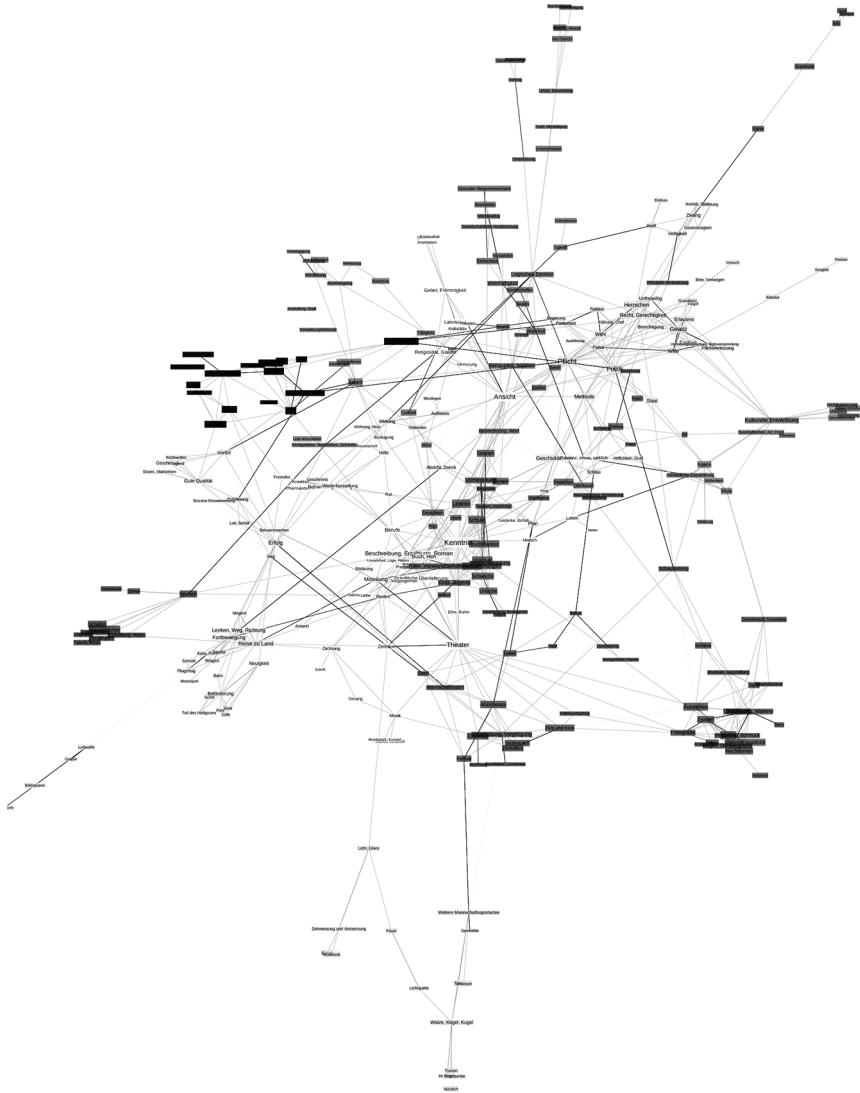


Abbildung 8: Umbruch 2004/2005, Überblick

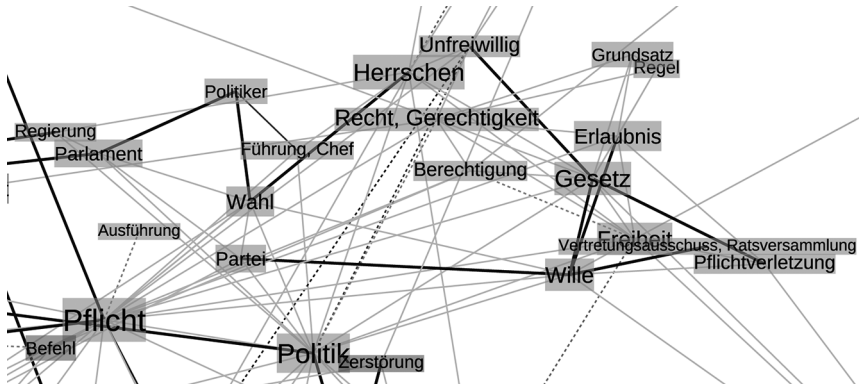


Abbildung 10: Cluster „Politik“ Umbruchjahre 2004/2005

Ein weiterer Cluster dreht sich um Frames im Bereich Familie, Schule, Kindheit (Abbildung 11). Hinter dem Frame „Fruchtbarkeit“ verbergen sich die Lexeme „Eltern“, „Elterngeneration“ und „Kind“, „Neugeborenes“ und der Frame „Vorbereitung“ steht unter anderem für eine Reihe von Lexemen im Bereich der Ausbildung. Mit dem Frame „Studium, Universität“ wird mit den Umbruchjahren 2004/2005 also ein neuer Fokus auf Bildungsthemen deutlich.

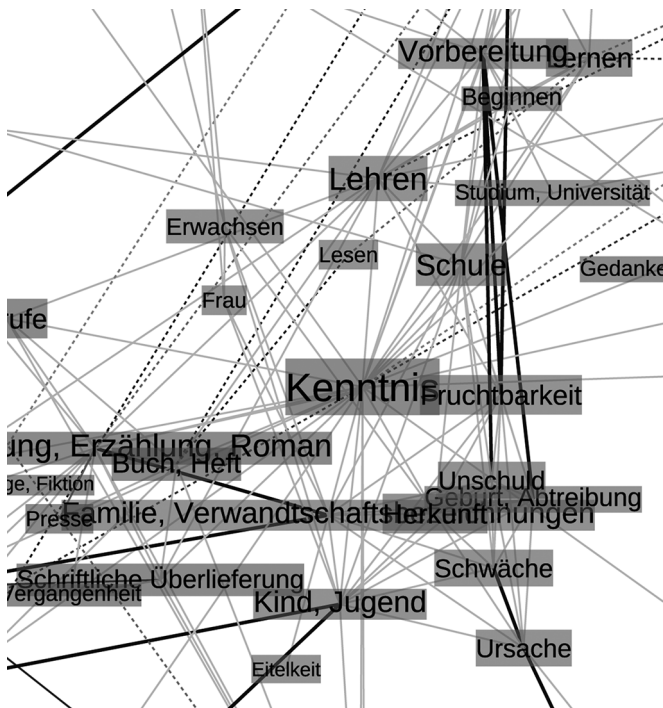


Abbildung 11: Cluster „Familie“ Umbruchjahre 2004/2005



Der Cluster „Bankwesen/Finanzwirtschaft“ zeigt bereits 1994/1995, wie später beim Umbruch 2004/2005, Veränderungen (Abbildung 14). Auffallend ist vor allem die ab dem Jahr 1995 neu entstandene Verbindung zwischen „Tausch, Handel“ und „Markt, Wettbewerb“. Zehn Jahre später sollte der Frame „Tausch/Handel“ neu mit „Verleihen“ korrelieren und somit wieder einen stärkeren Fokus auf Börse und Kreditwesen legen. Beim Umbruch 1994/1995 zeigt sich in den Daten eine globaler agierende Wirtschaft. Weiter



ist die neue Kookkurrenz der Frames „Geld“ und „Kaufen“ sichtbar, eigentlich keine überraschende Verbindung, die jedoch zehn Jahre später nicht mehr typisch ist (stattdessen korreliert „Geld“ mit „Verkaufen“). Dies könnte eine Wirtschaftsberichterstattung andeuten, die das Investitionsvermögen der Wirtschaft thematisiert, gerade auch im Hinblick auf die wirtschaftlichen Herausforderungen im wiedervereinigten Deutschland.

5. Fazit

Unser Beitrag sollte zeigen, welche Chancen die digitale Welt auch für diskurslinguistische Fragestellungen bietet: Noch nie war es so einfach, an sehr große Datenmengen für die Analyse zu kommen. Dies alleine ist jedoch nur von Nutzen, wenn sich die Analysewerkzeuge anpassen. Einerseits kann aus einem reichen Fundus von Methoden aus der Computer- und Korpuslinguistik, aber auch aus der Informatik (Data Mining), Statistik etc. geschöpft werden. Andererseits ermöglichen die Datenmenge und die verfügbaren Methoden aber auch einen neuen Zugang zu Daten, nämlich datengeleitete Verfahren, die weniger stark mittels traditioneller Analysekatégorien bestimmte Hypothesen überprüfen, sondern strukturentdeckend funktionieren und eher der Hypothesengewinnung dienen. Es ist unsere Überzeugung, dass solche Ansätze bestimmten Prämissen der Diskursanalyse entgegen kommen: Das rhizomartige Wuchern von Diskursen, über Textgrenzen hinweg, jeglicher Hierarchie trotzend, kann mit datengeleiteten Verfahren, die sich nicht von vornherein bezüglich Datengrundlage und Themen beschränken, eher nachgebildet werden. Es ist nicht mehr notwendig, sich aus forschungspraktischen Gründen auf eine bestimmte Auswahl von Texten zu einem gesetzten Thema zu beschränken. Dies ermöglicht es, neue Forschungsfragen zu verfolgen, wie z. B. die unsrige, datengeleitet zeitgeschichtliche Umbrüche durch Frameanalysen zu entdecken und genauer zu beschreiben.

Die vorgestellten Methoden sind ein erster Schritt, der zeigen soll, in welche Richtung es gehen könnte. Eine Reihe weiterer Methoden für den Umgang mit Big Data könnten für diskurslinguistische Zwecke genutzt werden und wir hoffen, dass viele weitere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler damit beginnen, in diese Richtung zu experimentieren. Eine Bereitschaft, sich auf technische Fragestellungen einzulassen ist dabei unumgänglich. Idealerweise lernt man dafür programmieren, denn der autonome Umgang mit Technik ist die Grundbedingung für eine selbstbestimmte Forschungstätigkeit im digitalen Zeitalter.

Literatur

- Anderson, C. (2008): The End of Theory: The Data Deluge Makes the Scientific Method Obsolete. In: Wired Magazine Band 16.07, http://www.wired.com/science/discoveries/magazine/16-07/pb_theory/ [Abruf: 14. Mai 2014].
- Angermüller, J. (2007): Diskurs als Aussage und Äußerung – die enunziative Dimension in den Diskurstheorien Michel Foucaults und Jacques Lacans. In: Warnke, I. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault, Linguistik – Impulse & Tendenzen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 53–80.
- Bartsch, S. (2004): Structural and Functional Properties of Collocations in English: A Corpus Study of Lexical and Pragmatic Constraints on Lexical Co-occurrence: Gunter Narr Verlag.
- Blondel, V. D./Guillaume, J.-L./Lambiotte, R./Lefebvre, E. (2008): Fast unfolding of communities in large networks. In: Journal of Statistical Mechanics: Theory and Experiment, Nr. 10, S. P10008.
- Böke, K./Jung, M./Niehr, T./Wengeler, M. (2000): Vergleichende Diskurslinguistik. Überlegungen zur Analyse national heterogener Textkorpora. In: Niehr, T./Böke, K. (Hrsg.): Einwanderungsdiskurse: vergleichende diskurslinguistische Studien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 11–36.
- Brandes, U. (2001): Drawing on Physical Analogies. In: Kaufmann, M./Wagner, D. (Hrsg.): Drawing Graphs. Methods and Models. Berlin, Heidelberg und New York et al.: Springer, S. 71–86.
- Bubenhof, N. (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse, Sprache und Wissen. Berlin und New York: de Gruyter.
- Bubenhof, N./Scharloth, J. (2013a): Korpuslinguistische Diskursanalyse: Der Nutzen empirisch-quantitativer Verfahren. In: Warnke, I./Meinhof, U./Reisigl, M. (Hrsg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik, Diskursmuster – Discourse Patterns. Berlin: Akademie-Verlag, S. 147–168.
- Bubenhof, N./Scharloth, J. (2013b): Korpuspragmatische Methoden für kulturanalytische Fragestellungen. In: Benitt, N./Koch, C./Müller, K./Schüler, L./Saage, S. (Hrsg.): Kommunikation Korpus Kultur: Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik, Giessen Contributions to the Study of Culture. Trier: WVT, S. 47–66.
- Bublitz, H./Bühmann, A. D./Hanke, C./Seier, A. (1999): Das Wuchern der Diskurse. Frankfurt und New York: Campus Verlag.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms, Sprache und Geschichte. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (2006): Text – Sprache – Wissen. Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik. In: Scientia Poetica 10, S. 101–137.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Chen, C./Härdle, W./Unwin, A. (2008): Handbook of data visualization, Springer handbooks of computational statistics. Heidelberg und Berlin: Springer.
- Dahinden, U. (2006): Framing: Eine integrative Theorie der Massenkommunikation. Konstanz: UVK.
- Deleuze, G./Guattari, F. (1992): Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie. Berlin: Merve.
- Deleuze, G./Guattari, F. (1996): Was ist Philosophie? Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Deleuze, G./Parnet, C. (1980): *Dialoge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dornseiff, F. (2004): *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen: Mit einer lexikographisch-historischen Einführung und einer ausführlichen Bibliographie zur Lexikographie und Onomasiologie*. Berlin und New York: Walter de Gruyter.
- Ellson, J./Gansner, E./Hu, Y./Bilgin, A.: *Graphviz – Graph Visualization Software*. <http://www.graphviz.org> [Abruf: 14. Mai 2014].
- Evert, S. (2009): *Corpora and Collocations*. In: Lüdeling, A./Kytö, M. (Hrsg.): *Corpus Linguistics: An International Handbook*, *Handbooks of linguistics and communication science*. Band 2. Berlin und New York: Walter de Gruyter, S. 1212–1248.
- Fleischer, R./Hirsch, C. (2001): *Graph Drawing and Its Applications*. In: Kaufmann, M./Wagner, D. (Hrsg.): *Drawing Graphs. Methods and Models*. Berlin, Heidelberg und New York et al.: Springer, S. 1–22.
- Goffman, E. (1974): *Frame Analysis*. Garden City and New York: Doubleday.
- Hermanns, F. (1995): *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik*. In: Gardt, A./Mattheier, K./Reichmann, O. (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: Niemeyer, S. 69–101.
- Kämper, H. (2007): *Linguistik als Kulturwissenschaft. Am Beispiel einer Geschichte des sprachlichen Umbruchs im 20. Jahrhundert*. In: Kämper, H./Eichinger, L. M. (Hrsg.): *Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache, Studien zur deutschen Sprache*. Tübingen: Narr, S. 419–439.
- Kaufmann, M./Wagner, D. (2001): *Drawing Graphs: Methods and Models*. Berlin und New York: Springer.
- Keim, D. A./Kohlhammer, J./Ellis, G./Mansmann, F. (2010): *Mastering the Information Age – Solving Problems with Visual Analytics*. Goslar: Eurographics Association.
- Konerding, K.-P. (1993): *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen: Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Berlin und New York: Walter de Gruyter.
- Landgraf, B. (2001): *3D Graph Drawing*. In: Kaufmann, M./Wagner, D. (Hrsg.): *Drawing Graphs. Methods and Models*. Berlin, Heidelberg und New York et al.: Springer, S. 172–192.
- Neidhardt, F./Rucht, D. (1993): *Auf dem Weg in die „Bewegungsgesellschaft“?* In: *Soziale Welt* 44, S. 305–326.
- Nelson, T. E./Clawson, R. A./Oxley, Z. M. (1997): *Media Framing of a Civil Liberties Conflict and its Effect on Tolerance*. In: *The American Political Science Review* 91(3), S. 567–583.
- Perkuhn, R./Belica, C. (2006): *Korpuslinguistik – Das unbekannte Wesen. Oder Mythen über Korpora und Korpuslinguistik*. In: *Sprachreport* 22(1), S. 2–8.
- Rettie, R. (2004): *Using Goffman’s frameworks to explain presence and reality*. In: *7th Annual International Workshop on Presence*. Valencia: ISPR, S. 117–124.
- Risch, J./Kao, A./Poteet, S./Wu, J. Y.-J. (2008): *Text Visualization for Visual Text Analytics*. In: Simoff, S./Böhlen, M./Mazeika, A. (Hrsg.): *Visual Data Mining, Lecture Notes in Computer Science*. Band 4404. Berlin und Heidelberg: Springer, S. 154–171.
- Rohrdantz, C./Koch, S./Jochim, C./Heyer, G./Scheuermann, G./Ertl, T./Schütze, H./Keim, D. A. (2010): *Visuelle Textanalyse*. In: *Informatik-Spektrum* 33(6), S. 601–611.
- Scharloth, J./Bubenhofer, N. (2011): *Datengeleitete Korpuspragmatik: Korpusvergleich als Methode der Stilanalyse*. In: Felder, E./Müller, M./Vogel, F. (Hrsg.): *Korpusprag-*

- matik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen von Texten und Gesprächen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 195–230.
- Scharloth, J./Eugster, D./Bubenhof, N. (2013): Das Wuchern der Rhizome. Linguistische Diskursanalyse und Data-driven Turn. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse. Neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 345–380.
- Schiller, A./Teufel, S./Thielen, C. (1995): Guidelines für das Tagging deutscher Textcorpora mit STTS. Stuttgart: Universität Stuttgart.
- Schmid, H. (1994): Probabilistic Part-of-Speech Tagging Using Decision Trees. Stuttgart: Universität Stuttgart.
- Schumann, H./Müller, W. (1999): Visualisierung: Grundlagen und allgemeine Methoden. Heidelberg und Berlin: Springer.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): Diskurslinguistik: eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und New York: Walter de Gruyter.
- Tamassia, R. (2013): Handbook of Graph Drawing and Visualization. London: Chapman & Hall/CRC.
- Teubert, W./Cermáková, A. (2007): Corpus Linguistics: A Short Introduction. London: Bloomsbury Academic.
- Ziem, A. (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz, Sprache und Wissen. Berlin und New York: de Gruyter.

Reiner Keller

Weber und Foucault

Interpretation, Hermeneutik und Wissenssoziologische Diskursanalyse

Zusammenfassung: Sozialwissenschaftliche Diskursanalysen beschäftigen sich mit Fragen der diskursiven Festschreibung oder Veränderung von symbolischen Ordnungen, deren Grundlagen und Folgen. Darin treffen sich die unterschiedlichen wissenschaftlichen Unternehmungen von Max Weber und Michel Foucault, aber auch pragmatistische Positionen. Fragen nach der analytischen Rekonstruktion der darin prozessierten Bedeutungen lassen sich im Rückgriff auf Ansätze der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik bearbeiten. Diese Perspektive erweist sich als kompatibel mit den von Foucault entworfenen Untersuchungen gesellschaftlicher, diskursiver Problematisierungsprozesse. Im Rückgriff auf den Begriff des Deutungsmusters und die interpretativen Vorgehensweisen der Sequenzanalyse wird deutlich, wie Wissenssoziologische Diskursanalyse als rekonstruktives Vorgehen der Analyse von diskursiven Materialien betrieben werden kann.

Schlagwörter: Wissen, Kultur, Diskurs, Interpretation, Analytik, Deutungsmuster, Sequenzanalyse, Weber, Foucault

Abstract: Discourse research in the social sciences addresses questions of discursive stabilization or transformation of symbolic orders, including their foundations and effects. This is where such divergent approaches as those of Max Weber, Michel Foucault and other pragmatists meet. Questions regarding the analytical reconstruction of discursively processed meanings can be addressed via reflections from social sciences hermeneutics. This perspective shows up to be compatible with Foucault's quest for the study of social and discursive processes of problematisation. Using concepts such as interpretative scheme (frame), and procedures such as sequential analysis, the sociology of knowledge approach to discourse presents itself as a reconstructive analytics of discursive data.

Keywords: knowledge, culture, discourse, interpretation, analytics, frame, sequential analysis, Weber, Foucault

Das ist keine Pfeife.¹ Und auch nicht einfach eine Reihung von Schwarz-Weiß-Kontrasten. Wenn Sie es als Schrift erkennen (also deuten), lesen und das genutzte Zeichensystem beherrschen, entziffern Sie eine Reihe von Sprachzeichen bzw. Symbolen, die in der Sequenz, die Sie bilden, einem grammatikalischen und bedeutungstiftenden Regelsystem folgen. Sie sind dadurch in der Lage, nicht nur die Kontraste als Schrift, sondern als Abfolge ganz spezifischer Worte zu verstehen, die eine Aussage ergeben. Sicherlich sind zahlreiche Ausdeutungen dieser Aussage und ihrer Einzelelemente möglich. Dennoch lassen sich darunter wohl solche Deutungen finden, die ‚gewagter‘ sind, und andere wiederum, die als konventionell und ‚leicht begründbar‘ erscheinen. Sie wissen, dass die Pragmatik der Zeichennutzung, also ihre Einbindung in Handlungs-, Interaktions- und Kommunikationssequenzen ihre Typisierung nahelegt, d. h. wahrscheinlichere von unwahrscheinlicheren Bedeutungen trennt. Das ist die Grundlage dafür, dass wir argumentieren und uns auf Texte anderer beziehen können. Denn die Worte, die aufeinander folgen, implizieren eben einen relativ konventionalisierten Sinn, als spezifische Wort-Zeichen legen sie Rezeptionsmöglichkeiten nahe und schließen andere aus. Sie lassen sich nicht beliebig lesen, sondern bilden eine Widerstandsgrundlage für den Spielraum der Ausdeutungen. Wenn Sie ihnen bis hierher gefolgt sind und ihre Oberflächenbedeutung verstanden haben, dann ist das Folge eines Interpretationsprozesses, der mindestens die Kenntnis der Sprachzeichen, der grammatikalischen Orte, Verbindungen und Funktionen voraussetzt. Hermeneutik ist die Reflexion darüber, wie diese Interpretation möglich ist und vonstatten gehen kann. Das Deuten der Zeichen und Symbole setzt Auslegungskompetenzen voraus – Kenntnisse einer Sprache, typischer Wortgebrauchsweisen, indexikalischer und sprachpragmatischer Zusammenhänge. Das wird insbesondere dann augenfällig, wenn uns fremde Sprachzeichensysteme begegnen, oder wir uns mit Dokumenten aus der fernerer Vergangenheit beschäftigen.

Diskurse, denen hier unser Interesse gilt, sind im Kern Erscheinungsformen eines strukturierten und zusammenhängenden Sprachzeichengebrauchs. Ihre Analyse impliziert notwendig Deutungsprozesse, selbst da, wo wir (oder qua Delegation: eine Maschine, ein Programm) bloße Sortierungen vornehmen, etwa zwischen Pronomen, Adjektiven, Verben, Substantiven. Wenn es um die Analyse diskursiver Wirklichkeitskonstruktionen geht, müssen wir Bedeutungen re-konstruieren und auf analytische Begriffe bringen. Es wäre falsch, anzunehmen, dass wir dabei etwas in Dokumente ‚hinein‘ oder aus ihnen ‚heraus‘ lesen. Vielmehr entwickeln und verdichten wir mehr

1 Ich danke Saša Bosančić und Angelika Pofert für hilfreiche Kommentare.

oder weniger überzeugende, entlang unserer Fragestellungen fokussierte Lesarten, die so konfiguriert sind, dass sie weder völlig beliebig erscheinen können, noch beanspruchen, eine einzige und objektive Wahrheit des Textes zu formulieren. In diesem Schwebezustand will sozialwissenschaftliche Hermeneutik Haltepunkte anbieten. Sie umfasst ein Spektrum ganz unterschiedlicher Ziele, Fragen und Vorgehensweisen, die an Zeichenspuren angelegt werden können. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den Prozess der Interpretation nicht unbeobachtet lassen. Insofern implizieren sie notwendig einen Bruch mit der Art und Weise, wie Menschen in ihrem gelebten Alltag sich selbst und andere, Phänomene und Dinge verstehen und deuten.

Die jüngere Auseinandersetzung, oder besser: der unfruchtbare, am ehesten im Bourdieuschen Sinne als akademischer Platzierungskampf zu verstehende Streit zwischen hermeneutischen, rekonstruktiven und interpretativen Ansätzen der Geistes- und Sozialwissenschaften einerseits, poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Perspektiven andererseits, der sich auch und gerade im Feld der Diskursforschung abspielt(e),² kann mittlerweile auf eine gut fünfzigjährige Geschichte zurückblicken. In den verschiedenen disziplinären und sprachräumlichen Kontexten wurde und wird er zu unterschiedlichen Zeiten geführt. In den deutschsprachigen Literaturwissenschaften bilden die späten 1980er und frühen 1990er Jahre eine Hauptphase der Auseinandersetzung, in den Sozialwissenschaften dagegen etwas verzögert die 2000er Jahre. Insgesamt ist die Diskussion nicht mehr zu überblicken. Es ist hier auch nicht der Ort, die vielfältigen Perspektiven philosophischer, literaturwissenschaftlicher, religiöser oder pädagogischer Hermeneutik zu diskutieren, die im Laufe der Jahrhunderte entfaltet worden sind und unter denen die weiter unten erläuterte sozialwissenschaftliche Hermeneutik als spezifischer, eigenwilliger Spätankömmling gelten kann. Für die Soziologie ist der Bezug auf „Hermeneutik“ jedenfalls eng mit dem Begriff der „Interpretation“ verknüpft. Schon Wilhelm Dilthey nannte das „kunstmäßige Verstehen von dauernd fixierten Lebensäußerungen“ eben „Auslegung oder Interpretation“ (Dilthey 1900\2004, S. 22 f.).³

Den Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrages bildet das Diskursverständnis der seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre entwickelten Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) (Keller 2011b). Sie liest Michel Foucault als historischen Wissenssoziologen und verbindet seine Perspektiven mit dem Interpretativen Paradigma der Soziologie und der sozialkon-

2 Vgl. bspw. die Diskussion dieser Auseinandersetzungen bei Keller (2012a), vgl. auch Schrage (2013).

3 Vgl. zur Geschichte der Hermeneutik bis hin zur jüngeren sozialwissenschaftlichen Hermeneutik Kurt (2004).

struktivistisch-wissenssoziologischen Tradition.⁴ Kurz und knapp lässt sich formulieren: Sie verknüpft die Max Weber-Tradition mit der Michel Foucault-Tradition, eine Wahl-Verbindung, auf die auch Stuart Hall hingewiesen hatte:

„Heutige Kommentare betonen nicht nur die Brüche und Paradigmenwechsel, sondern auch die Ähnlichkeiten und Kontinuitäten zwischen älteren und neueren Traditionen: beispielsweise zwischen Webers klassischer interpretativer ‚Soziologie der Bedeutung‘ und Foucaults Betonung des ‚Diskursiven‘.“ (Hall 2002, S. 111)

Diese Situierung der WDA ist wichtig, denn sie liegt den spezifischen Anschlüssen an und Begriffsverwendungen von „sozialwissenschaftliche(r) Hermeneutik“, „Interpretation“ und „Diskurs“ zugrunde, wie sie nachfolgend zum Einsatz kommen. Eine daran anknüpfende wissenssoziologische Diskursforschung unterscheidet sich deutlich von Positionen, die sich auf nicht weiter beschreibbare Auslegungskompetenzen der Forschenden berufen. Im Folgenden werde ich zunächst kurz die Grundannahmen einer Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik erläutern und auf die Begriffe Sinn/Bedeutung eingehen. Im Anschluss diskutiere ich die Frage der Vereinbarkeit eines hermeneutisch-interpretativen Ansatzes der Diskursforschung mit Foucaultschen Analyseperspektiven und stelle der Ablehnung von Hermeneutiken des Verdachts den Vorschlag einer Hermeneutik der Konstruktionen gegenüber. Dann stelle ich Analysekonzepte der WDA vor, wobei exemplarisch der Begriff des Deutungsmusters näher beschrieben wird. Ein letzter Abschnitt beschäftigt sich schließlich mit sequenzanalytischen Vorgehensweisen als dem konkreten methodischen Werkzeug so verstandener Hermeneutik.

1. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik

In seinen ursprünglich 1996 erschienenen Überlegungen zu „Hermeneutischen Modellen“ in den Literaturwissenschaften bemerkte Peter Rusterholz,

4 „My generation footnotes the constructionist position to Berger and Luckmann. Our elders attribute it to Mannheim, or, if students from Blumer, to pragmatists like Mead. But many of our current students are convinced that social constructionism was invented by Foucault and the feminists and that all of preexisting sociology from Mead and Thomas to Mannheim to Berger and Luckmann was an exercise in hegemonic objectivist discourse.“ (Abott 2001, S. 20 f.) Abott weist darauf hin, dass da, wo Berger und Luckmann von Subsinnwelten sprechen, man heute wohl „Diskurse“ sehe.

es sei „höchst gefährlich geworden“, die Wörter „Hermeneutik“ und „hermeneutisch“ zu gebrauchen. Zu unterschiedlich seien die damit verbundenen Vorstellungen und Interpretationskonzepte. Gleichwohl komme man nicht umhin, sich mit der „Theorie und Praxis der Textanalyse und Interpretation“ zu beschäftigen, wenn man literaturwissenschaftlich arbeite (Rusterholz 2001a, S. 101; 2001b). Vergleichbares lässt sich wohl auch für eine Soziologie festhalten, die in der Tradition Max Webers als Kulturwissenschaft betrieben wird und sich unweigerlich mit Prozessen des Sinnverstehens zu befassen hat – auch da, wo sie die Gestalt der Diskursforschung annimmt.

„Wer dauerhafte und grundsätzliche Antworten auf seine Fragen sucht, sollte sozialwissenschaftliche Problemstellungen, insbesondere aber hermeneutisch orientierte Problemlösungsverfahren meiden“, schrieb Hans-Georg Soeffner (1989a, S. 66) in seinen Grundlegungen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Vielleicht macht das einen Teil der Ablehnung von Hermeneutik aus. In seinem ursprünglich 1985 erschienenen Aufsatz „Anmerkungen zu gemeinsamen Standards standardisierter und nicht-standardisierter Verfahren in der Sozialforschung“ (Soeffner 2004) weist er darauf hin, dass die große Trennung in den Sozialwissenschaften zwischen „cartesianischen“ und „hermeneutischen“ wissenschaftstheoretischen Positionen verlaufe:

„Allerdings – und darüber muß man sich im Klaren sein – ist die hermeneutische Argumentation grundsätzlich anticartesianisch. Sie akzeptiert weder deren formalmethodischen Subjektivismus [...] noch die daraus folgende Aufteilung der Welt und des ihr gegenüberstehenden Erkenntnissubjekts in Außendinge (gedehnte Materie, ‚res extensa‘) einerseits und deutende Erkenntnis (denkende Substanz, ‚res cogitans‘) andererseits [...] – sowie die daraus abgeleitete Hypothese von der ‚Mathematisierbarkeit‘ der Welt und dem daraus wiederum folgenden ‚Objekt‘- und ‚Objektivitätsbegriff‘. Sie nimmt vielmehr die Probleme der – subjektlosen – Evolution und damit verbunden die Erscheinungen ernst. Sie geht aus von historisch-gesellschaftlichen Konstruktionen der Wirklichkeit(en). [...] Die Hauptkampflinie verläuft somit nicht zwischen den ‚Quantitativen‘ und den ‚Qualitativen‘, sondern zwischen den Quantitativen und den Qualitativen, die einen ‚cartesianischen‘ Wissenschaftsbegriff beibehalten, einerseits und denjenigen Quantitativen und Qualitativen, die sich einer sich fortentwickelnden hermeneutischen Wissenschaft verpflichtet fühlen andererseits.“ (Soeffner 2004, S. 67)

Sozialwissenschaftliche Hermeneutik (Hitzler/Honer 1997; Soeffner 1989b) im Kontext der heutigen interpretativen Sozialforschung meint die Reflexion und Methodologie der Deutungsprozesse, die in jede Form der nicht-cartesianischen Datenanalyse unweigerlich einbezogen sind. Ein deutender, welt-

auslegender Bezug liegt all unserem Handeln in der Welt zugrunde, auch dem so verstandenen wissenschaftlichen Arbeiten der Sozial- und Geisteswissenschaften selbst:

„Festzuhalten ist demnach, daß jede Form von Forschung – und damit neben bzw. mit den Geisteswissenschaften auch und gerade die Sozialforschung – auf Akten der Deutung basiert. [...] Insofern ist jede Form von Sozialforschung in einem sehr allgemeinen Sinn ‚interpretativ‘. [...] Sozialforschung basiert auf Akten der Deutung, erarbeitet und bezieht sich auf verstehensmäßig konstituierte Daten und gewinnt ihre Erklärungen durch Dateninterpretation.“ (Soeffner 2004, S. 63 f.)

Im Sinne der *Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik* akzentuiert der Hermeneutik-Begriff den Zusammenhang von Fragen, die an vorliegende (und erstellte) Daten gerichtet werden, den notwendig interpretierenden Vorgehensweisen der Datenanalyse und den Antworten, die dadurch generiert werden. Es geht mit anderen Worten um die Methodologie der Analyse sinnförmig und handlungs- bzw. interaktionsabhängig konstituierter Phänomene, die als Zeichen- bzw. Symbolketten zugänglich sind und deswegen, sofern sie als wissenschaftliches Unternehmen betrieben wird, einer Theorie der Deutung bedarf. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik umfasst ganz verschiedene Paradigmen der Forschung, d.h. Annahmen darüber, wie Gegenstände beschaffen sind, welche Fragestellungen an sozialwissenschaftliche Daten gerichtet werden sollen, und wie darauf bezogene Analyseschritte aussehen können. Ein einzelnes Datum kann deswegen sehr unterschiedlich beforscht werden, und die darauf bezogenen Aussagen sind immer nur relativ im Zusammenhang von Fragestellung, interpretierend-analytischem Vorgehen und Gegenstand zu beurteilen – keineswegs entlang einer reinen Objektivität von Sachverhalten. Im Anschluss an Soeffner (1989b) und Hitzler/Honer (1997) impliziert dies einen deutlichen Bruch mit der Alltagserfahrung und Selbstdeutung von Individuen und Protokollen sozialer Prozesse. Es geht also nicht um den naiven Nachvollzug des wirklich Gemeinten oder einen Blick in die Köpfe der Anderen. Behauptet wird auch nicht, dass hermeneutisch-rekonstruktive Prozesse die einzig gültige Objektivität oder Tatsächlichkeit eines Realitätsprotokolls abbilden – ganz im Gegenteil. Aber sie sind bestrebt, ihre Prozesse der Auslegung nachvollziehbar, diskutierbar, kritisierbar zu machen.⁵

5 Schon im engen Verständnis der Hermeneutischen Wissenssoziologie wird betont, dass sie keineswegs einem emphatischen Subjektverständnis folgt. Vielmehr geht sie davon aus, dass der Wirklichkeitshorizont der Handelnden durch gesellschaftliche

Als „Haltung und Handlung“ (Soeffner/Hitzler 1994) bezieht sich sozialwissenschaftliche Hermeneutik also auf das „Verstehen des Verstehens“ einer verstehenden Soziologie, d.h. auf eine Methodologie des Forschens, die zum einen die Position des Interpreten und der Interpretin reflektiert, zum anderen Strategien der Dateninterpretation – etwa in Gestalt einer sequenziellen Vorgehensweise (s.u.) – entwickelt, die auf Nachvollziehbarkeit und soziale Objektivierung der Interpretationsschritte gerichtet sind. Dies kann im Rahmen von divergierenden Forschungsinteressen und methodischen Zugängen der interpretativen Sozialforschung geschehen. Immer geht es jedoch darum, das gleichsam naive Verstehen zu problematisieren. Ronald Hitzler und Anne Honer haben diese Position prägnant formuliert:

„Das reflexive Grundproblem des sozialwissenschaftlichen Interpreten besteht also darin, für sich selbst und für andere durchsichtig zu machen, wie er das versteht, was er zu verstehen glaubt, und wie er das weiß, was er zu wissen meint. [...] Methodologisch ausgedrückt: Die Ansätze Sozialwissenschaftlicher Hermeneutik bauen dezidiert Zweifel in den Prozeß des Verstehens ein: Zweifel an den Vor-Urteilen des Interpreten, Zweifel an subsumptiven Gewißheiten in Alltag und Wissenschaft und Zweifel schließlich auch an reduktionistischen Erklärungen. [...] Alle Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, was immer sie sonst noch tut, problematisiert grundsätzlich die Annahme, man wisse, wie etwas ‚wirklich‘ sei, ohne daß man einsichtig machen könnte, wie man solches überhaupt wissen kann. [...] Ihr Anspruch besteht [...] darin, die Grundoperationen sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung schlechthin ihrer epistemologischen Naivität zu entkleiden, sie zu rekonstruieren und zu erhehlen.“ (Hitzler/Honer 1997, S. 23 ff.)

Das Spektrum entsprechender Ansätze und Vorgehensweisen reicht dabei von der Objektiven Hermeneutik über die wissenssoziologisch-rekonstruktive Hermeneutik, die Deutungsmusteranalyse oder die Gattungsanalyse bis hin zur ethnomethodologisch begründeten Konversationsanalyse und schließt auch die Diskursforschung mit ein (ebd.).⁶ Schon die Auflistung die-

Wissensvorräte und institutionelle Gefüge historisch vorstrukturiert ist. Insoweit trifft der bisweilen unter Bezugnahme auf Foucaults Absage an einige phänomenologische (Husserl) und hermeneutische philosophische Positionen (s.u.; z. B. Foucault 1974a, S. 15) wiederholt vorgebrachte Vorwurf der „Subjektphilosophie“ die Hermeneutische Wissenssoziologie nicht. Vgl. dazu Keller/Schneider/Viehöver (2012) sowie Pöferl/Schröer (2014).

6 Gewiss sind die damit benannten Ansätze auf unterschiedlichen theoretisch-methodologischen Ebenen und Gegenstandsbezügen verortet. Auf die leicht zu verwech-

ser unterschiedlichen Perspektiven macht deutlich, dass es sich häufig um miteinander unvereinbare Ansätze handelt, die sehr verschiedene Theorieannahmen und Fragestellungen verfolgen. Was ihre Versammlung unter dem Dach einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik begründet, ist die Reflexion der Vorgehensweisen, d. h. der materialen Interpretationsarbeit an den jeweils gewählten, hergestellten, vorgefundenen Daten. Impliziert ist zugleich, dass die „Realität“ der Daten nur als „objektive Realität der Perspektiven“ (George Herbert Mead) zugänglich ist: Aus dem kontingenten Zusammenspiel von Fragestellungen, Analysestrategie (Paradigma) und Daten ergibt sich zwangsläufig, dass unterschiedliche hermeneutische Methodologien, von der Sequenzanalyse bis zur strukturalen Narrationsanalyse, bei (dann nur noch scheinbar) gleichen Datengrundlagen unterschiedliche Erkenntnisinteressen verfolgen und ebenso unterschiedliche Erkenntnisgewinne erzeugen – und das ist kein Nachteil, sondern eine Chance für die sozialwissenschaftliche Diskussion, Kritik und Wissensproduktion.

In den 1990er Jahren wurde unter dem Begriff der *Hermeneutischen Wissenssoziologie* im deutschsprachigen Raum die Nachfolge der von Peter Berger und Thomas Luckmann begründeten sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie diskutiert (Schröder 1994; Hitzler/Reichert/Schröder 1999b). Das Attribut „hermeneutisch“ weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es im oben eingeführten Sinne um die wissenschaftliche Auslegung von Vorausgelegtem, also von sinnförmig konstituierten Daten geht und dass deswegen die Prozesse der Auslegung einer besonderen Reflektion und methodischen Kontrolle bedürfen – schließlich zielen sie auf die „Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Schoffner 1999, S. 39). *Hermeneutische Wissenssoziologie* diskutiert und reflektiert also im Unterschied zu anderen (früheren) Ansätzen der Wissenssoziologie – bspw. die auf Wissenschaftsanalyse bezogene Wissenssoziologie von Robert Merton, die standpunktorientierte Wissenssoziologie von Karl Mannheim oder die philosophische Wissenssoziologie von Max Scheler – insbesondere die Verstehens- bzw. Deutungsprozesse, die ihrer Datenanalyse zugrunde liegen.⁷ *Hermeneutische Wissenssoziologie* hat sich zur Bezeichnung eines sozialwissenschaftlichen Theorieparadigmas in der deutschsprachigen Soziolo-

selnden Begriffe ‚wissenssoziologische Hermeneutik‘ bzw. ‚hermeneutische Wissenssoziologie‘ wird weiter unten eingegangen.

- 7 Als „wissenssoziologische Hermeneutik“ (Schröder 1997a) wurde dann innerhalb der Hermeneutischen Wissenssoziologie ein Ansatz bezeichnet, der sich für die idealtypische Rekonstruktion von ‚Handlungssinn‘ interessierte und damit auf Distanz zur fallstrukturorientierten Vorgehensweise einer „objektiven Hermeneutik“ ging, wie sie Ulrich Oevermann seit den 1970er Jahren entwickelte. Allgemeiner könnte auch von

gie jedoch nur begrenzt etabliert, vielleicht deswegen, weil die unter diesem Dach versammelten Autorinnen und Autoren doch sehr unterschiedliche Forschungsfragen verfolgten und entsprechend auch eine gewisse Breite von Interpretationsstrategien nutzten, die nicht auf eine einzige wissenssoziologische Hermeneutik reduzierbar waren. Zwar rekurrten alle auf die von Alfred Schütz (1981) vorgenommenen Reflexionen sozialwissenschaftlicher Verstehensprozesse, doch stellten sich die konkreten Interpretationsziele zu unterschiedlich dar, um sie auf eine einzige Bezugsgröße (etwa den ‚typisierten Handlungssinn‘) einzugrenzen.⁸

Die *Hermeneutische Wissenssoziologie* und mit ihr die *Wissenssoziologische Diskursanalyse* gehen davon aus, „daß sich Wirklichkeit in Bewusstseinstätigkeiten konstituiert und daß historische Welten gesellschaftlich konstruiert werden“ (Luckmann 1999, S. 19). Die Unverzichtbarkeit der Annahme konstituierender Bewusstseinsleistungen impliziert jedoch nicht, diese Leistungen als diejenigen eines transzendentalen Bewusstseins zu begreifen. Die gedankliche Konstitution und Sinnstiftung ist nur möglich auf der Basis eines gesellschaftlichen Typisierungsvorrates, der den vergesellschafteten Individuen historisch vorgängig existiert und in permanenten Kommunikationsvorgängen vermittelt wird. Sie sind damit den soziohistorischen Transformationen, Komplexitäten und situativen Bedingungen der Wissensformationen unterworfen, die den Sinnhorizont ihrer Lebenswelt bilden:

„Hermeneutische Wissenssoziologie läßt sich dementsprechend auch begreifen als methodisch eingesetzte Skepsis gegenüber ‚positivem Wissen‘, denn sie zielt ab auf die Erkenntnis der Konstitutionsbedingungen von Wirklichkeit und damit auf die Entzauberung gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen.“ (Hitzler/Reichert/Schröder 1999a, S. 11)

wissenssoziologischer Hermeneutik gesprochen werden, um die spezifischen Deutungsstrategien zu bezeichnen, die in der Hermeneutischen Wissenssoziologie genutzt werden.

- 8 Vgl. Norbert Schröers auf Absetzung von der Objektiven Hermeneutik gemünzte Formulierung, die *Wissenssoziologische Hermeneutik* „hebe auf die Frage ab, wie Handlungssubjekte – hineingeboren in historisch und sozial entwickelte Orientierungsrahmen – diese einerseits vorfinden und sich aneignen müssen, andererseits diese immer wieder neu ausdeuten und damit auch erfinden müssen. [...] Es geht um die idealtypische Rekonstruktion des typischen subjektiv gemeinten Sinns“ (Schröder 1997a, S. 109 ff.; 1997b). In jüngerer Zeit wurde deswegen der Begriff des „Kommunikativen Konstruktivismus“ vorgeschlagen, um die erwähnte wissenssoziologische Traditionslinie angemessener zu bezeichnen (und vielleicht auch den Fallhöhen des Hermeneutik-Begriffs zu entgehen). Vgl. dazu Keller/Knoblach/Reichert (2013).

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse interessiert sich nun für einen spezifischen Teilausschnitt gesellschaftlicher Wissens- und Wirklichkeitskonstruktion, der sich als Ebene der „diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit“ (Pöferl 2004; Keller et al. 2005) bezeichnen lässt. Sie begreift Diskurse als institutionell-organisatorisch regulierte Praktiken des Zeichengebrauchs, die in spezifischen Dispositiven hervorgebracht werden und unterschiedlichste Folgen (Machteffekte) haben können. In und mittels von Diskursen wird von gesellschaftlichen Akteuren im Sprach- bzw. Symbolgebrauch die soziokulturelle Bedeutung und Faktizität physikalischer und sozialer Realitäten konstituiert. Der Wissenssoziologischen Diskursanalyse geht es um die Erforschung der Prozesse der sozialen Konstruktion von Deutungs- und Handlungsstrukturen auf der Ebene von Institutionen, Organisationen bzw. kollektiven Akteuren und um die Untersuchung der gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse. Gesellschaftliche Spezial-Diskurse, aber auch öffentliche Diskurse sind in diesem Sinne in ihrem Kern abgrenzbare strukturierte und strukturierende Zusammenhänge von zeitlich, sozial sowie räumlich verstreuten Äußerungen, Formationsbildungen im Sinne Foucaults (1974a, 1974b, 1975, 1988), die auf einen gemeinsamen Strukturierungszusammenhang bezogen sind (Regeln und Ressourcen der Signifikation, normative Regeln). Sie manifestieren sich in konkreten diskursiven Praktiken und entstehen zugleich aus dem performativen Äußerungshandeln sozialer Akteure heraus, das unweigerlich an Materialitäten unterschiedlichster Art gebunden ist und seine Ausdrucksform häufig in Form einer textförmigen bzw. multimodalen Zeichenfixierung in Gestalt konkreter Dokumente (Diskursfragmente) findet. Die Analyseprozesse der WDA können auf unterschiedliche Vorgehensweisen sozialwissenschaftlicher Forschung zurückgreifen. Dort, wo sie sich im Kern auf die inhaltliche bzw. wissensbehauptende Ebene beziehen, die in solchen Dokumenten manifest ist, orientiert sie sich in ihrem analytischen Vokabular an wissenssoziologischen Konzepten, in ihrem deutenden Vorgehen an der Methodologie hermeneutisch-interpretativer, rekonstruktiver Sozialforschung (s.u.).

Die diskursiv prozessierten symbolischen Ordnungen erweisen sich als relativ stabil, in der Art eines Fließgleichgewichts zwischen vorübergehend fixierten Strukturierungen und deren allmählicher Transformation (in empirisch ermittelbaren kürzeren oder längeren Zeitperioden). Sie konfigurieren das, was als „Wirklichkeit“ gilt oder gelten soll, nicht in beliebiger, gleich einem unendlichen Kaleidoskop bei jedem Blick neu formierter Weise. Obwohl sie, wie Foucault ausführte, zweifellos Voraussetzung und Effekte von unzähligen Praktiken – also Handlungs- und Interaktionsvollzügen – der Zeichennutzung sind, so bilden sie doch relativ konstante und kohärente Strukturierungszusammenhänge (etwa wissenschaftliche Disziplinen; öffentliche Problematisierungsprozesse von Sachverhalten). Nur dann macht

das hermeneutisch-rekonstruktive Unterfangen sozialwissenschaftlicher Diskursforschung auch im Foucaultschen Verständnis – etwa die Analyse diskursiver Formationsbildungen und deren Regulierungen – tatsächlich ‚Sinn‘. Dass entsprechende Kristallisationen nicht nur in der Zeit Veränderungen erfahren, sondern bei genauerem Hinsehen in sich selbst immer schon höchst fragil und brüchig sind, bspw. weder logischen noch argumentativen Konsistenzen folgen, wie dekonstruktive und zum Teil auch kritisch-diskursanalytische Lektüren unermüdlich betonen, ist wohl alles in allem gar nicht so überraschend, sondern eher ein konstitutives Merkmal kollektiven Zeichengebrauchs. Aus Sicht der WDA ist deswegen weniger die entlarvende Attitüde der Dekonstruktion von besonderem Interesse, als vielmehr gerade die Frage, wie Diskurse trotz dieser internen Bruchstellen funktionieren, produziert werden, Effekte zeitigen. Je nach Fokussierung der Fragestellung kann es dabei mehr oder weniger wichtig sein, die Eigenwilligkeit und Handlungsfähigkeit beteiligter Diskursakteure in Rechnung zu stellen. Wissenssoziologische Diskursanalyse ist alles in allem ein rekonstruktives Unterfangen, das häufig im Foucaultschen Sinne genealogisch operiert.⁹

Die Zeichen, aus denen ein Diskurs zusammengesetzt wird, entbergen ihre Bedeutungen nicht aus sich heraus, gleichsam natürlich und selbstverständlich aus direkter Lektüre. Leere Signifikanten, wie sie etwa in der diskursorientierten Hegemonieanalyse (z.B. Nonhoff 2006 zur Analyse der ‚sozialen Marktwirtschaft‘) im Zentrum stehen, erhalten ihre Bedeutungsfülle nicht einfach durch das Relationengefüge von Signifikationsketten, Äquivalenzbildungen und Differenzkonstruktionen, das sie mit anderen Begriffen eingehen, denn auch diese sind ihrerseits ja zunächst nur ‚leere Signifikanten‘. Deswegen reicht die bloße Wortverkettung nicht aus, vielmehr muss der Wortgebrauch als je aktualisierte Bedeutung in einem Relationengefüge von Deutungselementen rekonstruiert werden. Der Sinn oder die Bedeutung der Zeichen entsteht aus einem Gebrauchszusammenhang, in dem sie mit spezifischen Konnotationen verbunden sind. Der Begriff ‚Markt‘ ist zunächst nur ein Wort, das mit unterschiedlichen Vorstellungen versehen werden kann (die einen konkreten Bauernmarkt mit seinem Treiben ebenso konnotieren können wie die abstrahierende Idee einer ‚unsichtbaren Hand‘). Das gilt in

9 Solche Rekonstruktionen schließen ‚dekonstruktive‘ Prozesse analytischer Zergliederung ebenso ein wie deren Re-Komposition. Sie implizieren die Absicht, begründet etwas über eine tatsächliche empirische Referenz (einen Diskurs und seine zeitliche, räumliche, soziale Prozessierung) auszusagen, die Aussage selbst aber als Konstruktionsprozess zu reflektieren. Dekonstruiert wird dabei, wenn man so will, in sehr allgemeinem Sinne die Selbstverständlichkeit des ‚nur genau so und nicht anders möglich seins‘ diskursiver Strukturierungen – sie übt also ‚Kritik‘ im spezifischen Verständnis Foucaults.

gleichem Maße für die ‚Wirtschaft‘, ‚Freiheit‘, ‚sozial‘. Welche typisierbaren Konnotationen damit gebündelt sind, muss aus der Untersuchung des Gebrauchs solcher Signifikanten rekonstruiert werden.¹⁰ Das fällt nicht zusammen mit der Intention des- oder derjenigen, der/die den Begriff nutzt, sondern entsteht im Zusammenhang der Äußerungen, die er oder sie vollziehen, also auf der Oberfläche des Ausgesagten. Das ist genau der Punkt, an dem Fragen des Sinns, der Bedeutung, von Interpretation und Hermeneutik wichtig werden.

2. Sinn/Bedeutung

Max Weber schlug vor, Soziologie als eine Wissenschaft zu begreifen, die „soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1972, S. 1). Und das Handeln selbst wird von ihm dadurch bestimmt, dass Menschen mit einem Verhalten einen „subjektiven Sinn“ verbinden (ebd., S. 1 f.). Dieser Begriff des „subjektiven Sinns“ ist in mancherlei Hinsicht missverständlich. Er meint nicht, dass unser Handeln mit einem ganz und gar ideosynkratischen Sinn verknüpft ist, der von uns, von Ihnen, von mir in je originaler und vielleicht auch origineller Weise mit einem Tun verflochten wird (das mag in Grenzfällen durchaus vorkommen, bleibt aber soziologisch uninteressant). Wenn Sie einem Fremden oder einer Fremden die Hand zum Gruß entgegenstrecken, dann ist das ja doch nur eine Handlungsweise, die in unserem gesellschaftlichen Kontext von vielen Millionen Menschen tagtäglich vollzogen wird. Inwiefern lässt sich dann aber von „subjektiv“ sprechen? Nun, dieses Adjektiv bezeichnet hier die wichtige Annahme, dass ich, wir, Sie, mit einer solchen Geste einen Sinn, eine Bedeutung verbinden, ja verbinden müssen, damit wir sie als Handlung in sozialen Begegnungen ausführen, sie wechselseitig koordinieren und entsprechende Körperbewegungen anderer verstehen können. Niemand kann das an unserer Stelle für uns übernehmen. Die Rede vom subjektiven Sinn zeigt an, dass die Individuen ihr Dasein in der Welt permanent mit Motiven versehen müssen, damit ihre Körper aktiv werden. Das scheidet nämlich Handeln auch dann, wenn es, wie so häufig, „in dumpfer Halbbeußtheit oder Unbeußtheit seines ‚gemeinten Sinns‘“ (Weber 1972, S. 10) erfolgt, von dem, was Weber am Beispiel eines unbeabsichtigten Zusammen-

10 Insoweit kann vermutet werden, dass auch hegemonieanalytische Diskursanalysen sehr viel mehr Deutungsarbeit leisten, als es ihre diskurstheoretische begriffliche Heuristik nahelegt.

stoßes von Radfahrern erläutert, dem bloßen „Ereignis wie ein Naturgeschehen“ (ebd., S. 11).

Wie jedoch seine Analyse der „Protestantischen Ethik“ (Weber 1978) zeigt, folgt daraus nicht, dass sich Soziologie für Kognitionen, für das, was in den Köpfen als Wissen ‚tatsächlich vorhanden ist‘ (wie immer das erfasst werden soll), interessieren muss. Das scheint ein immer noch häufiges Missverständnis in der Rezeption gerade wissenssoziologischer Ansätze zu sein. Sehr viel passender ist die Rede von gesellschaftlichen Wissensvorräten (Alfred Schütz) oder auch kollektiven Motivvokabularen bzw. -grammatiken (Charles W. Mills). Tatsächlich kann die gesamte Geschichte der Wissenssoziologie, die auch Karl Marx und Friedrich Engels, Friedrich Nietzsche, Max Scheler, dann Emile Durkheim, Ludwik Fleck und Karl Mannheim einschließt, als Bemühen um den Beleg der sozialen Strukturierung individueller Bewusstseinstätigkeiten gelesen werden (vgl. Keller 2011b). Der pragmatistische Soziologe William I. Thomas (1965) hatte bereits in den 1920er Jahren für die Modalitäten der „Definition der Situation“ durch die Handelnden festgehalten, dass solche Definitionen den Einzelnen durch ihre sozialen Kontexte, Vor- und Mitwelten nahegelegt werden. Nichts anderes formuliert Alfred Schütz in „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“ (Schütz 1981), wo er die von Weber in die Soziologie eingesetzten Begriffe des „Sinns“ und des „Verstehens“ präziser erläutern und begründen will, als Weber dies tat. Schütz betont die sozialen Grundlagen von Typisierungen bzw. Deutungsschemata, auf die das Einzelbewusstsein bei der Transformation von Erleben in Erfahrung – der Wirklichkeitskonstitution im Bewusstsein – zurückgreift. Sie sind sozialen Ursprungs, und sie gehen dem Sprach- und Zeichenerwerb voraus (wie auch George Herbert Mead argumentiert hatte). Foucault sah das nicht anders. In einem späten Interview, in dem er über den Zusammenhang seiner Arbeiten zur „Sorge um sich“ Auskunft gab, sagte er:

„Umgekehrt würde ich andererseits sagen, dass diese Praktiken, wenn ich mich jetzt für die Form interessiere, in der sich das Subjekt auf aktive Weise, durch Praktiken des Selbst, konstituiert, dass diese Praktiken dann nichtsdestoweniger nicht etwas sind, was das Subjekt selbst erfindet. Es sind Schemata, die es in seiner Kultur vorfindet, und die ihm vorgegeben, von seiner Kultur, seiner Gesellschaft, seiner Gruppe aufgezwungen sind.“ (Foucault 2005, S. 889)

Friedrich Nietzsches Forderungen nach einer Historisierung und empirischen Wendung des Philosophierens liegen nicht nur der Foucaultschen Programmatik zugrunde, sondern auch großen Teilen der (Wissens-)Soziologie. Die Soziologie als „Kulturwissenschaft“ war für Weber zugleich eine „Wirklichkeitswissenschaft“, die sich dafür interessiert, warum die Kulturer-schei-

nungen so sind wie sie sind, und welche Bedeutung oder Effekte das wiederum hat – und zwar im Hinblick auf all die verschiedenen Ebenen von „Kulturphänomenen“ von denen bereits die Rede war. D.h. Weber – und der von ihm vertretenen Soziologie – ging und geht es nicht darum, solche Kulturphänomene aus sich selbst heraus und in sich selbst als genügsam zu begreifen, sondern als historisch hervorgebracht in sozialen Prozessen des Handelns, der Interaktionen, der Verflechtungen und der Strukturierung, als durch und durch soziale und sozial geprägte und in dieser Hinsicht erforschbare Erscheinungen, die ihrerseits Wirkungen hervorrufen. Deswegen handelt es sich nicht um eine Geistes-, sondern eben um Wirklichkeitswissenschaft:

„Die Sozialwissenschaft, die wir treiben wollen, ist eine Wirklichkeitswissenschaft. Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen – den Zusammenhang und die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So- und-nicht-anders-Gewordenseins andererseits.“ (Weber 1980, S. 170 f.)

Vermittlungen zwischen Weberianischen, pragmatistischen und Foucaultschen Überlegungen und Konzepten sind im letzten Jahrzehnt auch in anderen Zusammenhängen entwickelt worden. Sehr früh hatte Richard Rorty (1982, S. XVIII) diagnostiziert: „On my view James and Dewey were not only waiting at the end of the dialectical road which analytical philosophy traveled, but are waiting at the end of the road which, for example, Foucault and Deleuze are currently travelling.“ Ähnliche Bezüge wurden seitdem häufig hergestellt (z. B. Fraser 1997; Clarke 2012; Rabinow 2011, 2012). Michel Foucault selbst hatte thematisch-inhaltliche Bezüge zwischen seinen späten Arbeiten und dem Interesse Max Webers an der methodischen Lebensführung des Protestantismus betont. Wiederholt wurden seine Arbeiten als „Wissenssoziologie“ (Manning 1982) bzw. sein Diskurskonzept als „wissenssoziologischer Begriff“ (Wenko 2001) bezeichnet. Zudem lassen sich tatsächlich überzeugende Belege für eine Foucaultsche Auseinandersetzung mit der pragmatistischen Philosophie von John Dewey finden (Auxier 2000). Ganz generell werden seine Affinitäten zur pragmatistischen Tradition, die ja auch dem Interpretativen Paradigma der Soziologie zugrunde liegt, immer stärker diskutiert. Weitere Nähen zu Weber und Dewey bestehen zwischen den jeweiligen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Vorstellungen, etwa der Idee komplexer „historischer Individuen“ bei Weber, also der Idee der jeweils historisch einmaligen Konstellationenbildung, die spezifische Phänomene und Entwicklungen hervortreibt, und Foucaults Überlegungen zur „kausalen De-Multiplikation“ und anderen methodologischen Elementen.

ten seines Arbeitens. Im Hinblick auf Dewey lassen sich Affinitäten zwischen dessen Strategie der „inquiry“ sowie seinem Problem-Begriff und Foucaults methodologischen Überlegungen bzw. seinem Interesse an „Problematisierungen“ erkennen.¹¹

Ich möchte an dieser Stelle jedoch unmittelbar an das Zitat von Stuart Hall anschließen und daran erinnern, dass die erwähnte Studie Webers über die „Protestantische Ethik“, einer der Grundlagentexte der modernen Soziologie, durchaus als Diskursanalyse gelesen werden kann. Weber (1978) untersuchte darin auf der Grundlage von religiösen Dokumenten (etwa Predigttexte) und den darin manifestierten Aussagen, wie eine bestimmte religiöse Kosmologie ein Programm methodischer Lebensführung erzeugte, das die innerweltliche Sorge der Protestanten um sich anleitete und damit, gleichsam als Nebeneffekt, die ungeheure und ungeheuerliche abendländische Dynamik kapitalistischer Entwicklung mit hervorbrachte – so lautete zumindest seine These. Webers Soziologie des Sinns bzw. der Bedeutung – „Sinn“ wurde als „meaning“ ins Englische übertragen – geht also davon aus, dass Menschen ihr Handeln sinnhaft orientieren, der sie umgebenden Welt Bedeutung zuschreiben, und dass dies alles keine individuellen Einzelleistungen sind, sondern kollektive Hervorbringungen. Spezifische religiöse Diskurse bzw. „Weltreligionen“ formulieren bspw. unterschiedliche Wirtschaftsethiken, die wiederum das historisch-sozial situierte Tun menschlicher Akteure orientieren. Religiöse Ethiken sind natürlich nur ein Beispiel kultureller Phänomene und „Wertideen“, die in je verschiedenen historischen Formen existieren (oder eben auch nicht). In seinem bis heute für das wissenschaftliche Selbstverständnis weiter Teile der Soziologie grundlegenden Aufsatz über „Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ aus dem Jahre 1904 erläutert Weber diese Ansicht:

„Kultur‘ ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens. [...] Transzendente Voraussetzung jeder Kulturwissenschaft ist nicht etwa, daß wir eine bestimmte oder überhaupt irgendeine ‚Kultur‘ wertvoll finden, sondern daß wir Kulturmenschen sind, begabt mit der Fähigkeit und dem Willen, bewußt zur Welt Stellung zu nehmen und ihr einen Sinn zu verleihen. [...] Eine Kulturerscheinung ist die Prostitution so gut wie die Religion oder das Geld, alle drei deshalb

11 Folgt man dem weiter oben erwähnten Zitat von Rorty, das ja auch die Philosophie von Gilles Deleuze mit einschließt, verwundert es dann nicht ganz so sehr, wenn die auf Deleuze aufbauende „Assemblage-Theorie“ (DeLanda 2006) ihrerseits bei Max Weber landet.

und nur deshalb und nur soweit, als ihre Existenz und die Form, die sie historisch annehmen, unsere Kulturinteressen direkt oder indirekt berühren, als sie unseren Erkenntnistrieb unter Gesichtspunkten erregen, die hergeleitet sind aus den Wertideen, welche das Stück Wirklichkeit, welches in jenen Begriffen gedacht wird, für uns bedeutsam machen.“ (Weber 1980, S. 180 f.)

Die für sich genommen „sinnlose Unendlichkeit des Weltgeschehens“ erschließt sich unserer menschlichen – und damit auch der wissenschaftlichen – Erfahrung nur durch die Deutungsprozesse und Bedeutungszuweisungen, durch die wir das Chaos der sinnlichen Empfindungen und physikalisch-materiellen Vorgänge ordnen:

„Verstehende Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft zielt auf das Verstehen und Erklären aller menschlichen Konstruktionen: sowohl der Produkte menschlicher Tätigkeit, der Vergesellschaftungs- und Wirtschaftsformen als auch der Weltbilder, Deutungsfiguren und Weltanschauungen. Sie geht davon aus, daß die Zeichengebundenheit menschlichen Wahrnehmens und Handelns alle gesellschaftlichen Konstruktionen in ‚symbolische Formen‘ (Cassirer) faßt, daß wir uns deutend in einer menschlich vor- und ausgedeuteten Welt bewegen, daß wir verstrickt sind in unsere eigenen Symbole und Fiktionen oder Konstruktionen der Wirklichkeit und daß wir mit der Wirklichkeit bzw. der realen Wirksamkeit dieser Fiktionen und Konstruktionen bei der Orientierung unseres Handelns zu rechnen haben.“ (Soeffner 1999, S. 39 f.)

3. Interpretative Analytik

In den Sozialwissenschaften sind unterschiedliche Verfahren entwickelt worden, die wissenschaftlichen „Akte der Deutung“ methodologisch zu begründen und methodisch anzuleiten. Sehr einflussreich argumentierten Hubert Dreyfus und Paul Rabinow in den 1980er Jahren, die Analyseperspektive Foucaults operiere „jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik“ (Dreyfus/Rabinow 1987). Sie haben dafür den Begriff der „Interpretativen Analytik“ vorgeschlagen. „Analytik“ meint ein kompositorisch-kombinatorisches Vorgehen der Zergliederung und Rekombosition von Analysegegenständen, eine historische Rekonstruktion von Gegenstandsfeldern und Prozessen entlang spezifischer Fragestellungen und Problematisierungslinien. Analytik unterscheidet sich von Theorie. Während eine Theorie der Macht zusammenhängende, verallgemeinerte Überlegungen zur Existenz und Funktionsweise von Machtbeziehungen formuliert (etwa die Annahme der

Macht des Kapitals), nutzt die Analytik der Macht vorläufige begriffliche Heuristiken, um unterschiedliche Machttypen und -formen zu rekonstruieren. Während Diskurstheorien verallgemeinerte Annahmen über die Funktionsweise von Diskursen auf jeweilige Gegenstandsbereiche projizieren, setzt eine Diskursanalytik umgekehrt an: mit Hilfe von Begriffen und Analysestrategien erarbeitet sie gegenstandsbezogen die je spezifischen Charakteristika eines interessierenden diskursiven Prozesses aus den Daten heraus.

Im Kontext der Foucault-Diskussion von Dreyfuß und Rabinow meint „Interpretation“ nicht den Prozess der direkten und unmittelbaren Deutungsarbeit am Datenmaterial, sondern die organisierende Fragestellung und Leseweise, die den Zusammenhang der untersuchten Einheiten herstellt und zu einem Gesamtbild verdichtet (etwa: „Disziplinargesellschaft“). Eine solche Interpretation wird von ihnen als ‚nicht hermeneutisch‘ bezeichnet, weil sie weder auf einen intendierten Sinn der Akteure gerichtet sei noch auf die Aufdeckung eines verborgenen Tiefenmechanismus ziele, der die sichtbaren Praktiken (Texte, Handlungen) hervorbringt.

„Unsere Verwendung von Analytik führt eine Linie fort, die mit Kants Transzendentalanalytik beginnt und in der Existentialanalytik von Sein und Zeit weitergedacht wird. Kant problematisierte das aufklärerische Denken durch die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen und Begrenzungen der Vernunftanalyse. Heidegger problematisierte den modernen Versuch, den transzendentalen Grund im wissenden Subjekt zu finden, indem er die ahistorischen und transkulturellen existentiellen Vorbedingungen menschlichen Selbstverständnisses untersuchte. [...] Wie der spätere Heidegger ersetzt Foucault durch eine besondere Art von Geschichte, die sich auf die kulturellen Praktiken konzentriert, die Ontologie, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind. [...] Unsere Verwendung von Interpretation zieht eine Linie aus, die mit Nietzsches Begriff der Genealogie begann und in der heideggerschen Hermeneutik weitergedacht wurde. Die Genealogie akzeptiert die Tatsache, daß wir nichts als unsere Geschichte sind, und daß wir deshalb nie ein vollständiges und unabhängiges Bild unserer selbst oder unserer Geschichte bekommen werden. Heidegger zeigte, daß Nietzsches Einsicht einzig die Möglichkeit eines freien Spiels gleich willkürlicher Interpretationen übrigließ. Das aber erscheint nur dann unvermeidlich, wenn man vergißt, daß wir, gerade weil wir nichts als unsere Geschichte sind, jederzeit nur ein schmales Band von Möglichkeiten unterhalten können; unvermeidlich müssen wir unsere Geschichte von unseren geläufigen Praktiken her lesen. [...] Interpretatives Verstehen kann nur von jemandem erzielt werden, der die Betroffenheit des Akteurs teilt und sich zugleich davon distanziert. Diese Person muss die harte historische Arbeit der Diag-

nose und Analyse der Geschichte und der Organisation geläufiger kultureller Praktiken auf sich nehmen. Die sich daraus ergebende Interpretation ist eine pragmatisch orientierte Lektüre der Kohärenz der gesellschaftlichen Praktiken. Sie beansprucht weder eine Überstimmung mit den Akteuren gemeinsamen Alltagsbedeutungen, noch – in irgendeinem einfachen Sinn – die Enthüllung der den Praktiken innewohnenden Bedeutung. In diesem Sinn ist Foucaults Methode interpretativ, aber nicht hermeneutisch.“ (ebd., S. 151 ff.)

Foucault selbst hatte sich wiederholt ‚gegen Interpretation‘ ausgesprochen, damit jedoch nicht nur den Verzicht auf die Erfassung der Autorintentionen, sondern noch etwas deutlich anderes anvisiert – die Kritik und Ablehnung der „Hermeneutiken des Verdachts“ (Paul Ricoeur; vgl. dazu ebd., S. 153), die von Dreyfus und Rabinow ebenfalls im obigen Zitat angesprochen werden. Damit sind Interpretationshaltungen bezeichnet, die (durchaus in historischen Traditionen der Hermeneutik verankert) ein gegebenes Phänomen, einen Gegenstand, ein Dokument auf etwas anderes, eine verborgene zugrunde liegende Kausalität, einen Erzeugungsmechanismus zurückführen, der in der Präsenz der Erscheinung verborgen ist: Im Marxismus sind das die Produktionsverhältnisse und Herrschaftsstrukturen, im Strukturalismus universale kognitive Klassifikationssysteme, in der Psychoanalyse Freud-scher Prägung die Relationierung von Ich, Es und Über-Ich einschließlich deren Deformationen, bei Lacan das Begehren nach der Vollkommenheit einer Struktur, in der Heideggerschen Daseinsanalyse die Seinsanforderungen von menschlicher Existenz schlechthin, in der Bourdieuschen Habitus-theorie die sozialisatorisch durch die Positionierung der Eltern eingeprägte Habitusstruktur. Solche Hermeneutiken des Verdachts arbeiten auf der Grundlage einer Theorie – und neigen deswegen zum Theorismus oder Theorizismus. Doch wenn in diesem – und *nur genau in diesem* – Sinne Foucault sich jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik bewegt, so liegt dem eben ein sehr spezifisches Verständnis von „Hermeneutik“ zugrunde, aus dem keine *allgemeine* Ablehnung heutiger sozialwissenschaftlicher Hermeneutik abgeleitet werden kann. Dabei soll keineswegs bestritten werden, dass dort ebenfalls ein breites Spektrum von Verdachtshermeneutiken existiert: So unterstellt die *Objektive Hermeneutik* (Ulrich Oevermann) eine kausal wirkende Fallstruktur, die sich auf der Oberfläche der Ereignisse abbildet; die *Dokumentarische Methode* (Ralf Bohnsack) interessiert sich für die konjunktiven Erfahrungsräume, die spezifischen Deutungen der Welt zugrunde liegen (und arbeitet damit sehr ähnlich wie Bourdieus Habitus-theorie).

Von Hermeneutiken des Verdachts zu sprechen, impliziert zunächst nur den Hinweis auf die Art und Weise ihres Funktionierens. Entsprechend ansetzende Hermeneutiken suchen und fragen jeweils nach genau denjenigen

Erklärungsmechanismen für Sachverhalte, die sie bereits zuvor in ihrer theoretischen Grundlegung unterstellt haben. Genau in diesem Sinne handelt es sich deswegen um Vorhaben der Selbstvergewisserung – oder Selbstbestätigung. Wenn demgegenüber mit Foucault (1974a, 1988) die positive Oberfläche der Phänomene zum Analysegegenstand wird, lässt sich von einer *Hermeneutik der Konstruktionen* sprechen. Dass Foucaults Scheu vor dem Hermeneutikbegriff vielleicht geringer war, als das häufig erscheinen mag, wird auch entlang seiner späten Untersuchungen deutlich, die nicht nur den Begriff der „Hermeneutik des Subjekts“ (Foucault 2004) nutzen, sondern dichte Lektüren und Interpretationen klassischer Texte darstellen (Foucault 1989a, 1989b). Die Frage der konkreten Arbeit an den Quellen bleibt gewiss bei ihm bis auf wenige Hinweise (vgl. Keller 2008) im Verborgenen bzw. lässt sich nur indirekt als vollzogene Lektürepraxis anhand der Studien rekonstruieren. In diesem Sinne bietet die Methodologie einer rekonstruktiv verfahrenen sozialwissenschaftlichen Hermeneutik der Konstruktionen der Diskursperspektive ein zusätzliches Werkzeug an, um ihre wissenssoziologische Eignung zu profilieren, ja sie kann dazu beitragen, einer zentralen Aufgabe der heutigen Wissenssoziologie gerecht zu werden:

„Dementsprechend geht es in der wissenssoziologischen Forschung darum, systematisch die strukturellen Konstitutionsbedingungen dieser Mythen zu untersuchen: die Genres und Erzählformen, ‚Symbolisierungen und Bauelemente‘, historischen Argumentations- und Zitierlinien (‚Diskurse‘), die Verfahren der Perspektiven-, Erwartungs- und Konsenskonstruktionen. Wenn es um das Beschreiben, das auslegende Verstehen und Erklären sozialer Orientierung, sozialen Handelns und sozialer Handlungsprodukte gehen soll, wird man um solche grundlegenden Analysen nicht herumkommen – es sei denn, man selbst fühle sich in den jeweiligen Mythen wohl.“ (Soeffner 2006, S. 57 f.)

4. Methodologie

Als interpretative Analytik kombiniert die Wissenssoziologische Diskursanalyse eine analytische Zerlegung von Aussageereignissen mit Schritten ihrer hermeneutisch reflektierten Interpretation. Insoweit vollzieht sie unabdingbar einen Prozess der Text-Dekonstruktion, also der analytischen Zerlegung, die der Rekonstruktion vorausgeht, auch wenn Dekonstruktion hier nicht in dem philosophisch-emphatischen Sinn gemeint ist, mit dem Jacques Derrida diesen Begriff eingeführt hatte (Derrida 1990; Culler 1999).

(1) Selbstreflexivität: ein Diskurs über Diskurse

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse zeichnet sich wie alle diskursorientierten Ansätze durch ein Verhältnis der Selbstreflexivität aus. So wie die Wissenssoziologie nicht nur die Standortgebundenheit und soziale bzw. kommunikative Konstruktion von Wissen untersucht, sondern selbst ein Prozess der standortbezogenen sozialen und kommunikativen Konstruktion von Wissen ist, so führt auch die *Diskursforschung* in ihren unterschiedlichen Anwendungen selbst einen bzw. zahlreiche Diskurse über Diskurse, die sich nach den Regeln der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen ausrichten. Diskursforschungen nehmen Beobachtungsperspektiven auf andere Diskurse ein, deren Resultate sich über methodisch kontrollierte Zugangsweisen begründen, sofern sie sich der Auseinandersetzung über ihr ‚Zutreffen‘, ihre Berechtigung und ihren Erkenntniswert im Prozess der weiteren wissenschaftlichen Auseinandersetzungen stellen wollen. Diskurse sind zunächst ja tatsächlich und materialiter stattfindende Sprachhandlungen und Kommunikationsprozesse, die (bestreitbare) Aussagen und Wissensbestände prozessieren. Die konkrete Existenz der Diskurse und Dispositive wird also vorausgesetzt. Die involvierten Akteure greifen auf unterschiedliche Ressourcen (rhetorische Mittel, Kapitalien, institutionelle Mechanismen u. a.) zurück und sind in praktisch-symbolische Kämpfe um die Legitimität bzw. die Geltungsansprüche ihrer Beiträge bemüht. Dabei wird weder die Widerständigkeit von ‚Welt‘ noch die unabhängig von Sinnzuweisungen bestehende oder besser mit diesen immer schon verwickelte Existenz von materialen Phänomenen und Prozessen geleugnet, wohl aber die Zulässigkeit eines naiven Objektivismus bestritten, der die Herstellung von Fakten ausblendet und bei seiner Berufung auf deren Geltung übersieht, welche Bedeutungs-Unterstellungen er immer schon voraussetzt. ‚Realistisch‘ ist eine Wissenssoziologische Diskursanalyse also insoweit, wie sie einem ‚schwachen Realismus‘ im Sinne der pragmatistischen Tradition anhängt. Diese verzichtet auf die Annahme, dass Sprache dem Wesen der Dinge entspricht, unterstellt aber sehr wohl, dass Benennungen, Bedeutungszuschreibungen, Aussagen über die Faktizität von ‚Tatsachen‘ unterschiedlichsten Evidenz- und Konsistenzprüfungen unterliegen und sich praktisch-pragmatisch bewähren können und müssen. Doch die Kriterien der Beurteilung von Evidenzen, Bewährungen, Inkonsistenzen sind ihrerseits Teil von Diskursen – in diesem Sinne gibt es kein Entkommen aus dem Netz der Bedeutungen.

(2) Rekonstruktion von Konstruktionen

Das Programm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse zielt in Analogie zu einer weiter oben zitierten Formulierung von Hans-Georg Soeffner (1999) auf die Rekonstruktion der diskursiven Konstruktion der Wirklichkeit. Ein solches Vorhaben impliziert ein Moment des Verstehens und ein Moment

des Erklärens, die beide jedoch als miteinander ‚verwickelte‘ Elemente der wissenschaftlichen Rekonstruktion gelten können. Rekonstruiert und verstanden werden sollen zunächst die Erscheinungsweisen und Verläufe der jeweils untersuchten Diskurse. Dieser Schritt der Diskursanalyse richtet sich auf die Regeln, Akteure und Inhalte der Diskursproduktion. Er erfasst die Mechanismen der Diskursformation in Gestalt eingesetzter kommunikativer Gattungen, institutioneller Strukturierungen von Sprecherpositionen, die Ausfüllung dieser Rollen durch tatsächliche ‚Sprecher‘, die Konstruktion des Wissens und der Welt, die sie dabei vornehmen, die Kontexte und Diskursfelder, in die Diskurse einbezogen sind, die Veränderungen der Diskurse, die Diskursverläufe und -effekte sowie die daraus bzw. zwischen konfligierenden Diskursen entstehenden Dispositive der Weltintervention.

Erklärungen oder besser: Erklärungshypothesen formuliert die Wissenssoziologische Diskursanalyse in zweierlei Richtung: Zum einen beabsichtigt sie, bezogen auf Diskurse, die Formulierung von Annahmen über Gründe und Zusammenhänge für die rekonstruierten Diskursentwicklungen. Zum anderen geht es um Erklärungen der gesellschaftlichen Folgen oder Effekte von Diskursen. Für beide Erklärungsebenen können verschiedene diskursimmanente oder diskursexterne Faktoren bedeutsam sein. Dazu zählen etwa Konsistenzen der Deutungsproduktion in Diskursen und Erfolge der Stabilisierung sowie Anerkennung der Diskursproduktion, institutionelle Konventionen und Dynamiken gesellschaftlicher Praxisfelder, sozialstrukturelle Entwicklungen und gesellschaftliche Kontexte, divergierende bzw. konfligierende Interessen sozialer Akteure mit unterschiedlichen Diskursressourcen sowie gesellschaftliche Macht- bzw. genauer: Herrschaftsbeziehungen. Die Konzentration auf Diskurse impliziert also keinen Verzicht auf die Analyse von Interessen, Strategien, Macht- bzw. Herrschaftsverhältnissen oder sozialstrukturellen Faktoren. Sehr wohl muss sie, um die Produktion und die Wirkung der Worte zu analysieren, institutionelle Rahmenbedingungen, Sprecherressourcen und -positionen berücksichtigen. Ohne Einseitigkeiten der kritischen Diskursforschung zu übernehmen, kann die wissenssoziologische Analyse von Diskursen gerade danach fragen, wie Interessen mit Deutungen – und letztere wiederum mit Praktiken – verkoppelt werden und inwiefern sich die Rede von Interessen selbst als Deutung und Diskurs erweist. Gerade hierin liegt ein besonderer Anreiz des soziologischen Zugangs. Erst eine soziologische Perspektive kann so auch die Sprachzentriertheit der bisherigen Diskursforschung überwinden, gerade weil sie im Unterschied zu sprachwissenschaftlich fundierten Ansätzen in der Lage ist, das von Foucault angesprochene Gefüge diskursiver Formationen nicht nur textimmanent, sondern über verschiedene Datenformate und methodische Triangulationen erschließen zu können. Die dazu genutzte Methodik der interpretativen Sozialforschung

„zielt also mit ihren besonderen Verfahren der Datenerhebung wie der Datenauswertung darauf, die wissenschaftliche Rekonstruktion (von) Wirklichkeitskonstruktionen zu systematisieren und zu kontrollieren. Die qualitativen Methoden sind dabei weniger als Rezepturen denn als Sensibilisierungen für typische Probleme – wie Adäquanz, Stimmigkeit, Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Überprüfbarkeit – des Forschungsprozesses zu begreifen.“ (Hitzler/Honer 2002, S. 758)

Die wissenssoziologische Diskursforschung stützt sich bei ihren Analysen auf natürliche Daten, also mündliche, schriftliche, audiovisuelle Aussageereignisse, beobachtbare Praktiken, seltener auch materiale Objekte aus dem Untersuchungsfeld. Zusätzlich werden je nach konkreter Ausrichtung der Fragestellungen ggf. durch Interviews oder Fokusgruppen, auch durch fokussierte Ethnographie neue Daten erzeugt. Welchen Umfang das empirische Material haben sollte, um gültige Aussagen über den oder die spezifisch interessierenden Diskurs(e) zu treffen, ergibt sich aus den verfolgten Fragestellungen bzw. muss im Hinblick darauf begründet werden. Generell lässt sich das zusammengestellte Material unter zwei Gesichtspunkten betrachten. Zum einen dient es der Information über das Feld. Zum anderen liegt es als Dokument der Rekonstruktion der Diskurse, ihrer materialen sowie sprachlichen Mittel und ihrer inhaltlichen Bedeutungen zugrunde. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse begreift Texte, Praktiken oder Artefakte nicht als Produkte subjektiver oder objektiver Fallstrukturen, sondern als Manifestationen gesellschaftlicher Wissensordnungen und -politiken. Sie bilden die wichtigste Grundlage einer wissenssoziologischen Rekonstruktion der diskursiven Produktion, Stabilisierung und Veränderung kollektiver Wissensvorräte.

5. Analyseheuristik und Vorgehensweisen

Die WDA formuliert nur sehr wenige Vorannahmen darüber, „wie Diskurse funktionieren“. Stattdessen bietet sie vor allem eine begriffliche, wissensanalytische Heuristik der Diskursforschung, welche die Vielfalt sozialwissenschaftlicher Fragestellungen und empirischer Diskurs-Prozesse offen hält, und dennoch konkretes Vorgehen in Forschungsprozessen instruieren kann (und will). Sie zielt u. a. darauf, über ein gemeinsames Vokabular Diskussions- und Verständigungsprozesse zwischen unterschiedlichen Forschungen zu ermöglichen, und sie bedarf im Rahmen konkreter Forschungsprozesse gegenstandsspezifischer Anpassungen und Übersetzungen (vgl. Keller/Truschkat 2012). Es handelt sich also nicht um eine Kochanleitung mit Garantiecharakter, die stets in gleicher Weise zu befolgen wäre – es gibt nicht

den einen besten Weg der Forschung. Wichtig ist jedoch ihr Interesse, Diskursforschung nicht auf Dokumenteninhaltsanalyse (mögen dies nun Zeitungsberichte, Bücher oder ähnliches sein) zu reduzieren. Vielmehr folgt die WDA der Grundidee umfassender Fallstudien von Problematisierungen, die sehr unterschiedliche Datenformate zueinander in Beziehung setzen können (vgl. Pöferl 2012). Ganz allgemein spricht sie im Anschluss an Foucaults Vorschläge zu den Dimensionen diskursiver Formationen und dem Prozessieren von Diskursordnungen von Dispositiven der Diskursproduktion und von Dispositiven der diskursiven Weltintervention (Machteffekte). Hinzu kommt die Analyse von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (um eine weitere Unterscheidung Foucaults aufzugreifen), etwa im Rahmen fokussierter Diskursethnographien, aber auch die Betrachtung diskursiv konstituierter Modellpraktiken, d.h. von Modellen des Handelns und der Weltintervention, die in Diskursprozessen konstituiert werden (etwa Anleitungen für umweltfreundliches Mobilitätsverhalten oder für korrekte, legitime Krisenintervention). Im Hinblick auf den „menschlichen Faktor“ (Keller 2012b) wird zwischen AkteurInnen, SprecherInnen (und Sprecherpositionen), Subjektpositionen im Diskurs sowie tatsächlichen Subjektivierungen bzw. Subjektivierungsweisen unterschieden. Auch insistiert die WDA als wissenssoziologische Perspektive darauf, dass Diskurse im Hinblick auf die darin prozessierten Wissens- und Wirklichkeitskonfigurationen analysiert werden sollten; sie schlägt dazu vor, Deutungsmuster, Klassifikationen, Phänomenstrukturen und narrative Strukturen in den Blick zu nehmen.

Der Begriff der *Phänomenstruktur* bspw. bezeichnet die Art und Weise, wie ein Phänomen in einem Diskurs konstituiert wird (also keineswegs seine unzugängliche „tatsächliche Realität“), die Dimensionen, aus denen es besteht (etwa diskursiv konstituierte Ursachen, Erscheinungsformen, Interventionsmöglichkeiten, Selbst- und Fremdbilder, Wertvorstellungen etc.), und die Art und Weise der Ausdeutung dieser Dimensionen. *Klassifikationen* sind voraussetzungs- und folgenreiche Einteilungen der Weltphänomene (in Gesunde und Kranke, Vernünftige und Irre, Wertstoffe und Restmüll, Schwarze, Latinos und Weiße, Gays, Lesben, Trans- und Intersexuelle, Heteros usw.), die bspw. in Prozessen wissenschaftlicher Wissensbearbeitung aufgebaut oder de-legitimiert werden. *Narrative Strukturen* (story line, plot) bezeichnen die Art und Weise, wie die verschiedenen Wissensbausteine eines Diskurses zu einer Geschichte, einer Erzählung verbunden werden.¹²

12 Wolf Schünemann (2013, 2014) schlägt in seiner politikwissenschaftlichen Studie eine Erweiterung um das Konzept des „Argumentativs“ vor.

Im Folgenden wird nun der Begriff des *Deutungsmusters* als ein zentrales analytisches Konzept der WDA näher erläutert.¹³ Die Herkunft des Begriffs lässt sich bspw. in die Arbeiten von Alfred Schütz (1981) rückverfolgen. Für ihn sind Deutungsschemata eine Form der im kollektiven Wissensvorrat abgelagerten sozialen Typik, die als allgemeine Wissensbausteine sinnliches Erleben in sinnhafte Erfahrung transformieren, d. h. als vorwiegend sozial geformte Deutungselemente in der sinnhaften Konstitution der Wirklichkeit im einzelnen Bewusstsein zum Einsatz kommen. M. Rainer Lepsius (2009) behandelte in seinem Aufsatz über die „Kulturelle Dimension der sozialen Schichtung“ gleichsam selbstverständlich „kulturelle Deutungsmuster“ und illustrierte dies mit Beispielen der kollektiv verfügbaren Interpretationsschemata zur Deutung sozialer Ungleichheit:

„Kulturelle Deutungsmuster der Ungleichheit bieten den Schichtangehörigen eine kollektive Orientierung und die Möglichkeit, den prinzipiellen Anspruch, Vollbürger zu sein, aufrecht zu erhalten, auch dann, wenn er nicht verwirklicht werden kann. Durch sie erhält die Ungleichheit einen auf die Ordnung der Gesamtgesellschaft projizierten Sinnbezug auf die eigene Lage und der eigene Anspruch seine Rechtfertigung.“ (ebd., S. 113)

Im Sinne der klassischen Mannheimschen Wissenssoziologie ließe sich dies wohl als eine Untersuchung standortbezogener Denkformen begreifen:

„Wichtiger ist die These, daß aus der sozialen Lage, in der sich ein Bevölkerungsteil befindet, spezifische kulturelle Deutungsmuster gewissermaßen autonom erwachsen. In diesem Sinne behandelt Max Weber die typische Religiosität der Bauern, Handwerker und des Kriegsadels als Ausdrucksformen spezifischer Welt- und Lebensdeutungsbedürfnisse in jeweils unterschiedlichen sozialen Situationen. Der Bauer, der auf einer geringen Stufe technischer Naturbeherrschung der Irrationalität von Naturereignissen in seiner Existenz unmittelbar ausgesetzt ist, zeigt eine Affinität zu magischen Deutungssystemen.“ (ebd., S. 108)

Im Kontext einer konstatierten neuen Sinn-Orientierung der Soziologie zu Beginn der 1970er Jahre sind für Ulrich Oevermann soziale Deutungsmuster zunächst bezogen auf das „Ensemble“ von „sozial kommunizierbaren Interpretationen der physikalischen und sozialen Umwelt“ (Oevermann 2001a, S. 5). Damit ist ein konkretes Forschungsinteresse verbunden, das sich auf

13 Vgl. zu einer ausführlichen Diskussion der Entwicklung des Deutungsmusterbegriffs Keller (2014), zur Nutzung in der Diskursforschung Keller (2011a, 2011b).

Lehrmaterialien und Lernziele im schulischen Sozialkundeunterricht richtet. Deutungsmuster werden nun als ‚Antworten auf objektive Handlungsprobleme‘ in Kollektiven bestimmt:

- „1. Unter Deutungsmuster sollen nicht isolierte Meinungen und Einstellungen zu einem partikularen Handlungsobjekt, sondern in sich nach allgemeinen Konsistenzregeln strukturierte Argumentationszusammenhänge verstanden werden. Soziale Deutungsmuster haben also ihre je eigene ‚Logik‘, ihre je eigenen Kriterien der ‚Vernünftigkeit‘ und ‚Gültigkeit‘, denen ein systematisches Urteil über ‚Abweichung‘ korreliert. [...]
2. Soziale Deutungsmuster sind funktional immer auf eine Systematik von objektiven Handlungsproblemen bezogen, die deutungsbedürftig sind.“ (ebd., S. 5)

Oevermann geht dann davon aus, dass verschiedene zentrale gesellschaftlich-strukturell und existenziell vorgegebene Handlungsprobleme identifiziert werden können (die „Endlichkeit des Lebens“, die „Geschlechtsdifferenz“, die „Sozialisation des Nachwuchses“, die „Sicherung des nackten Lebens“ u.a. mehr; vgl. Oevermann 2001b, S. 38), auf die je spezifische Deutungsmuster, die ihrerseits in kollektiven Traditionen des Umgangs mit diesen Problemen entstehen, eine Antwort geben bzw. eine Lösung anbieten. Sehr deutlich werden hier die Wissens- und Handlungsfunktionen von Deutungsmustern für Individuen betont: „Für das Individuum sind Deutungsmuster zugleich Wahrnehmungs- und Interpretationsform der sozialen Welt, Schemata der Erfahrungsaufordnung und Horizont möglicher Erfahrungen sowie Mittel zur Bewältigung von Handlungsproblemen“ (Meuser/Sackmann 1992a, S. 16, mit Bezug auf Oevermann).

Mit Beginn der 1990er Jahre verstärkt sich die Einschreibung der Deutungsmusteranalyse in Traditionen qualitativer Forschung. Meuser/Sackmann (1992) versammeln empirische Analysen, die vom Deutungsmuster „Mutterliebe“ über „sexuelle Selbstgefährdung“ (durch Onanie) bis zur „Generation“ reichen. Sie fokussieren dabei die sich daraus ergebenden „Möglichkeiten einer pragmatischen empirischen Wissenssoziologie“ (ebd., S. 8). Mitte der 1990er Jahre leisten Lüders/Meuser einen weiteren systematisierenden Beitrag zur Strukturierung des Feldes der Deutungsmusteranalyse. Als allgemeiner Begriff bezeichne – so die Autoren – Deutungsmuster die „Organisation der Wahrnehmung von sozialer und natürlicher Umwelt in der Lebenswelt des Alltags“ (Lüders/Meuser 1997, S. 58). Sie unterscheiden nunmehr zwischen einer „strukturtheoretischen“ und einer „wissenssoziologischen“ Perspektive auf Deutungsmuster. Zur ersteren zählen sie als ‚harte‘ Variante die bereits erwähnte Oevermannsche Fassung von „sozialen Deutungsmustern“. Als ‚weiche‘ Variante innerhalb der strukturtheoretischen

Konzeption bezeichnen sie den Deutungsmusteransatz im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus und der Hermeneutischen Wissenssoziologie:

„Deutungsmuster in diesem Sinne werden als historisch, in Interaktionen ausgebildete Interpretationsmuster der Weltdeutung und Problemlösung begriffen. Im Gegensatz zur (‚harten‘, Anm. d. Verf.) strukturalen Position wird dabei die generierende und gestaltende Rolle handlungsfähiger Subjekte betont.“ (Lüders/Meuser 1997, S. 62 f.)

Unter dem Etikett einer „wissenssoziologischen Perspektive“ verhandeln Lüders und Meuser die Verortung von Deutungsmustern auf der Ebene des gesellschaftlichen Wissensvorrates bzw. kollektiver kultureller Konstrukte. Sie illustrieren dies am Beispiel der von Yvonne Schütze (1992) durchgeführten kulturgeschichtlichen Untersuchung über das Deutungsmuster „Mutterliebe“, dessen Entstehung und Entwicklung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein. In ihrer Untersuchung analysierte sie unterschiedliche Expertenpositionen (z. B. in Gestalt von Ratgeberliteratur und anderen Dokumenten) seit dem späten 18. Jahrhundert und rekonstruierte, wie und welche Bilder der ‚guten Mutter‘ hier entwickelt wurden. Schütze (1992)

„entlarvt den ‚Mutterinstinkt‘ als kulturelles Konstrukt, das sich im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse mit Beginn der bürgerlichen Gesellschaft herausbildet. [...] In der Deutung der Mutterliebe als natürlicher Eigenschaft der Frau ist mehreres vereint: normative Aufforderung, soziale Platzierung, Legitimierung der Geschlechterordnung und Identitätsentwurf. In dem Maße, in dem Mütter ihre Situation im Rahmen dieses Deutungsmusters wahrnehmen und entsprechend dessen normativem Gehalt handeln, erzeugen sie genau die Wirklichkeit, welche die Gültigkeit des Musters bestätigt.“ (Lüders/Meuser 1997, S. 65 f.)

Plaf/Schetsche (2001, S. 522) begreifen Deutungsmuster als „Formkategorie sozialen Wissens“ und explizieren dieses Verständnis mit drei „Basisannahmen“. Demnach sind Deutungsmuster erstens zu verstehen als „sozial geltende, mit Anleitungen zum Handeln verbundene Interpretationen der äußeren Welt und der inneren Zustände.“ Sie beruhen zweitens auf „Weitergabe und Austausch zwischen den Subjekten“, werden alltäglich verwendet, an neue Gruppenmitglieder weitergegeben und in medialen Darstellungen verwendet. Damit sind drei Forschungsgebiete benannt, in denen sie untersucht werden können. Angenommen wird auch, dass Deutungsmuster drittens ihre „soziale Gültigkeit primär durch ihre mediale Verbreitung“ erhalten. Schließlich sprechen sie von „sechs funktional miteinander verknüpften

Bestandteilen“ von Deutungsmustern, die in den Medien normalerweise miteinander kombiniert werden. Dazu zählen (1) das „Situationsmodell“ (die Auswahl relevanter Merkmale einer Situation, einschließlich moralisch-normativer Bewertungen), (2) das „Erkennungsschema“, (3) „Prioritätsattribute“ für das Handeln, (4) „Hintergrundwissen“, (5) „Emotionsmuster“ und (6) „Handlungsanleitungen“. Hatten sie ihren Vorschlag zunächst noch von ‚Foucaultscher Diskurstheorie‘ abgesetzt, so wird in jüngerer Zeit einen Einbau in die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) diskutiert (Schetsche/Schmied-Knittel 2013), die dazu bereits einige Grundlegungen zur Verfügung stellt. Damit tragen sie dem Argument Rechnung, dass Deutungsmuster nicht isoliert in öffentlichen Arenen und Medien zirkulieren, sondern in Diskurse eingebaut sind.¹⁴

In der sozialwissenschaftlichen Diskussion des Deutungsmusterbegriffs sind, wie erläutert, unterschiedliche Vorschläge gemacht worden, Dimensionen oder Eigenschaften zu bestimmen, anhand derer das Vorliegen eines Deutungsmusters bestimmt werden kann, ohne dass es hier zu einer sozialwissenschaftlichen Einigung über das Konzept gekommen wäre. In welchem Sinne nutzt nun die WDA den Deutungsmusterbegriff? Zunächst verweist er ja durch die verschiedenen vorgestellten Begriffsfassungen hindurch darauf, dass die Deutung eines Phänomens häufig im Rückgriff auf eine eingeführte (oder auch neu aufgebaute) Konfiguration von Deutungselementen erfolgt. In diesem Sinne wird von einem Muster gesprochen – es handelt sich demnach um eine einerseits typisierte – und deswegen unterschiedlich einsetzbare – und andererseits typisierende aggregierte Deutungsfigur, welche ihren spezifischen Referenten (das, was damit gedeutet wird) in einer ganz spezifischen Weise mit ‚Bedeutung‘ versieht, dadurch konfiguriert bzw. darauf zielt, ihn zu konfigurieren – schließlich kann es sein, dass abweichende Deutungsmuster genau ein entgegen gesetztes Deuten zum Einsatz bringen (wollen). Von einem Deutungsmuster kann also gesprochen werden, wenn unterschiedliche, für sich genommen in ihrer Einmaligkeit immer singuläre ‚welt-

14 Ein so verstandener Deutungsmusterbegriff, eine so konzipierte Deutungsmuster-Analyse ist damit eher im Sinne einer Heuristik bzw. einer heuristischen Vorgehens angelegt, dessen Vorteile Lüders (1991) betonte: Die Qualität einer Untersuchung rührt dann nicht von der ‚richtigen‘ Anwendung oder Rekonstruktion vorab definierter Merkmale von Mustern, sondern aus dem spezifisch eingelösten Verhältnis von Fragestellung, Gegenstand und Methode der Untersuchung. Dabei wäre zu prüfen, ob Plaf/Schetsche (2001) bzw. Schetsche/Schmied-Knittel (2013) den Einsatz des Deutungsmusterbegriffs nicht ihrerseits an zu viele Kriterien bzw. Dimensionen binden, die in empirischen Untersuchungen nicht eingeholt werden können – und die auch nicht in jedem Fall als ‚Vorliegen eines Deutungsmusters‘ nachgezeichnet werden können und müssen.

liche Phänomene‘ durch ein ‚Deutungsmodell‘ erschlossen werden, das sie in besonderer Weise konstituiert. So lässt sich etwas in Bezug auf Atomkraft, Gentechnologie oder auch Müllverbrennungsanlagen von einem Deutungsmuster „technologisches Risiko“ sprechen, das in den 1970er Jahren geformt wird und in massenmedialen Berichterstattungen, wissenschaftlichen Texten, Bildmontagen und konkreten Ereignisschilderungen zum Einsatz kommt (vgl. Keller 2011a, S. 108 ff.). Das kann in sehr unterschiedlicher Äußerungsgestalt erfolgen: als Bild, als multimodales Arrangement, als Text, Grafik, in Argumenten oder Erzählungen. Darüber hinaus meint die Rede von einem Muster auch, dass hier mehrere, durchaus verschiedene Wissens- bzw. Deutungselemente, Argumentationsbausteine und bewertende Bestandteile verknüpft werden. Und natürlich muss ein Weltbezug oder Sachverhalt bestehen, auf den eine solche Deutungsfigur referiert (das können auch imaginierte Sachverhalte sein). Entscheidend ist jedoch das Moment der Typisierung, d.h. der spezifischen Deutungskonfiguration des Referenzphänomens. Als Brückenkonzept eignet sich der Deutungsmusterbegriff insbesondere für Fragen, die an der Schnittstelle von Diskursforschung und Alltagswahrnehmungen operieren. Als Beispiel kann die diskursiv konstituierte Krankheitsproblematik „Burnout“ dienen, die als medizinische Diagnostik nach wie vor umstritten ist, über massenmediale Verbreitung und unterschiedlichste Diskursarenen aber weit in die Alltagstheorien und kulturellen Wahrnehmungsmuster der Individuen diffundiert ist und bspw. im Rahmen von alltagsweltlichen Selbstdiagnostiken zum Einsatz kommt (oder zumindest kommen kann).

Ich habe gerade eher unspezifisch von der ‚Verbindung von Deutungselementen‘ gesprochen. Doch was wären solche Elemente? Und auf welcher Ebene ist das Konzept angesiedelt? Ich will diese Fragen anhand des Beispiels des schon erwähnten Deutungsmusters „Mutterliebe“ behandeln. ‚Mutterliebe‘ ist ja zunächst nur ein Wort. Damit kann durchaus Verschiedenes bezeichnet werden, das sich nur durch weitere Wörter erläutern lässt: die Liebe eines Kindes zu seiner Mutter, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind. Vielleicht ist es auch nur der Name für eine Weichspüllotion. In der gängigsten Bedeutung referiert der Begriff jedoch wohl auf eine Beziehung, die von der Mutter zu ihrem Kind besteht, genauer, von einer Person, die die Position Mutter einnimmt, zu einer anderen Person in der Position Kind. Der Begriff selbst markiert auch Differenzen zu anderen Formen oder Beziehungsverhältnissen der Liebe (zur romantischen Liebe, zur erotisch-sexuell aufgeladenen Liebe, zur platonischen Liebe, zur Vaterlandsliebe, zur Tierliebe usw.), sonst bräuhete es die Spezifikation durch ‚Mutter‘ nicht. D.h. er benennt ein spezifisches Beziehungsattribut zwischen einer spezifischen Konstellation von Personen. Weitere Qualitäten sind bislang nicht damit verbunden. Kon-

ventionell stehen die Personen in dieser Konstellation in einem Erwachsenen-Kind-Verhältnis. D. h. es besteht ein asymmetrischer Generationenzusammenhang, der mit einem nicht weiter bestimmten, aber gerichteten Verwandtschafts- und Beziehungsverhältnis und möglichen daran gekoppelten bzw. nicht gekoppelten Handlungsweisen verbunden ist (von der Mutter zum Kind, nicht umgekehrt). Leibliche Grundlagen, also ein tatsächliches Kindschaftsverhältnis sind dafür wohl heutzutage keine notwendige Voraussetzung. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass (wie Schütze argumentiert), im Entstehungszusammenhang dieses kulturellen Deutungsmusters gerade die biologische Grundlage das zentrale organisierende oder relationierende Element dieser Beziehungsform darstellte, d.h. als eine biologistisch oder naturalistisch begründete Art der Gefühlsbeziehung, die sich aus dem durch die Geburt gestifteten Zusammenhang ableitet und genau deswegen ein auf anderem Wege (etwa Adoption) nicht einholbares Grundmerkmal bildet. Zudem können sexuelle Konnotationen ausgeschlossen werden, nicht jedoch positive affektive Besetztheit (Zuneigung). Wenn wir diese bislang geschilderten Elemente als Deutungselemente unterschiedlicher Art begreifen, lässt sich ihr in der skizzierten Form konstituierter Zusammenhang als Deutungsmuster Mutterliebe begreifen, das eine besondere Beziehungs-, Praxis- und Aufmerksamkeitsform beleuchtet. Damit empirisch vom Vorkommen eines solchen Deutungsmusters gesprochen werden kann, muss nicht notwendig der Begriff fallen. Es genügen auch etwa kurze Erzählpassagen, welche die Elemente eher illustrierend wiedergeben und verbinden. Und gewiss kann der Begriff auftauchen, um etwas völlig anderes zu bezeichnen, bspw. eine Beziehungs-Pathologie in einem Verhältnis unter gleichaltrigen Partnern. Oder eben eine Weichspüllotion.

Nicht notwendig erscheint mir allerdings die von Plaß/Schetsche (2001) formulierten Bedingungen, dass in einem Deutungsmuster normative Komponenten enthalten sind, oder auch Beziehungsverhältnisse und Personenpositionierungen. Vielleicht trifft das nur für einen spezifischen Typus von Deutungsmustern zu, etwa solche, die sich auf Interpersonverhältnisse beziehen. Wenn wir jedoch die Natur als „Uhrwerk“ begreifen, also eine feine Mechanik am Werke sehen (die nicht notwendig den göttlichen Uhrmacher impliziert), dann sind hier ganz andere Elemente verknüpft. Vergleichbares gilt, wenn wir technische Prozesse als „Risiko“ deuten, d.h. als prinzipiell nebenfolgen- und schadensträchtig in einem Ausmaß, dass die möglichen Folgen den Nutzen überwiegen, dann sind darin Personen auch nur bedingt eingebunden. Eher könnte man davon sprechen, dass Deutungsmuster Definitionen von Situationen organisieren, und dabei je nach Deutungsmustertyp oder Referenzphänomen sehr unterschiedliche Elemente haben können. Etwa in diesem Sinne hat die Forschung über soziale Bewegungen seit den 1980er Jahren den Begriff des „frame“ genutzt, freilich unter Betonung des

strategischen und selektiven Einsatzes von spezifischen Deutungen zu Mobilisierungszwecken. Wenn von Deutungsmustern die Rede ist, dann ist strategischer Nutzen möglich, aber nicht notwendig. Mit anderen Worten: es muss uns nicht reflexiv bewusst sein, welches Deutungsmuster bspw. für den Umgang mit Krankheiten unser Deuten und Handeln orientiert, aber es lässt sich aus dessen Spuren und Manifestationen heraus rekonstruieren.

Wir können an dieser Stelle nun ein wenig genauer angeben, welche Deutungselemente in einem Deutungsmuster verbunden werden: Es handelt sich zum einen um Zeichen/Symbole, die ja auf etwas referieren, um ihren spezifischen Zusammenhang und die damit konstituierten Relationen zwischen referentiellen Einheiten – das mögen Personenkategorien, Argumentationsschritte, Normen, Handlungsweisen, Dingrelationen bzw. allgemeiner Phänomenrelationen und anderes mehr sein. Immer aber ist es notwendig, dass ein Set von Zusammenhängen zwischen Elementen benannt wird. Nicht alle Zeichen/Referenten liefern dazu geeignete Grundlagen.

Der gerade im Rekurs auf Schütze erwähnte stark biologisch argumentierende Entstehungskontext des „kulturellen Deutungsmusters Mutterliebe“ im 18. Jahrhundert macht nun deutlich, dass zwischen einer allgemeinen Ebene dieses Deutungsmusters gesprochen werden kann, d.h. von einer von allen ‚Sonderbedingungen‘ möglichst gereinigten Grundvorstellung, die den Kern seiner Anwendung innerhalb eines soziohistorischen und kulturellen Kontextes ausmacht, und den sehr unterschiedlichen Ausprägungen des Musters, die ihrerseits als „Sub-Muster“ oder ebenfalls als Deutungsmuster begriffen werden können. In diesem Sinne kann davon gesprochen werden, dass zu unterschiedlichen historischen Zeiten, aber auch synchron in unterschiedlichen sozialen Milieus oder Deutungsarenen ganz unterschiedliche Deutungsmuster von „Mutterliebe“ konstituiert werden können, die ihrerseits Wandlungsprozessen unterworfen sind. So wie Schütze eben „Mutterliebe“ vor allem mit Blick auf die „deutsche Mutter“ der Nationalsozialisten rekonstruierte, kann festgehalten werden, dass in Elternratgebern, wissenschaftlichen Studien oder religiösen Verlautbarungen ganz verschiedene, mehr oder weniger konträre Deutungsmuster zur „Mutterliebe“ vorfindbar sind. D.h. für die rekonstruktiv-hermeneutische Analyse von diskursiven Strukturierungen, dass es weniger um die Konturierung einer abstrakten, gereinigten Deutungsmusterebene geht, also vielmehr um die Spezifik der konkurrierenden oder alternativen Deutungsmuster, ihre Träger, Orte, diskursiven Einbindungen und Effekte. Dann kann etwa die biologistische Variante von einer ‚Sozialbeziehungsvariante‘ oder ‚Einstellungsvariante‘ unterschieden werden (die Empfindung und Form von Mutterliebe über geteilte soziale Situationen aufbaut) oder auch von einer stärker aktivierungsorientierten Form im Zeichen des Unternehmerischen, die Förderungsaufgaben ins Zentrum der Mutterliebe stellt. Insoweit wird es in empirischen Untersuchungen darum gehen, die spezifische Konsti-

tution von Deutungsmustern und ihre Voraussetzungen, Entstehungsweisen und Effekte zum Gegenstand zu machen (etwa institutionelle und symbolisch-moralische Strategien der Auf- oder Abwertung des ‚Mutter-Seins‘).

Die WDA nimmt an, dass in Diskursen mehr oder weniger spezifische Kombinationen von Deutungsmustern prozessiert werden, bzw. dass die darin statthabende Gegenstandskonstitution auf der Aussageebene in Gestalt von Deutungsmustern wissenschaftlich beschrieben werden kann. Die Konstitution und Aufbereitung des Themas oder Referenzphänomens eines Diskurses erfolgt durch die diskursspezifische Erzeugung neuer oder die Verknüpfung bereits bestehender allgemeiner Deutungsmuster, die im kollektiven Wissensvorrat einer Gesellschaft verfügbar sind. Es handelt sich dabei um typisierende und typisierte Interpretationsschemata, die in ereignisbezogenen Deutungsprozessen aktualisiert werden. Sie stiften dadurch Sinn. Eine spezifische Deutung ist die Verknüpfung eines allgemeinen Deutungsmusters mit einem konkreten Ereignis-Anlass. Bis in die neuere Diskussion bleiben allerdings systematische Hinweise zum konkreten methodischen Vorgehen bei Deutungsmuster-Analysen rar.

6. Sequenzanalysen¹⁵

Sequenzanalytisch zu arbeiten bedeutet, „textspezifische Bedeutungsselektion[en]“ (Soeffner 1989a, S. 71) möglichst reflektiert, nachvollziehbar und begründet herauszuarbeiten sowie auf einen eigenen Begriff zu bringen. Dies geschieht durch systematisch variierte Interpretation von Sinnabschnitten in der Abfolge eines Dokumentes, wobei im Rahmen von wissenssoziologischer Diskursforschung formale Sinneinheiten (also etwa der „gesamte Artikel“) analytisch aufgebrochen werden. Ein Dokument muss weder konsistent noch kohärent sein. Es kann zugleich (muss aber nicht!) als Ort oder Arena sehr unterschiedlicher Diskurse in Erscheinung treten. Sequenzanalysen kommen zum Einsatz, um Deutungsmuster und Dimensionen/Inhalte einer diskursiven Phänomenstruktur herauszuarbeiten. Die Sequenzanalyse als Vorgehensweise bei der sozialwissenschaftlichen Dateninterpretation wird in den 1960er Jahren im Kontext des Interpretativen Paradigmas in den USA entfaltet. In der aus der Ethnomethodologie entwickelten Konversationsanalyse wird sie unter der Maxime eingesetzt, dass jedes Moment eines sprachlichen Interaktionsprozesses bedeutungsvoll ist und deswegen in der Analyse berücksichtigt werden muss, bspw. die Sekunde des Zögerns vor der Antwort,

15 Vgl. zu Beispielen für das praktische Vorgehen der Sequenzanalyse Keller/Truschkat (2014); zu weiteren Umsetzungen Keller/Truschkat (2012).

wenn Sie ein unbeliebtes Gegenüber zu einem Fest einlädt. Anselm Strauss (2007) erläutert in seinen Vorschlägen zur interpretierenden Vorgehensweise der Grounded Theory ebenfalls sequenzanalytische Strategien. Hier wird eine Wort für Wort, Satz für Satz oder Abschnitt für Abschnitt ansetzende Interpretationstechnik empfohlen, die systematisch Begriffe generiert (die „Codes“), welche bezeichnen, was in einer Situation, so wie sie im Dokument erscheint, vor sich geht. Ulrich Oevermann stellt sequenzanalytische Vorgehensweisen vor allem in den ersten veröffentlichten Fallrekonstruktionen der Objektiven Hermeneutik vor (z.B. Oeverman/Allert/Konau 1980). Hier kommt die systematische Variation, der damit verfolgte Ausschluss bzw. die Begründung von Interpretationsmöglichkeiten zum Einsatz, um ein zentrales fallorganisierendes Prinzip (die Fallstrukturhypothese) herauszuarbeiten. Hans-Georg Soeffner (1980, 1989b) begründet sequenzielle Interpretationsverfahren aus einem grundlegend hermeneutischen Verständnis der sinnhaften Konstitution der Wirklichkeit und erläutert ebenfalls an Interviewausschnitten eine spezifische Umsetzung.

Wie können nun Deutungsmuster im Verständnis der WDA sequenzanalytisch rekonstruiert werden? Die WDA geht zunächst im Anschluss an die interpretative Sozialforschung davon aus, dass schriftlich fixierte Dokumente (alle Arten von Texten, verschriftete Interviews) als eine Abfolge von einzelnen Schritten der Sinnentfaltung bzw. des Sinnaufbaus gelesen werden können. Dabei werden sukzessive Bedeutungsverengungen vorgenommen, welche die Interpretationsmöglichkeiten des Dokumentes begrenzen. Wäre dem nicht so, erschiene ein Text wie der vorliegende in doppelter Hinsicht sinnlos – für sich und für andere. Im Anschluss an Foucault, und im Einklang mit Teilen der qualitativen und interpretativen Sozialforschung interessiert sich die WDA weder für die retrospektive Erkundung der Intention, die der Herstellung eines Dokumentes zugrunde liegt, noch für die konkrete Singularität oder Individualität von Äußerungen (im Sinne konkreter Wortwahl oder eines einmaligen Sprachereignisses), sondern für an der Oberfläche der Daten angelegte typisierbare Muster, die in unterschiedlicher konkreter Gestalt in Erscheinung treten. Solche Muster können nicht einfach aus dem rekonstruierten Arrangement benutzter Begriffe erschlossen werden. Spricht ein Text von „Freiheit“, so können damit sehr unterschiedliche Bedeutungen verbunden werden. Für den Herren ist sie sicherlich etwas anderes als für den Sklaven. D.h., wir müssen annehmen, dass die mit demselben Begriff verknüpften (bzw. durch die symbolisch manifestierten spezifischen Relationierungen semantischer Gehalte prozessierenden) Deutungsmuster höchst unterschiedliche Gestalt annehmen können.

Sequenzanalytisches Vorgehen im Rahmen der WDA unterscheidet sich von demjenigen der Objektiven Hermeneutik oder der von Soeffner vorgeschlagenen wissenssoziologischen Hermeneutik. Der Hauptunterschied liegt

darin, dass ein analysiertes Dokument hier nicht als kompletter Fall behandelt, sondern in einzelne Sinnabschnitte zergliedert wird, auf die bezogen begrenzte Deutungshypothesen entwickelt werden (so verfahren im Übrigen auch bereits Deutungsmusteranalysen in den 1980er Jahren). Dabei werden ‚Sinnbrüche‘ in Rechnung gestellt. D.h., dass ein Dokument (ein Diskursfragment) nicht notwendig nur einen Diskurs oder nur ein spezifisches Deutungsmuster enthält. Viele Dokumente aus diskursiven Strukturierungen können bspw. entgegengesetzte Deutungsmuster aufweisen. Ein typisches Beispiel hierfür sind Berichterstattungen der Massenmedien, die häufig selbst Diskurs-sortierungen vornehmen, also erläutern, welche Sprecher welche Äußerungen tätigen, und wie sich das zueinander verhält. Da, wo die qualitative oder interpretative Forschung etwa ein Interview als Dokument genau eines individualisierten Falles behandelt, muss die Diskursforschung annehmen, dass Dokumente Spielarenen unterschiedlicher Diskurse sind oder sein können – das ist im Konkreten eine empirisch zu beantwortende Frage. Aber auch hier geht es um eine kontrollierte extensive Bildung von Interpretationshypothesen entlang von Sinnsequenzen, die Vor-Urteile ausklammert und auf die begründete Selektion von Deutungsfiguren zuläuft. Dieses Vorgehen setzt zunächst an den Fragestellungen an, die im Rahmen eines Projektes der Diskursforschung verfolgt werden: Ein ausgewähltes einzelnes Dokument wird in Sinnabschnitte gegliedert, die einen (Teil-)Satz, Teile von Absätzen oder auch ganze Absätze umfassen können – das ist jeweils zu begründen. Dann werden nach Maßgabe der Fragestellung mehrere Interpretationshypothesen gebildet und sukzessive auf eine begründete Annahme dazu eingeschränkt und spezifiziert, was den Aussagegehalt einer Textpassage bestmöglich begründet abbildet. Diese Annahme kann in Gestalt eines mit knappen Erläuterungen versehenen Begriffes (Kategorie, Code) festgehalten werden (zum Deutungsmuster „technologisches Risiko“ vgl. z.B. Keller 2009, S. 241 f.). Wenn von bestmöglicher Begründung die Rede ist, so impliziert das die Vorläufigkeit und Kritikfähigkeit des Analyseergebnisses, das tatsächlich nur bis auf Weiteres Bestand hat (und haben kann). Gleichzeitig muss hier betont werden, dass die Fokussierung durch das jeweilige Erkenntnisinteresse eine tragende Rolle einnimmt. D.h., es gibt sicherlich immer mehrere gut begründete Aussagemöglichkeiten zu einem Sinnabschnitt (der bspw. für linguistische Zwecke anderes zeigt als für sozialwissenschaftliche). Im Rahmen gleicher Fragestellungen allerdings ist der Antwortspielraum begrenzt: Sicherlich können unterschiedliche Begrifflichkeiten gefunden werden (etwa in der Benennung und Beschreibung der Deutungsmuster), doch sollte der rekonstruierte Deutungskern eben nicht beliebig erscheinen, sondern eine ‚begründete Einigung‘ möglich machen. An dieser Stelle erschließt sich der Vorteil von Interpretationsgruppen: Sie erzeugen mehr Deutungsmöglichkeiten und Begründungszwänge, als die selbstkontrollierte Einzelanalyse.

7. Kombinatorik

Sequenzanalysen sind Strategien der systematischen Variation und Selektion von Deutungsmöglichkeiten entlang der Fragestellungen, die einer Untersuchung zugrunde liegen. Ihre Ergebnisse können bspw. begriffliche Verdichtungen (‚Codes‘) darstellen, die ein Deutungsmuster ‚auf den Begriff‘ bringen. Eine solche Vorgehensweise bietet eine hermeneutisch verankerte Lösung für das Problem, das Foucault mit seiner Unterscheidung von Äußerung und Aussage in der „Archäologie des Wissens“ aufgeworfen hatte. Wie Foucault argumentierte, interessiert sich die Analyse diskursiver Formationen nicht für die Singularität einer einzelnen Äußerung, sondern für das, was aus ihr als ‚Aussage‘ (im Sinne einer Mustererkennung auf den Oberflächen des Auftauchens der Äußerungen) herausgearbeitet werden kann. Wissenssoziologische Diskursanalysen erschöpfen sich nicht in solchen Mustererkennungen. Sie schließen daran je nach Fragestellung eine Kombinatorik von Dispositivbestandteilen an, Kartographien bzw. Mappings von Akteuren, Bestandteilen, Ereignissen, Verläufen und Konstellationen diskursiver Strukturierungen. Insofern treten zur sequenzanalytischen Hermeneutik Vorgehensweisen der Informationsgewinnung und Fallanalyse, die je nach Untersuchungsinteresse ergänzend weitere sozialwissenschaftliche Methoden in ihr Repertoire mit einbeziehen. Was die wissenssoziologische Perspektive der WDA von linguistischen Perspektiven der Diskursforschung unterscheidet, ist ihre Frage nach der diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit, also nach den Wissensverhältnissen und Wissenspolitiken sowie den dadurch geschaffenen oder bestrittenen Wirklichkeitskonfigurationen. Dabei sind Zeichen und Symbole als Träger oder Anker von *Bedeutungen*, als Bindeglieder zu einer damit referenzierten ‚Phänomenwirklichkeit‘ sowie die damit verbundenen Effekte von Interesse, aber nicht per se im Hinblick auf ihre sprachliche oder symbolische Verfasstheit und deren Wandel. Sprachwissenschaftliche Diskursforschung kann dazu in einem hilfreichen komplementären Verhältnis stehen.

Literatur

- Abbott, A. (2001): *The Chaos of Disciplines*. Chicago: University of Chicago Press.
- Auxier, R. (2000): Foucault, Dewey and the History of the Present. In: *The journal of speculative philosophy* 16(2), S. 75–102.
- Clarke, A. (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Hrsg. und mit einem Vorwort von R. Keller. Wiesbaden: VS.
- Culler, J. (1999): *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek: Rohwolt.

- DeLanda, M. (2006): *A New Philosophy of Society. Assemblage Theory and Social Complexity*. London: Continuum.
- Derrida, J. (1990): Die Struktur, das Zeichen und das Spiel in der Wissenschaft vom Menschen. In: Engelmann, P. (Hrsg.): *Postmoderne und Dekonstruktion*. Stuttgart: Reclam, S. 114–139.
- Dilthey, W. (1900/2004): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Strübing, J./Schnettler, B. (Hrsg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*. Konstanz: UVK, S. 19–42.
- Dreyfus, H. L./Rabinow, P. (1987): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Campus.
- Foucault, M. (1974a): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1974b): *Die Ordnung des Diskurses*. München: Carl Hanser.
- Foucault, M. (1975): *Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafrecht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1988): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989a): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989b): *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit, Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2004): *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesungen am Collège de France (1981–1982)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2005): *Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits*. Hrsg. von D. Defert u. F. Ewald. Band 4: 1980–1988. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraser, N. (1997): *Structuralism or Pragmatics? On discourse theory and feminist politics*. In: Nicholson, L. (Hrsg.): *The second wave. A reader in feminist theory*. London: Routledge, S. 379–395.
- Hall, S. (2002): Die Zentralität von Kultur. In: Hepp, A./Löffelholz, M. (Hrsg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK, S. 95–117.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, R./Honer, A. (2002): *Qualitative Methoden*. In: Nohlen, D./Schultze, R.-O. (Hrsg.): *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien. Methoden. Begriffe, Band 2*. München: Beck, S. 755–759.
- Hitzler, R./Reichert, J./Schröder, N. (1999a): *Das Arbeitsfeld einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. In: dies.: *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz: UVK, S. 9–16.
- Hitzler, R./Reichert, J./Schröder, N. (Hrsg.) (1999b): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz: UVK.
- Keller, R. (2008): *Michel Foucault*. Konstanz: UVK.
- Keller, R. (2009): *Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. Die öffentliche Diskussion über Abfall in Deutschland und Frankreich. 2. Aufl.*, Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011a): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 4. Aufl., Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011b): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 3. Aufl., Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2012a): *Diskursanalyse vs. (Hermeneutische) Wissenssoziologie?* In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1(1), S. 95–108.
- Keller, R. (2012b): *Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*.

- In: ders./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 69–107.
- Keller, R. (2014): Wissenssoziologische Diskursforschung und Deutungsmusteranalyse. In: Behnke, C./Lengersdorf, D./Scholz, S. (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: VS, S. 143–160.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK.
- Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2012): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.) (2012): Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band. 1: Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Truschkat, I. (2014): Angelus Novus: Über alte und neue Wirklichkeiten der deutschen Universitäten. Sequenzanalyse und Deutungsmusterrekonstruktion in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 2. Bielefeld: transcript, S. 294–328.
- Kurt, R. (2004): Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Konstanz: UVK.
- Lepsius, M. R. (2009): Kulturelle Dimensionen der sozialen Schichtung. In: ders.: Interessen, Ideen und Institutionen. Wiesbaden: VS, S. 96–116.
- Luckmann, T. (1999): Wirklichkeiten: individuelle Konstitution und gesellschaftliche Konstruktion. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK, S. 17–28.
- Lüders, C. (1991): Deutungsmusteranalyse. Annäherungen an ein risikoreiches Konzept. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 377–408.
- Lüders, C./Meuser, M. (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich, S. 57–80.
- Manning, P. K. (1982): Structuralism and the Sociology of Knowledge. In: Knowledge: Creation, Diffusion, Utilization 4(1), S. 51–72.
- Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.) (1992): Analysen sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus
- Meuser, M./Sackmann, R. (1992a): Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: dies. (Hrsg.): Analysen sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 9–37.
- Nonhoff, M. (2006): Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt ‚Soziale Marktwirtschaft‘. Bielefeld: transcript.
- Oevermann, U. (2001a): Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern. In: Sozialer Sinn 1, S. 3–33.
- Oevermann, U. (2001b): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn 1, S. 35–81.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E. (1980): Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Heinze, T./Klusemann, H.-W./Söffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: päd. extra buchverlag, S. 15–69.

- Platz, C./Schetsche, M. (2001): Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. In: Sozialer Sinn 3, S. 511–536.
- Poferl, A. (2004): Die Kosmopolitik des Alltags. Zur ökologischen Frage als Handlungsproblem. Berlin: sigma.
- Poferl, A. (2012): Problematisierungswissen und die Konstitution von Globalität. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010, Teil 1. Frankfurt am Main und New York: Campus, S. 619–632.
- Poferl, A./Schröer, N. (Hrsg.) (2014): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: VS.
- Rabinow, P. (2011): Dewey and Foucault: What's the Problem? In: Foucault Studies 11, S. 11–19.
- Rabinow, P. (2012): How to Submit to Inquiry: Dewey and Foucault. In: The Pluralist 7(3), S. 25–37.
- Rorty, R. (1982): Consequences of Pragmatism. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Rusterholz, P. (2001a): Hermeneutische Modelle. In: Arnold, H.-L./Detering, H. (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: dtv, S. 101–136.
- Rusterholz, P. (2001b): Zum Verhältnis von Hermeneutik und neueren antihermeneutischen Strömungen. In: Arnold, H.-L./Detering, H. (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: dtv, S. 157–178.
- Schetsche, M./Schmied-Knittel, I. (2013): Deutungsmuster im Diskurs. Zur Möglichkeit der Integration der Deutungsmusteranalyse in die Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(1), S. 24–45.
- Schrage, D. (2013): Die Einheiten der Diskursforschung und der Streit um den Methodenausweis: Ein Kartierungsversuch. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(3), S. 246–263.
- Schröer, N. (1994): Einleitung: Umriß einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: ders. (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–27.
- Schröer, N. (1997a): Wissenssoziologische Hermeneutik. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich, S. 109–132.
- Schröer, N. (1997b): Strukturanalytische Handlungstheorie und subjektive Sinnsetzung. Zur Methodologie und Methode einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: Sutter, T. (Hrsg.): Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 273–302.
- Schünemann, W. J. (2013): Der EU-Verfassungsprozess und die ungleichzeitige Widerständigkeit gesellschaftlicher Wissensordnungen. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(1), S. 67–87.
- Schünemann, W. J. (2014): Subversive Souveräne: Vergleichende Diskursanalyse der gescheiterten Referenden im europäischen Verfassungsprozess. Wiesbaden: VS.
- Schütz, A. (1981): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütze, Y. (1992): Das Deutungsmuster ‚Mutterliebe‘ im historischen Wandel. In: Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.): Analysen sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 39–48.
- Soeffner, H.-G. (1980): Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Interpretation eines Textausschnittes aus einem „freien Interview“. In:

- Heinze, T./Klusemann, H.W./ders. (Hrsg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: päd. extra Buchverlag, S. 70–96.
- Soeffner, H.-G. (1989a): Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. In: ders.: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 66–97.
- Soeffner, H.-G. (1989b): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, H.-G. (1999): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröder, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK, S. 39–50.
- Soeffner, H.-G. (2004): Anmerkungen zu gemeinsamen Standards standardisierter und nicht-standardisierter Verfahren in der Sozialforschung. In: ders.: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Konstanz: UVK/UTB, S. 61–77.
- Soeffner, H.-G. (2006): Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 51–78.
- Soeffner, H.-G./Hitzler, R. (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schröder, N. (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 28–55.
- Strauss, A. (2007): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Fink.
- Thomas, W. I. (1965): Person und Sozialverhalten. Hrsg. von E. H. Volkart. Neuwied am Rhein und Berlin: Luchterhand.
- Weber, M. (1922\1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5., revidierte Auflage. Tübingen: Mohr.
- Weber, M. (1904\1978): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. S. 17–206. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band 1. Tübingen: Mohr.
- Weber, M. (1904\1980): Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr, S. 146–214.
- Wenko, S. (2001): Diskursanalyse, Diskursgeschichte. In: Arnold, H.-L./Detering, H. (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: dtv, S. 463–478.

Willy Viehöver

Narration und Interpretation

Überlegungen zum hermeneutischen
Strukturalismus Paul Ricœurs¹

Zusammenfassung: Der Beitrag geht im Anschluss an Paul Ricœur davon aus, dass wir als handlungsfähige, verkörperte Akteure nicht nur mit Worten etwas „tun“ (Austin), sondern dadurch, dass wir jemandem etwas über etwas in der Welt erzählen. Dass wir im Akt des Erzählens immer auch Welt interpretierend zur Sprache bringen und sie gegebenenfalls reinterpretieren, ist dabei eine zentrale Annahme. Aus diskursanalytischer Sicht muss bei der Analyse narrativer Diskurse, neben den semiotischen Aspekten des Erzählens und seinen semantischen Dimensionen, auch eine Pragmatik des Erzählens mitgedacht werden. Damit wird, neben den Sprechern (Erzählern) und den narrativen Texten, immer auch ein interpretierendes Publikum in den Blick genommen, das sich aktiv wieder in den Strom des narrativen Diskurses einschalten und ihn verändern kann.

Schlagwörter: Hermeneutik, Interpretation, Erzählung, Narration, Narrative, Plot, narrative Strukturen, Aktanten

Summary: The paper follows Paul Ricœur's discourse on narrative and narrativity, by considering storytelling a central way of worldmaking. Accordingly, embodied and capable human actors do not only do things with words as Austin suggested, but by telling somebody something about something occurring in the world. Furthermore storytelling is considered an act of interpretation. By telling stories, we not only follow (changing) rules of narrativizing events and (human) action by forming them into a comprehensible story. By providing them with a plot as well as by appropriating stories already told, we do not only make sense of the world but we interpret and refigure it at the same time. From a discourse analysis point of view the analysis of narrative discourses, besides focusing on structural semiotic and semantic aspects, it

1 Für Korrekturen und hilfreiche Kommentare danke ich Jessica Hubatsch, Sasa Bosancic, Matthias Klaes und Harald Hofer.

also needs to take a pragmatic perspective into account. Hence, narratives always face a public able to actively and creatively enter the streams of ongoing narrative discourse thereby providing future readers with possible worlds.

Keywords: hermeneutic, interpretation, narrative, story, narration, plot, narrative structure, actants

1. Einleitung: Erzählung, Diskurs, Interpretation

Im Folgenden wird eine erzähltheoretische Perspektive auf das Verhältnis von Diskurs und Interpretation eingenommen. Wenn Menschen einem (unbestimmten) Publikum etwas über etwas in der Welt erzählen, so handelt es sich dabei um einen diskursiven Prozess, der im doppelten Sinne Akte der *Interpretation* impliziert.² Zum einen dadurch, dass Erzähler *Welt* für andere in der Narration oder im Mythos³ interpretierend *zur Sprache* bringen und mit Bedeutung versehen. Zum anderen dahingehend, dass Erzählungen, wenn sie einmal in Texten (Bildern oder Filmen) objektiviert sind, auch zum besseren *Selbstverständnis* beitragen, weil sich der individuelle oder kollektive Rezipient und Interpret *Welt* vor dem Hintergrund narrativer Texte und Diskurse auf kreative Weise aneignen kann.⁴ Hinter dieser These Ricœurs steht die Annahme, dass weder das *Fremd-* noch das *Selbstverstehen* unproblematische „Akte“ sind (Ricœur 1973, 2005a, 2005b).⁵ Vielmehr setzen

-
- 2 Der hermeneutische Bogen setzt mit dem Akt narrativer Rede als konfigurierenden Ausdrucksprozess ein, führt vom Gedanken zur narrativen Äußerung und schließt – for the time being – mit dem Akt der Rezeption (lesen, hören, betrachten), bewegt sich also von der Erzählung zum refigurierenden Gedanken zurück. Vgl. dazu Grondin 2009, S. 13 f.; siehe 2007a, S. 87–135). Folglich sind die folgenden Überlegungen auch vor dem Hintergrund der akademischen Debatten um die kommunikative bzw. diskursive Konstruktion von Wirklichkeit zu lesen (Keller 2013, S. 69–94; Keller et al. 2005).
 - 3 Lyotard (1990\2010, S. 49 ff.) sieht die Differenz zwischen Mythen und Erzählungen der Moderne darin, dass letztere ihre Legitimität in einer noch einzulösenden Zukunft sehen und nicht in einem den Ursprung (von Welt, Institutionen usw.) begründenden Akt. In beiden Fällen sind die Erzählungen jedoch bedeutungsvolle Aussagen, die der Interpretation offenstehen.
 - 4 Der Rezipient kann neben dem verkörperten Leser, Hörer oder Betrachter von (Bilder-)Geschichten, auch die Gruppe sein, die Erzählungen auf typische und mithin soziologisch typisierbare Weise auslegt. Auf dem Spiel stehen als Identitäten in beiderlei Hinsicht (vgl. Ricœur 2006).
 - 5 Die Sozialwissenschaftliche Hermeneutik Soeffners scheint hingegen das Selbstverstehen für einen unproblematischeren Akt zu halten (Soeffner 2000, S. 165).

beide – Fremd- und Selbstverstehen – *interpretative Prozesse* voraus, die einen Umweg über Symbole, Texte und Erzählungen gehen müssen.⁶

Der 2005 verstorbene französische Philosoph Paul Ricœur⁷ hat eine lange Phase seines Schaffens der *interpretativen* Analyse von Narrationen (Erzählungen, Geschichten) gewidmet, die für ihn ein fundamentales Medium sozio-kultureller Reproduktion, Innovation und Transformation sind. Bereits zuvor hatte er den Versuch einer kritisch an Dilthey, Heidegger und Gadamer anschließenden *hermeneutischen* Grundlegung der Sozial-, Geistes- und Geschichtswissenschaften unternommen, auf die ich mich hier stütze (vgl. auch Ricœur 1972, 1973, 1981).⁸ Ricœur betonte dabei stets sein Credo der Offenheit und Unabschließbarkeit von Lektüre- und Verstehensprozessen (Valdés 1991, S. 24). Seine dialogische, strukturalistisch inspirierte Hermeneutik (vgl. Kearney 2006, S. ix; Valdez 1991) greift zwar Konzepte des Strukturalismus, der Hermeneutik und der Phänomenologie auf, nimmt jedoch jeweils weitreichende „Korrekturen“ vor:

Erstens entfernt ihn seine Kritik *intentionalistischer*, psychologisierender hermeneutischer Ansätze (Schleiermacher, Dilthey) vom *subjektiv* gemeinten Sinn und mündet in ein Interpretationsverständnis, das sich an einem erweiterten *Textparadigma* orientiert („Texte“ als Spuren, Dokumente und Akte).⁹

Zweitens muss der *objektivistisch* erklärende Zugang zu Mythen und Erzählungen, den einige strukturalistische Spielarten präferieren, aus Ricœurs (2005a, S. 79–108) Sicht notwendig um eine *interpretative* Perspektive erweitert werden; hierbei werden Akteure in terms von Sprechern (Erzählern) und Gesprächspartnern (Publikum) wieder in den Diskurs eingeführt (Ricœur 2005a, S. 34).¹⁰

Drittens nehmen Ricœurs Analysen ihren Ausgang von einer diskurstheoretisch varriierten *phänomenologischen* Position (Ricœur 2005a, S. 54 f.). Demnach basiert das menschliche *Sein* oder das *Leben* in menschlichen Ge-

6 Reiner Keller (2012a, 2012b, 2013) hat an verschiedenen Orten auf die bedeutende Rolle pragmatistischer Autoren für die Grundlegung einer wissenssoziologisch informierten Diskursforschung hingewiesen. Auch hinter Ricœurs (1972, 1973, 1974, 1981, 2005a, 2005b, 2006) Reflexionen zu Selbst- und Fremdverstehen stehen letztlich die grundlegenden Arbeiten Meads (1969, 1973) und Deweys (1996).

7 Vgl. Ricœur (2005a, 2005b, 2007a, 2007b, 2007c); siehe auch Valdés (1991).

8 Diese Ausrichtung teilt er mit den an der wissenssoziologischen Hermeneutik ausgerichteten Programmatiken (siehe u. a. Soeffner/Hitzler 1994; Reichertz 2004; Keller 2004, 2005, 2012a).

9 Zu den Methoden der Textanalyse siehe u. a. Titscher et al. (1998).

10 Siehe zum Problemzusammenhang von Handlung, Kommunikation und Diskurs auch die Beiträge in Keller et al. (2013) und Keller (2005, 2012a).

sellschaften, also in einer immer schon vorinterpretierten bzw. präfigurierten Welt, auf einem unabschließbaren Prozess der Interpretation durch soziale Akteure und deren Erzählungen, wobei Ricœur hier die bedeutende Rolle des rezipierenden „Lesers“ als Interpreten von Texten, Handlungen und Erzählungen hervorhebt.¹¹ Auch in diesem Punkt, d.h. bezüglich des veränderten Verhältnisses zum Sein, bricht Ricœur mit dem strengen strukturalistischen Paradigma. Diskurse konstituieren demnach nicht nur *Sinn* (den man u.a. durch diskurs-linguistische Theoreme *erklären* kann), vielmehr bringen sie Welt durch die durch Texte eröffneten Bezüge *deutend* zur Sprache. In dieser Hinsicht insistiert Ricœur (ebd.) auf der *Referenzfunktion* narrativer Diskurse.

1.1 Jenseits von Text und Cogito

Ricœurs Position richtet sich demnach *erstens* gegen sprachwissenschaftliche Analysen narrativer Diskurse, die sich auf die *Innenwelt* von Texten allein beziehen, aber *zweitens* auch gegen interpretative Ansätze, die das „Cogito“, und damit das *Subjekt* zum Fluchtpunkt ihrer theoretischen Überlegungen machen (Ricœur 2005b, S. 15–38). In seinem Vorschlag einer Hermeneutik des Textes als „Akt“ verschwindet zwar das Descartesche ICH, das „Herr seiner selbst ist“ und mit ihm die Subjektivität als primäre Kategorie des Verstehens, nicht aber das verkörperte (erlebende, interpretierende und handelnde) Subjekt schlechthin, denn Ricœur (1981) restituiert es als ein *Selbst*, das „Schüler des Textes“ ist (Ricœur 2005a, S. 51; 1981).¹² Ricœur entwickelt eine strukturalistische Hermeneutik, die sich, anders als die klassische (psychologisierende) Hermeneutik Schleiermacherscher und Diltheyscher Prägung, mithin nicht mehr dafür interessiert, was der Sprecher oder Autor ‚wirklich‘ meinte; vielmehr stellt sich für ihn die Aufgabe der Hermeneutik wie folgt dar, sobald man die Suche nach der *Intention* des Sprechers (Erzählers) zurückstellt:

„Die radikalste Art, auf welche die Hermeneutik den Vorrang der Subjektivität in Frage stellt, besteht darin, die Theorie des Textes als Prüfstein zu nehmen. Insofern sich nämlich der Sinn eines Textes im Verhältnis zur

11 Ricœur positioniert sich hier im Rahmen einer „Existenzhermeneutik“ (Grondin 2009, S. 11); er schließt an Überlegungen des späten Dilthey wie auch an Heidegger und Gadamer an; aber gleichwohl bleibt er geisteswissenschaftlichen Forderungen nach einer methodisch orientierten Hermeneutik verbunden.

12 Diesbezüglich zeigen sich deutliche Parallelen zu pragmatistischen Positionen (vgl. Mead 1973).

subjektiven Intention seines Autors verselbständigt hat, ist es nicht mehr das wesentliche Problem, hinter dem Text die verlorene Intention wiederzufinden, sondern die „Welt“, die er aufschließt und entdeckt, gewissermaßen vor dem Text zu entfalten. (...) Was in einem Text zu interpretieren ist, ist der Vorschlag einer Welt, der Entwurf einer Welt, die ich bewohnen könnte und in der ich meine eigensten Möglichkeiten entfalten könnte.“ (Ricoeur 2005a, S. 50 f., siehe auch 2009, S. 43 ff.)¹³

Der (sozialwissenschaftliche) Interpret muss sich also mit den durch Texte, Werke und narrative Diskurse eröffneten Bezügen *interpretierend* auseinandersetzen.¹⁴ Durch diese behutsame *Dezentrierung* der Stellung sprechender und handelnder Subjekte und der gleichzeitigen Öffnung des Textparadigmas wird Ricoeurs Werk für wissenssoziologische Fragestellungen in hohem Maße anschlussfähig.¹⁵ Denn hatte nicht schon Durkheims Wissenssoziologie darauf bestanden, dass wir als verkörperte Individuen in sozio-kulturellen Deutungszusammenhängen aufwachsen und leben, die selten von uns selbst gemacht werden, wohl aber entscheidend für die jeweilige Selbst- und Personwerdung sind?¹⁶

Weil Ricoeurs hermeneutischer Strukturalismus die Binnenwelt von Texten überschreitet, ist er jedoch nicht nur als Kritik des *Subjektivismus* des *Cogito*, sondern auch als eine Kritik des strukturalistischen *Objektivismus* zu lesen – er sprach in Bezug auf Claude Lévi-Strauss einmal von einem Transzendentalismus ohne Subjekt (Ricoeur 2005a, S. 25). Denn Ricoeur wehrt sich gegen den subjektlosen Objektivismus Lévi-Strauss'scher Prägung und schlägt demgegenüber eine strukturalistisch inspirierte Hermeneutik der Erzählungen vor, die erklärende *und* interpretative Aspekte der Analyse zu vereinen sucht und die Subjekte, deren sprachliche begründete *Imaginationskraft* sowie deren Praktiken der Narrativisierung von Welt wieder in den Fokus einer interpretativen Analyse von Diskursen einschließt. Allerdings stützt sich diese Perspektive nicht auf das Modell des Descartschen Cogito

13 Vielleicht ist dies auch, trotz vieler Gemeinsamkeiten in der Sache, ein kleiner Unterschied zur Wissenssoziologie Soeffnerscher Prägung, die m.E. sehr viel stärker „ego-logisch“ bleibt (vgl. etwa Soeffner/Hitzler 1994; Soeffner in Reichertz 2004, [38]).

14 Folglich müsste aber auch der sozialwissenschaftliche Interpret von Diskursen seine Ergebnisse als Resultate von Deutungsprozessen kenntlich machen.

15 Vgl. (Ricoeur 2005a, 2005b, 2006, 2007a, 2007b, 2007c). Siehe dazu auch meine Versuche in Viehöver (1997, 2001, 2003, 2011, 2012a, 2012b, 2013, 2014a, 2014b).

16 In dieser Tradition stehend hat Jürgen Link (2005) auf dem Argument insistiert, dass Diskurse (in der Regel) nicht von personalen Wesen in konkreten Situationen ausgehandelt werden.

(Ricœur 2005b, S. 26–38).¹⁷ Vielmehr findet das Selbstverständnis von verkörpertem Individuen und Kollektiven seine Vermittlung nicht nur durch Zeichen- und Symbolrelationen, sondern insbesondere über komplexe Narrationen – und damit in (textuellen) Einheiten über Satzniveau –, ob diese nun ihren narrativen Plot aus der Geschichte (Erinnerungsdiskurse), aus literarischen Fiktionen, wissenschaftlichen Fiktions- und Faktenerzählungen, politischen Narrativen oder den Mythen des Alltags entlehnen – z. B. Autobiografien, Gründungsmythen, (wissenschaftliche) Utopien oder Dystopien.¹⁸ Narrative Strukturen,¹⁹ gleichsam als „geregelter“ Regeln der Aussagenproduktion, spielen laut Ricœur nicht nur eine zentrale Rolle bei der *Konfiguration* von Sinn und Bedeutung, sondern auch, jenseits der Welt der Texte, bei der (Re-)Figuration (lebens-)weltlicher Zusammenhänge durch den Rezipienten. Ricœur nimmt diesbezüglich an, dass Menschen das Leben anderer Menschen, aber auch ihr eigenes Leben (Selbsterzählungen) für „lesbarer“ halten, wenn sie deren/ihren Lebenszusammenhang (Dilthey) anhand von Geschichten, die (von ihm) erzählt werden, interpretieren (Ricœur 2005b, S. 142). Lebenszusammenhänge (Dilthey) werden dann verständlicher, wenn man narrative Modelle auf sie anwendet, die, ob nun aus der Geschichte oder aber aus der Fiktion stammend (Romane, Epen etc.), aus dem jeweiligen „Diskursuniversum“²⁰ der Gesellschaften entlehnt sind (ebd.).

1.2 Erzählungen: Ein Modus Welt zur Sprache zu bringen!

Ricœur hat, dies bliebe einleitend *drittens* zu ergänzen, in seinen Werken zur Philosophie der Interpretation nicht nur eine eigentümliche Ehe zwischen Strukturalismus und Hermeneutik angeregt; er geht zudem von einer phänomenologischen Position aus und damit vom „Vorrang des zu sagenden Seins vor unserem Sagen“ (Ricœur 2005a, S. 55). Er meint, dabei in der Tradition Heideggers stehend, dass Diskurse nicht um ihrer selbst Willen existieren, sondern der Modus sind, um Erfahrungen zur Sprache zu bringen (Ricœur

17 Auch hier zeigen sich Gemeinsamkeiten zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (vgl. z. B. Soeffner/Hitzler 1994, S. 50).

18 Siehe u. a. Ricœur (2005a, S. 135–151), White (1991), Müller-Funk (2008), Arnold et al. (2012), Viehöver (2014a, 2014b).

19 Dazu zählen u. a. Mytheme (Lévi-Strauss 1977, S. 232), Aktantenstrukturen (Greimas 1970) und typische Plotmuster (z. B. Tragödie, Komödie, vgl. White 1991, Kapitel 1).

20 Vgl. Keller (2013, S. 69–94, insbesondere S. 84 ff.), der an die pragmatistische Tradition des Konzepts des Diskursuniversums, verstanden als gemeinsam geteiltes Bedeutungssystem, erinnert und für die Diskursanalyse fruchtbar machen will: vgl. dazu auch Mead (1973).

2005a, S. 54 f.).²¹ Bei seiner Kritik des Cartesianischen Subjektivismus einerseits, wie auch an den Distanzierungs- und Dezentrierungsversuchen in der Folge Nietzsches andererseits, schlägt Ricœur ein Modell der Narrativität und der *Hermeneutik des Subjektes*²² vor, das auf einer außersprachlichen Referenz des (narrativen) Diskurses besteht und zugleich aber den Horizont der Husserlschen Bewußtseinsphilosophie überschreitet (Ricœur 2009, S. 197–221). Narrative Diskurse verweisen entsprechend stets auf etwas in der (sozialen, kulturellen und materiellen) Welt, das sie im Rahmen narrativer Plots bedeutungsvoll konfigurieren und dem Publikum zur Interpretation stellen (Ricœur 2005a, S. 54 f.). Ricœur²³ hat diese Perspektive für die Metaphern-Analyse ebenso fruchtbar gemacht wie für die Analyse von Erzählungen. Im Folgenden möchte ich lediglich an die erzähltheoretischen Überlegungen Ricœurs anschließen und dabei explizit die Frage nach der Relation von Diskurs und Hermeneutik aufgreifen, denn diese Verhältnisbestimmung ist der kleinste gemeinsame Nenner des vorliegenden Sonderheftes der Zeitschrift für Diskursforschung.

Mir geht es im Nachstehenden um komplexere *Erzählungen* und damit um Einheiten der Diskursanalyse, die über dem Satzniveau liegen.²⁴ Unterstellt ist dabei aber, dass wir als handlungsfähige, verkörperte Wesen Dinge nicht nur mit Worten – im Sinne Austins (1955) – „tun“, sondern auch durch und mittels Erzählungen und ihrer Rezeption. Erzählungen sind dabei einerseits *Deutungen von Akten* und als narrative Rede immer auch *Akte der Deutung* (dazu Soeffner/Hitzler 1994, S. 31 f.). Freilich sind Erzähler selbst auch wiederum eingebunden in ein Netz von Geschichten, die sie nicht selbst erfunden haben (governed by narratives; Miller 2012). Neben den semiotischen Aspekten des Erzählens (Eco 1984) und seiner semantischen Dimension (Genette 2010) wird bei Ricœur jedoch von Anfang an auch eine *Pragmatik* des Erzählens mitgedacht und damit neben den Erzählern, den durch den Akt des Schreibens/Erzählens entäußerten narrativen Texten/Reden immer auch ein interpretierendes Publikum, dass sich wiederum aktiv in den Strom des Diskurses (re-)interpretierend einschalten kann (Ricœur 2005a, S. 34–45;

21 Was Ricœur (2005a, S. 55) den Vorrang des „zu sagenden Seins“ vor dem Sagen nennt, fußt letztlich in Heideggers Seinsphilosophie.

22 Auf die Differenzen zu Foucaults (2009) Position kann ich hier nicht eingehen, aber es geht bei Ricœur sicherlich um mehr als allein um die Sorge um sich selbst.

23 Vgl. Ricœur (2004a; 2007a, 2007b, 2007c).

24 Mehrdeutigkeiten, bzw. der Mehrstimmigkeit (Plurivocity), und damit Probleme der Interpretation, ergeben sich aber auch auf der Ebene von komplexen Erzählung bzw. Texten/Werken.

S. 90–108).²⁵ Auch der sozialwissenschaftliche Interpret mit seinen Rekonstruktionen bleibt also letztlich als ein aktiv interpretierender Rezipient in Diskurse eingebunden. In dem Augenblick, in dem er die Ergebnisse seiner Analyse einem offenen Publikum präsentiert, konstruiert er selbst (s)eine Geschichte von handelnden Menschen in der Welt (vgl. White 1991; Biegon/Nullmeier 2014, S. 39–66). Vier Argumente, die Ricœur an verschiedenen Orten vorgebracht hat, sind dabei auch für die folgenden Überlegungen orientierend²⁶:

Erstens ist daran zu erinnern, dass Erzählungen bedeutungsvolle, sowohl strukturierte als auch strukturierende Elemente interaktiver (und interobjektiver) diskursiver Praktiken sind, die sich durch eine *dreifache* Referenz auszeichnen. Eine Narration ist in diesem Zusammenhang nicht nur ein situierendes diskursives Ereignis, d.h. eine Äußerung in einem bestimmten Raum zu einem konkreten *Zeitpunkt*, das mit Blick auf das Publikum stets auf der Suche nach einem neuen Erzähler ist, sondern eine bedeutungsvolle Aussage. Jemand (1) erzählt jemandem (2) etwas über etwas in der Welt (3) (Ricœur 2005a, S. 32).

Zweitens verändert sich, so das Argument Ricœurs, der Charakter narrativer Diskurse, wenn diese in textueller Form *fixiert* werden und sich als historisch situierte (Text-)Dokumente an ein prinzipiell offenes Publikum von (möglichen) Interpreten richten. Narrative Diskurse verlassen damit die dialogische Ebene von face-to-face Beziehungen und ihren verkörperten Sprechern (Erzählern).

Drittens wird argumentiert, dass (textgewordene) narrative *Konfigurationen* selbst bereits Deutungen einer (immer schon) präfigurierten Welt darstellen, mit denen sich der Leser oder Hörer wiederum, angesichts der Ambiguität des Erzählten, deutend auseinander setzen muss oder kann – um sozialwissenschaftliche Typisierung des Bedeutungsgehaltes entsprechender Diskurse geht es der Diskursanalyse. Wenn wir aber in unseren alltäglichen Handlungen immer schon deuten, stellt sich die Frage, ob und wie sich die interpretative Haltung und Perspektiven des hermeneutisch instruierten sozialwissenschaftlichen Interpreten von alltäglichen Akten des Deutens unterscheiden, denn beide, der Alltagsmensch und der (Sozial-)Wissenschaftler,

25 Beide Akteure/Akteursgruppen agieren – aus der Perspektive menschlicher Gesellschaften – in einer (immer schon) sinnhaft gedeuteten Welt (vgl. Soeffner/Hitzler 1994, S. 50).

26 Vgl. z. B. Ricœur (1981, 2005a, 2005b, 2006, 2007a, 2007b, 2007c; Valdés 1991).

sind auf Interpretation angewiesen.²⁷ Eine szientistische sprachwissenschaftliche Haltung gegenüber narrativen Diskursen neigt nun dazu, diese auf die Innenwelt von Texten zu reduzieren, deren sinngenerierende Elemente und Strukturen es zu explizieren gilt (vgl. Barthes 1988, S. 136 f.). Eine solche Perspektive markiert zwar eine scharfe Differenz zu Akten alltäglichen Deutens, dies aber um den Preis, die permanente Notwendigkeit der Interpretation auszublenden.²⁸ Ricœur schlägt demgegenüber nicht nur vor, Erzählen als einen komplexen Akt zu verstehen, der, selbst wenn er Text geworden ist, immer noch Element eines Diskurses ist – er spricht vom *Akt des Textes*, dessen Bedeutungsgehalt jedoch über die Grenzen der Welt des Textes hinausweist (Ricœur 2005a, S. 104).²⁹

Viertens soll daher im Anschluss an Ricœur (ebd., S. 86–108, 2009) die Rolle erklärender und interpretativer Elemente bei der Deutung von Interpretationskonflikten in sozialwissenschaftlicher Diskursperspektive herausgearbeitet werden, wobei sich der Fokus auf narrative Konfigurationen (Plots) als Synthesen des Heterogenen und ihre interpretative Lektüre durch ein (aktives) Publikum richtet (ebd., S. 183–207, 2007c). Welche Konsequenzen folgen aus diesen Vorannahmen für eine sich am *Interpretativen Paradigma* (Keller 2012b) orientierenden sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse?

2. „In Geschichten verstrickt“³⁰

Clifford Geertz (1983: S. 9) hat, an die Weberianische Soziologie des Verstehens anknüpfend, den immer noch treffenden Ausdruck geprägt, Menschen seien in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt.³¹ Mit einer ganz

27 Siehe dazu Soeffner/Hitzler (1994, S. 50), Reichertz et al. (1999) sowie Keller in diesem Band.

28 Siehe dagegen Soeffner/Hitzler (1994) sowie die Beiträge von Keller und Busse in diesem Band.

29 Er geht zudem von der Annahme aus, dass die objektivierend-analytische Haltung gegenüber dem Text nicht ausreicht und einer hermeneutischen Haltung ergänzend bedarf – mehr „Erklären“ heißt gleichwohl für Ricœur immer auch besser „Verstehen“.

30 Den Titel entleihe ich Wilhelm Schapps (2012) wegweisendem Buch „In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding“.

31 Geertz verstand diese Bedeutungsgewebe als Kultur, wobei er nicht immer treffend zwischen einem weiten (Kulturen von Gruppen, Völkern, Gesellschaften) und einem partikularen (relationalen) Kulturbegriff unterschied. Im letzteren Falle hatte er, wie seine berühmte Studie zum Balinesischen Hahnenkampf zeigt, eher konkrete Riten, Verhaltensweisen oder Institutionen im Blick.

ähnlichen Metaphorik erinnerte Wilhelm Schapp (2012) daran, dass wir als verkörperte Subjekte immer auch in Geschichten verstrickt sind, Geschichten – und hier lässt sich bruchlos an Emile Durkheims Wissenssoziologie anschließen –, die selten von uns selbst geschaffen sind, die aber die Interpretation von Welt präfigurieren, Erfahrungsräume konstituieren und konturieren sowie, mit Blick auf Zukunft, diesbezügliche Erwartungshorizonte formen. Roland Barthes (1988, S. 102) hält Erzählungen dabei für transhistorische, transkulturelle und internationale Phänomene. Wann immer *Welt* von individuellen oder kollektiven Akteuren erzählend zur Sprache gebracht wird, wird dabei notwendig aus den in den Diskursuniversen der Kulturen und dem darin verfügbaren Fundus an Narrativen sowie den typischen Mustern des Erzählens geschöpft (White 1990, 1991; Müller-Funk 2008). Kulturen verfügen stets über einen variierenden, aber bestimmbaren Fundus an (thematischen) Erzählungen, strukturierenden Meta-Narrativen (Lyotard 2006) und Mustern des Narrativisierens (Frye 1963; White 1991), aus denen soziale Akteure in alltäglichen Praktiken ebenso schöpfen wie in sozialen Grenzsituationen (Jaspers 1919). Gerade in Grenzsituationen zeigt sich, dass narrative Diskurse stets offen für semantische Innovationen und damit für die Refiguration und Transformation von Wissensordnungen bleiben³². Narrative sind in diesem Zusammenhang ein Medium, Kultur in Bewegung zu setzen und Ereignisse und (ihr) Erleben (kreativ) zu verarbeiten (Ricoeur 2007a, 2007b, 2007c). In diesem Sinne leisten Narrative auch einen fundamentalen Beitrag zur (diskursiven) Konstruktion von Wirklichkeit (Keller et al. 2005, 2013). Grenzsituationen (Jaspers 1919) und gesellschaftliche Widersprüche gehören zu jenen Phänomenen, die im Modus des Narrativen verarbeitet werden, darauf hatte auch Claude Lévi-Strauss (1975, 1977) hingewiesen.

Eine sozialwissenschaftlich orientierte narrative Diskursanalyse richtet ihr Augenmerk nun in der Regel auf Diskurse, die durch einen Konflikt der Interpretationen, mithin durch Deutungskämpfe, geprägt sind (vgl. u.a. Keller 2012a; Keller et al. 2013). Sie könnte sich, um ein Beispiel zu nennen, auf jene Narrative konzentrieren, durch die *Selbstthematisierung* (Luhmann) Europas und der Eurokrise in den vergangenen Jahren erfolgt und auf unterschiedliche Weise variiert worden ist. In diesem Sinne könnte man sagen, die Bürger der EU sind in den vergangenen Jahren zunehmend in Geschichten der Eurokrise verstrickt worden, Geschichten, die sie sich durch Zeitungs- und Internetlektüren passiv rezipierend oder aber, entsprechende Erzählerpositionen einnehmend, aktiv in den Diskurs intervenierend, aneignen können. Die Frage, die ich hier diskutieren möchte, ist, wie narrative Diskurse

32 Vgl. (Ricoeur 1991a; 2007a, 2007b, 2007c).

aus sozialwissenschaftlicher Perspektive auf fruchtbare Weise *analysiert* und *gedeutet* werden können, denn die wissenssoziologisch inspirierte Diskursforschung beansprucht mit ihren reflexiven Analyse- und Interpretationsschritten über die Prozesse des alltäglichen Verstehens von Geschichten hinauszugehen.

Ich schlage hier zunächst einmal vor, Erzählungen konzeptuell ernst zu nehmen und sie nicht auf eine literarische Gattung zu reduzieren, sondern als fundamentalen *way of world making* (Goodman 1978) zu verstehen. In diesem Sinne kommen sie Mythen gleich (Lyotard 1990, 2006). Gleichzeitig sollen Erzählungen aber nicht auf die Funktion als Ursprungsmythen beschränkt werden, sie können vielmehr unterschiedliche Funktionen erfüllen (z. B. kollektive Erinnerungen, kulturelle Innovation). Die Erfahrung von *Grenzsituationen* (Jaspers 1919, S. 202–251) zur Sprache zu bringen, so die Erfahrungen der sogenannten Eurokrise zu thematisieren, wäre dafür ein gutes Beispiel. In diesem Sinne betrachte ich hier Erzählungen als einen Modus der Selbstthematisierung³³ von Gesellschaften. Erwartungsgemäß verlaufen solche Selbstthematisierungen kontrovers, werden in diesem Sinne als Deutungskämpfe manifest (Keller 2012a). Dieser Konflikt der Interpretationen wird vermittels konkurrierender Geschichten von der Krise Europas getragen, Geschichten, die sich mit Leid, Scheitern, Schuld, usw., aber auch mit mutmaßlichen Lösungen, Hoffnungen und Versprechungen befassen. Die diesbezüglichen narrativen Diskurse sind demnach *polyzentrisch* wie *polyphon* und die kursierenden Erzählungen sind als lebendige, ereignisoffene Geschichten ein ideales Medium kontroverser „Wissenspolitiken“ (siehe u. a. ebd.).

Erzählungen werden nun nicht nur in der mündlichen narrativen Rede manifest und sind entsprechend flüchtig, vielmehr finden sie sich in Form fixierter/objektivierter Textdokumente vor.³⁴ Und in eben dieser Form werden sie auch Gegenstand sozialwissenschaftlicher Deutungsarbeit.

In welcher Hinsicht ist die Analyse von Narrationen jedoch eine Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik und inwiefern muss sie, für die Zwecke der Diskursanalyse, zugleich über die hilfreichen Handreichungen sozialwissenschaftlicher Hermeneutik hinausweisen (siehe auch den Beitrag von Keller in diesem Band)? Hermeneutische Ansätze in den Sozialwissenschaften reklamieren für sich eine skeptische theoretische Haltung gegenüber

33 Zum Begriff der *Selbstthematisierung* siehe Luhmann (1973, 1992), auch wenn ich hier Selbstthematisierungen und Reflexionen dem Modus des Erzählens überantworte.

34 Gegebenenfalls auch in visueller Form oder in Form von Tondokumenten. Siehe auch Nünning/Nünning (2002).

Prozessen alltäglichen Verstehens³⁵ bzw. deren Scheiterns.³⁶ Demnach sollen die durch sozialwissenschaftliche Hermeneuten durchgeführten methodisch kontrollierten Analysen fremder Akte des Sinnverstehens und der Bedeutungsproduktion/-konstruktion die professionelle Antwort auf Probleme der Rekonstruktion des Sinns/der Bedeutung von sozialen Handlungspraktiken bieten. Zugleich müssen sich jedoch auch sozialwissenschaftliche Hermeneuten beeilen einzuräumen, dass sie nicht nur Sinn und Bedeutung historischer und gegenwärtiger Praktiken und Handlungszusammenhänge *re-konstruieren*, sondern sich durch die Publikation ihrer Analysen selbst immer auch an Prozessen der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit beteiligen, denn bei den sozialwissenschaftlichen Konstruktionen handelt es sich um *Konstruktionen von Konstruktionen* (Soeffner/Hitzler 1994, S. 33; Reichertz 2013, S. 22 f.). Nun haben Soeffner und Hitzler (1994) zweifellos Recht, wenn sie auf die skeptische Haltung des sozialwissenschaftlichen Hermeneuten gegenüber den Pragmatismen alltäglicher DeutungsROUTINEN hinweisen und wie folgt formulieren:

„Hermeneuten distanzieren sich prinzipiell systematisch von den Pragmatismen des Alltagsverstandes. Sie begegnen diesen sozusagen ‚berufsmäßig‘ *skeptisch*, in der Hoffnung, aus dieser Ab- und Rand-Ständigkeit heraus die alltägliche Praxis von Menschen, also die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit durchschauen und die (historisch hochvariablen) Prozesse dieser Wirklichkeitskonstruktionen erhellen zu können. Das, v. a. die *sozialwissenschaftliche* Hermeneutik kennzeichnende, methodisch kontrollierte Verstehen geschieht in einer besonderen, eben nicht alltäglichen, sondern theoretischen Haltung, in einer Haltung des prinzipiellen *Zweifels* an sozialen Selbstverständlichkeiten – und an den Vor-Urteilen des Interpretieren.“ (Soeffner/Hitzler 1994, S. 29)

Die Frage ist jedoch, ob diese Skepsis gegenüber den Konstruktionen *erster* Ordnung ausreicht, denn als sozialwissenschaftliche Hermeneuten sind wir nicht nur verstrickt in die „Mythen des Alltags“ (Barthes 2003) und ihren, durch routinisierte Akte des Verstehens hervorgebrachten *typischen* Lesarten der Welt, sondern auch in die konkurrierenden konzeptionellen Narrative des angemessenen sozialwissenschaftlichen Erklärens und Verstehens

35 Wie Ronald Hitzler und Anne Honer (1997, S. 23 ff.) hinzufügen, gilt die Skepsis auch gegenüber den Vorurteilen der Interpreten und deren reduktionistischen Erklärungen.

36 Siehe etwa Soeffner/Hitzler (1994, S. 28–54), Reichertz et al. (1999), Tänzler et al. (2005), Knoblauch (2010), Reichertz (2013); vgl. auch die Diskussionen bei Keller in diesem Band sowie Keller (2012a).

selbst.³⁷ Auch der sozialwissenschaftliche Elfenbeinturm hat also stets eine Hintertür offen, die auch den professionellen sozialwissenschaftlichen Hermeneuten über ihre interpretativen Akte wieder in die (wissenschaftliche) Alltagswelt (einschließlich ihrer verkörperten Individuen) zurückführt. Demnach bleiben auch sozialwissenschaftliche Interpreten/innen, wie jede(r) andere auch, in Geschichten verstrickt und seien es die konzeptuellen Narrative ihrer eigenen Disziplin.³⁸ Insofern ist es in der Tat geboten, auch gegenüber den Akten und Praktiken des sozialwissenschaftlichen Deutens und ihrer Relevanz *in* der und *für* die Diskursforschung eine reflektierte Haltung einzunehmen (siehe in Soeffner/Hitzler 1994, S. 49; Hitzler/Honer 1997, S. 23 ff.). Wenn ich mich hier also zunächst Soeffners und Hitzlers (1994: S. 49 ff.) Vorschlag einer hermeneutischen *Haltung* anschließe, so ist dies nicht viel mehr als ein Bekenntnis zur Unumgänglichkeit der Interpretation und den Akten der Weltauslegung als notwendigem Handeln in menschlichen Gesellschaften (vgl. auch Grondin 2009). Für die hier in Frage stehende interpretative Analyse von Narrativen muss man, um diese hermeneutische Haltung zu rechtfertigen, jedoch nicht nur darlegen, warum Erzählungen und auch ihre Rezeption auf interpretativen Akten basieren; vielmehr ist auch genauer zu explizieren, welche Rolle eine Hermeneutik der Erzählungen spielt und was man genauer *rekonstruiert*, wenn man Erzählungen in den Kontext von Diskursen stellt.

2.1 Erzählen als „way of world making“³⁹

Meine Ausgangsannahme ist, dass der Mensch ein *Geschichten* erzählendes, rezipierendes und interpretierendes Wesen war und ist, gleichwohl sich die Modi des Erzählens, wie die Inhalte der Geschichten freilich verändern (können) (Ricoeur 2007b, S. 9–51). Betrachtet man Erzählungen als ein spezifisches sinnkonstituierendes Aussagesystem, kann man sie gewissermaßen als einen „Metacode“ im Sinne Barthes' (1988, S. 102) begreifen, vermittels des-

37 Dies unterstreicht auch Reichertz (2013).

38 Die „Tribalisierung“ allein der interpretativen Sozialforschung, aber auch der neuerlich aufstrebenden Diskursforschung sind dafür nur zwei Beispiele (siehe in diesem Sinne auch die Beiträge dieses Bandes).

39 Ich glaube, dass Erzählungen nach wie vor ein zentraler *way of world making* (Goodman 1978) bleiben. Man muss aber sehen, dass die Wissenschaften, so etwa die Lebenswissenschaften, zu machtvollen storytellern geworden sind und der Literatur und den Medien vielleicht längst den Rang als Modellgeber möglicher Welten abgelaufen haben.

sen Menschen – kulturell wie transkulturell – erlebte Realitäten auf unterschiedliche Weise „(re-)konstruieren“⁴⁰ und *deutend verarbeiten*. Folgt man Barthes’ Rede von Erzählungen als einem Meta-Code der Kommunikation allzu streng, besteht die Gefahr, den Akt der Rekonstruktion auf die Analyse der textinternen Strukturen zu reduzieren und dabei die transtextuellen Referenzen vorschnell auszublenden. Demgegenüber möchte ich dafür plädieren, das Prinzip des Erzählens als einen fundamentalen *way of worldmaking* (Goodman 1978) wissenssoziologisch anschlussfähig zu halten.

Dazu muss man erstens sehen, dass narrative Diskurse sich nicht nur auf eine Vielzahl von Texten, sondern auf eine außersprachliche Welt beziehen (Ricoeur 2005a, 2005b). Wir machen diese, sofern wir diese gewissermaßen erzählend zur „Sprache“ bringen, überhaupt erst einmal *kommunikabel*, u. a. indem wir sie, ganz im Sinne Durkheims, mit Strukturen menschlicher Zeit sowie des Raums versehen.⁴¹ Insofern ist das Erzählen einer Geschichte selbst bereits ein (dialogischer) „transtextueller Akt“ der Interpretation, ein Akt, der entweder eine Geschichte (eine Tragödie) vor einem Publikum narrativ in Szene setzt und somit dem Publikum zu denken gibt oder aber – und dies ist nicht ohne Konsequenzen – narrative *Texte* produziert, die sich dem Leser oder auch dem sozialwissenschaftlichen Interpreten zur (kritischen) Lektüre anbieten (Ricoeur 2005a, S. 79–108; 2007a, S. 87–135). Eine sozialwissenschaftliche Analyse narrativer Diskurse muss demnach die reine Binnenper-

40 Dies im wissenssoziologischen Sinne von Bergers und Luckmanns (1980) Werk „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“.

41 Das Zur-„Sprache“-Bringen kann dabei durchaus über unterschiedliche Symbol- und Zeichenträger und deren Relationen erfolgen. Es meint hier also nicht nur die mündliche oder schriftliche Nutzung von Worten in Rede oder Text. Was aber Barthes’ Diktum betrifft, dass in einer Erzählung, vom referentiellen Standpunkt aus gesehen, nichts geschehe, so vermag ich diese Position von einem soziologischen Blickwinkel aus nicht zu teilen. Barthes meinte, es sei „ganz allein die Sprache, das Abenteuer der Sprache, deren Eintreffen ohne Unterlaß gefeiert wird“, die in der Erzählung wirke, nicht aber eine Form der Mimesis (von Handlung) oder eine Darstellung der Wirklichkeit (Barthes 1988, S. 136). Von einem bestimmten literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus mag dies eine sinnvolle reduktionistische Perspektive sein. Aber auch der Romancier entwirft seine fiktiven Welten in einer vorinterpretierten Welt, die über präfigurierte Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (Koselleck 1989) und die sie konstituierenden Erzählrepertoires verfügt, die nicht von ihm selbst geschaffen wurden. Ich halte mich daher an die für die Sozialwissenschaften anschlussfähigere Position Ricoeurs (2005a, 2005b, 2007a, 2007b, 2007c), die zwar den kreativen Vorgang des Erzählens, also die Konfiguration in den Mittelpunkt (Mimesis II) stellt, aber zugleich davon ausgeht, dass wir dabei auf eine vorinterpretierte Welt rekurren (Mimesis I), während der Rezipient seinerseits die Erzählung und die durch sie entfaltete Geschichte interpretierend aufnimmt (Mimesis III), wodurch wiederum sein Handeln beeinflusst werden kann.

spektive, also den Rekurs auf bloße inner- und intertextuelle Referenzen und Relationen, in Frage stellen. Erzählungen sind immer auch Geschichten über etwas in der *Welt*.

Zweitens verweist der Akt des Erzählens auf einen „Sprecher“ (Erzähler) und schließlich, dies wäre eine dritte Referenz, auf ein Publikum möglicher Rezipienten und Interpreten, zu denen auch sozialwissenschaftliche Interpreten zu rechnen sind. Diese Konzeptualisierung von Narrativität läuft, wie Margaret Somers unterstreicht, auf die Annahme hinaus, dass die menschliche Erfahrung von Welt durch Narrativisierung und Erzählungen konstituiert wird.⁴²

„While the older interpretation of narrative was limited to that of a representational form, the new approaches define narrative and narrativity as concepts of *social epistemology* and *social ontology*. These concepts posit that it is through narrativity that we come to know, understand, and make sense of the social world, and it is through narratives and narrativity that we constitute our social identities. They argue that it matters not whether we are social scientists or subjects of historical research, but that all of us come to *be* who we are (however ephemeral, multiple and changing) by being located or locating ourselves (usually unconsciously) in social narratives *rarely of our own making*.“ (Somers 1994: S. 606)

Ich gehe im Folgenden mit Barthes und Ricœur von einem weiten Begriff von Erzählung aus, der diese nicht auf eine spezifische (literarische) Gattung (Roman, Kurzgeschichte) reduziert. Vielmehr finden sich in Gegenwartsgesellschaften Narrationen in alltagsweltlichen Kommunikationen, Medienberichten, Glossen oder Kommentaren, aber auch in wissenschaftlichen Artikeln oder Monographien. Erzählungen sind dabei in einem allgemeineren Sinne zu verstehen, als Akte (u. a. der Rede oder des Schreibens) in denen eine Folge von Ereignissen (mindestens aber ein Ereignis) durch einen Plot zu einer verstehbaren Einheit geformt wird. Die Betonung liegt nun bei Ricœur auf dem *konfigurativen* Akt, durch den heterogene Ereignisse zu einer zusammenhängenden Einheit gefasst werden, gleich ob es sich dabei um einen Mythos,

42 Psychologen, Sozialarbeiter, Organisationssoziologen, Medizinhistoriker, Medienwissenschaftler, Rechtstheoretiker, Anthropologen, Philosophen und feministische Forscherinnen haben sich diese Annahme bereits in Theorie und Praxis zunutze gemacht (Vgl. u. a. Somers (1994), Hajer (1995), Kaplan (1993), Schwab-Trapp (1996), Viehöver (1997, 2000, 2001, 2003, 2005, 2012a, 2012b, 2013, 2014a, 2014b), Wolf (2002), Müller-Funk (2008), Arnold (2012), Arnold et al. (2012), Koschorke (2012), Paulitz (2012).

Epos, einen Roman, eine Anekdote handelt.⁴³ Als leiblich verfasste Akteure schöpfen Menschen in Akten des Erzählens – auf mehr oder weniger *kreative* Weise – aus dem Vorrat (inter-)kulturell verfügbarer Geschichten (vgl. Müller-Funk 2008). Sie tun dies, im Rahmen von sozialen Feldern (und von denen das literarische Feld nur ein mögliches ist), um gelebte Erfahrungen im Narrativ zum Ausdruck zu bringen, Ideologien zu aktualisieren oder mögliche Welten in Fiktionsgeschichten zu entwerfen, sei es, um zu sagen, wer wir als Kollektiv oder Individuum sind bzw. waren, sein könnten oder sollten.

In welchem Verhältnis stehen nun Diskurs und Erzählung. Die Unterscheidung von *Story* und *Diskurs* ist eine durch strukturelle Analysen etablierte analytische Differenz. Gérard Genette (2010, S. 11) hat diese Beziehung in seinem „Diskurs der Erzählung“ noch weiter differenziert.

- Genette verwendet den Begriff der Erzählung im Hinblick auf *narrative Aussagen*. Er meint damit die (formal) strukturierten Aspekte des mündlichen, schriftlichen (und man müsste ergänzen: visuellen) Diskurses. Plots, binäre Oppositionen, Kollektivsymbole, Aktanten-, Wertstrukturen sind konstitutive Elemente, die dem Diskurs seine narrative Form geben.
- Von Geschichten spricht Genette hingegen im Hinblick auf ‚reale‘ oder ‚fiktive‘ ‚Ereignisse‘ bzw. ‚Vorkommnisse‘ in der Welt, von denen Erzählungen jeweils berichten. Gemeint ist also der durch die Erzählung konfigurierte *Gegenstand* der narrativen Rede, der in der narrativen Rede zur Sprache gebracht wird. Dazu gehören dann auch die Konstruktionen und Konfigurationen möglicher Welten⁴⁴. Hier sind es die Vorkommnisse und Situationskontexte, Dinge, Handlungen, Figuren und deren Beziehungen, auf die in der Erzählung Bezug genommen wird. Diese Differenzierung scheint es meiner Ansicht zu erlauben, den Sinn- und Bedeutungsaspekt (narrativer) Diskurse schärfer zu unterscheiden.
- Genette *spricht* von der Narration, wenn er den *Akt* der narrativen Rede selbst meint. Gemeint ist damit, dass jemand (und sei es der Text, das Bild oder ein Film) jemandem etwas, im Rekurs auf formale und inhaltliche kulturelle Wissensbestände oder Traditionen, erzählt. Hierbei handelt es sich aber nicht notwendig um einen Autoren oder einen Erzähler aus Fleisch und Blut. Der Erzähler kann auch Element des narrativen Textes selbst sein und somit nicht identisch mit dem Autor des Textes. Dies ist z. B. bei Odysseus’ Rede im einschlägigen Homerschen Text der Fall, aber auch in wissenschaftlichen Texten treten häufig Erzähler als „Zeugen“ auf den Plan.

43 Vgl. Ricœur (2007a, S. 54 ff.), Arnold (2012, S. 40 f.) und Eggins/Slade (1997).

44 Vgl. Ricœur (1991a, 1991b, 1991c, 1991d; Eco 2004, S. 256–279).

2.2 Erzählung und Diskurs

In einem nächsten Schritt wird nun das Verhältnis von Erzählung und Diskurs genauer geklärt. Dabei werden narrative Strukturen – durchaus im Sinne der wissenssoziologischen Diskursanalysen – als *ein* zentrales bedeutungsgebendes Strukturelement von Diskursen verstanden. Ricœur (2005a, S. 32) Diskursbegriff schließt zunächst an Benveniste an, der diesen an den Gebrauch der Sprache knüpft. Diskursinstanzen begannen entsprechend mit Sätzen, nicht mit Zeichenrelationen. In diesem Sinne spricht Ricœur (ebd.) von einem Diskurs als (bedeutungsvollem) Ereignis, wenn jemand jemandem etwa über etwas sagt, sei es durch mündliche Rede oder in schriftlicher Form. Damit bindet er den Diskursbegriff nicht nur an kollektive und individuelle Akteure als potentielle Sprecher und Hörer (zu)rück. Sein Blick richtet sich explizit auf die gesamte Kommunikationssequenz (Sprecher/Autor – Rede/Text – Hörer/Leser), wobei die Rolle des Hörers/Lesers eine zunehmend zentrale Bedeutung in Ricœur's Diskurskonzept erlangt. Dies heißt gleichwohl nicht, dass er den Diskursbegriff auf die Ereignisaspekte der Praktiken der (narrativen) Rede beschränkt, denn es geht ihm nicht nur darum, den dynamischen Aspekt der Diskurse zu betonen, sondern um die Sinn- und Bedeutungsaspekte der Diskurse, kurz: um deren *Aussage* einerseits und um dessen *Referenzen* anderseits. Und um diese Dialektik von Ereignis und Bedeutung (*event* und *meaning*) für eine hermeneutisch und analytisch inspirierte narrative Diskursanalyse fruchtbar machen zu können, verweist er zunächst auf vier Grundzüge eines Diskursbegriffs, der nicht an semiotischen Codes, sondern an *Praktiken des Sprachgebrauchs* ansetzt (Ricœur 1972, S. 253 f.; 2009, S. 197 ff.).

- Danach wird der Diskurs stets in der *Zeit* und damit in einer bestimmten Gegenwart realisiert. Damit grenzt Ricœur den *Sprachgebrauch* vom virtuellen Charakter des Sprachsystems ab. Ihn interessieren aber weniger einzelne Zeichen oder einzelne Sätze, sondern mit Erzählungen und Texten diskursanalytische Einheiten jenseits des Satzniveaus. Diese werden in bestimmten Situationen und Kontexten von Sprechern geäußert oder von Rezipienten angeeignet.
- Zudem ist der Diskurs anders als das System der Sprache, die kein Subjekt hat, *reflexiv*. D.h., der Diskurs bleibt durch einen Satz von Indikatoren (z. B. Personalpronomen) an Sprecher rückgebunden. In diesem Sinne bleiben Akteure in dialogischen Handlungssituationen explizit als Sprecher oder Hörer, Autoren oder Leser im Blick der Diskursanalyse bestehen. Sprecher (Erzähler) sowie Hörer (Leser) sind dabei immer auch als (mögliche) Referenten von narrativen Diskursen zu denken.

- Weiterhin ist der Diskurs durch seinen *Weltbezug* charakterisiert. Damit nimmt Ricœur eine phänomenologische Gegenposition zu analytischen Haltungen ein, die sich allein auf die Binnendimensionen von Texten und Relationen von Zeichen beziehen. Hier kommt Ricœurs phänomenologische Herkunft und die Lektüre Heideggers zur Geltung. Denn Ricœur geht davon aus, dass die menschliche Existenz notwendigerweise von Interpretationen durchdrungen ist und wir Welt durch Sprachgebrauch zum Ausdruck bringen müssen. In Diskursen geht es, so Ricœur, um die bedeutungsvolle Beschreibung, Repräsentation und den Ausdruck einer Welt. Der Diskurs aktualisiert dabei die nur virtuell symbolische Funktion der Sprache.
- Schließlich betont Ricœur den *kommunikativen Aspekt* von Diskursen, denn diese sind in pragmatischer Hinsicht Austausch von *Mitteilungen* und haben in diesem Sinne einen spezifischen oder unspezifischen *Adressaten*, Adressaten, die wiederum als mögliche Interpreten in Frage kommen, ein Umstand der auf die Unabgeschlossenheit von interpretativen Prozessen verweist.

Ein weiterer entscheidender Schritt in der Charakterisierung von Ricœurs Diskurskonzept besteht nun in der Überschreitung des dialogischen Handlungskonzepts, das sich im Wesentlichen am face-to-face Modell orientiert. Für das Verständnis des Ricœurschen hermeneutischen Strukturalismus bedeutet dieser Schritt eine deutliche Distanzierung zu subjektorientierten Hermeneutiken in der Tradition Schleiermachers, weil sich hier der objektivierte (narrative) Text (und dessen Strukturen) zwischen Sprecher (Autor) und Hörer (Leser) schiebt. Schriftliche Diskurse sorgen in diesem Sinne durch die Entkopplung von Sprecherintentionen und Text für eine neue emergente Diskursebene, ohne dass aber die Rolle von Akteuren damit preisgegeben würde.

Diese Dezentrierung hat wiederum Folgen für die oben genannten vier Eigenschaften des Diskurses, wobei Ricœur betont, dass es sich sowohl bei mündlichen als auch bei schriftlichen Werken um legitime Diskursformen handelt. Gleichwohl basiert der schriftliche Diskurs auf Eigenschaften der Entäußerung, die ihm einen eigenständigen Charakter verleihen (Ricœur 1972, S. 254 ff.; 2009, S. 197 ff.).

- Insofern halten Diskurse das Ereignishafte des diskursiven Ereignisses, sein Fließen, in gewissem Maß durch schriftliche (oder visuelle) Aufzeichnung auf und verhindern so sein Vergessen. Zugleich machen sie Diskursereignisse von Raum und Zeit unabhängiger.
- Zweitens werden durch die Objektivierung die Sprecherintention und die Bedeutung des Textes oder Werkes entkoppelt. An diesem Umstand äußert sich auch der Bruch mit einer an Schleiermacher orientierten Hermeneutik,

denn aus Ricoeurs Sicht treten das vom Autor oder den Autoren Gemeinte und die Bedeutung des Textes im schriftlichen Diskurs auseinander. Zwar ist auch der geschriebene Diskurs nicht ohne Autor(en), aber „das Schicksal des Textes (...) entzieht sich dem begrenzten Lebenshorizont des Autors völlig“, wie Ricoeur (1972, S. 257) bemerkt. Dadurch wird der Diskurs des Sprechers/Autors/Erzählers nicht nur für konkurrierende Interpretationen geöffnet, deren Auslegungen ihre eigene Legitimität beanspruchen können. Vielmehr sind Diskurse hinsichtlich ihrer Wirkungen und ihrer (institutionellen) Effekte sehr viel offener für (nicht-intendierte) Nebenfolgen.

- Drittens weisen schriftliche Diskurse über die gemeinsame Gesprächssituation des Dialogs hinaus. Der enge sozio-historische Kontext der Gesprächssituation wird durch den verschriftlichten Diskurs aufgebrochen und somit von den ursprünglichen Produktionsbedingungen unabhängig. Schriftliche Diskurse sind demnach offen für zeitlich und/oder soziokulturell entfernte Wiederaufnahmen, Aneignungen und (Re-)interpretationen. Die diskursiv erzeugte Welt schriftlicher Diskurse konstituiert das „Ensemble der durch Texte eröffneten Bezüge“ (ebd., S. 258 f.), wobei die Entwürfe, wenn sie institutionell folgenreich sind, überdauernde, nicht-situative Bezüge des Menschen zu seiner Welt sein können. Dies gilt etwa für die Narrativisierung der Krise Europas bzw. der Folgen der Krise der gemeinsamen Währung in den aktuellen Diskursen.
- Schließlich weitet sich der Kreis der Adressaten auf prinzipiell jeden, der Lesen kann, aus. Aus der Sicht des Sprechers wird der Kreis der Adressaten diffuser als dies in der dialogischen Situation der Fall ist. Damit eröffnen sich aber auch stets neue Möglichkeiten für Konflikte der Interpretation, indem Akteure vorhandene Diskursdokumente/-monumente auf kritische Weise kommentieren oder re-interpretieren. In diesem Sinne ist Dekonstruktion keine Eigenschaft von sozialwissenschaftlichen Dekonstruktivistinnen oder professionellen Hermeneuten, sondern die normale Praxis der Interpretation und Auslegung in pluralistischen Kulturen.

Ein solches, die dialogische Situation überschreitendes Diskursmodell ist zunächst einmal notwendig, um die Dynamik komplexer (historischer) Diskurse (e. g. Klimadiskurse; Eurokrise) und ihrer (institutionellen) Effekte überhaupt angemessen zu beschreiben und sozialwissenschaftlich deuten *und* erklären zu können. Das Textmodell⁴⁵ ist daher für die narrative Diskursanalyse geeigneter als das Dialogmodell, u. a. deshalb, weil gerade wis-

45 Aber Ricoeur geht es zumeist nicht nur um die Analyse und Deutung von einzelnen Texten (z. B. Romane), sondern um komplexere Werke und literarische und historische (Erinnerungs-)Diskurse.

senschaftliche und politische Diskurse sowie insbesondere der Mediendiskurs schon als natürliche Daten wesentlich schriftlich (u.a. auch symbolisch, filmisch) fixiert sind. Mit dem Textmodell verlässt Ricœur Analyse letztlich aber auch die Satzebene, wie Thompson (2009, S. 13) unterstreicht: „As a work of discourse, the text preserves the properties of the sentence, which presents them in a new constellation which calls for its own type of interpretation“. Ricœur erweitert schließlich sein Modell ein weiteres Mal, in dem er die Grenzen des Textmodells selbst noch einmal aufweicht (Ricœur 2009). Er schlägt vor, den Gegenstand einer Hermeneutik nicht mehr allein in der (sozialwissenschaftlichen) Interpretation und der Exegese von Texten zu sehen, vielmehr insistiert er darauf, dass sich der hermeneutische Akt nicht nur an der Polysemie von Symbolen und der Auslegung von schriftlichen Texten und Werken (Textdokumenten einer Kultur) abarbeitet, sondern dass auch Handlungen und Praktiken Gegenstand der Interpretation sind (Ricœur 2009, S. 197–221). Aufgabe der Hermeneutik besteht nach Ricœur darin,

„(...) die Gesamtheit der Vorgänge zu rekonstruieren, durch die ein Werk sich von dem undurchsichtigen Hintergrund des Lebens, Handelns und Leidens abhebt, um von einem Autor an einen Leser weitergegeben zu werden, der es aufnimmt und dadurch sein Handeln verändert. Für die Semiotik bleibt der einzige stichhaltige Begriff derjenige des literarischen Textes. Die Hermeneutik hingegen bemüht sich darum, den gesamten Bogen der Vorgänge zu rekonstruieren, durch die aus der praktischen Erfahrung Werke, Autoren und Leser hervorgehen. Sie beschränkt sich nicht darauf, die *mimesis* II zwischen die *mimesis* I und die *mimesis* III zu stellen. Sie will die *mimesis* II durch ihre Vermittlungsfunktion kennzeichnen. Es geht also um den konkreten Prozeß, durch den die Textkonfiguration zwischen der Vorgestaltung (*préfiguration*) des praktischen Feldes und seiner Neugestaltung (*refiguration*) in der Rezeption des Werkes vermittelt.“ (Ricœur 2007a, S. 88)

An diesem Punkte eröffnen sich m. E. Anschlussmöglichkeiten der narrativen Diskursanalyse an die wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA), denn diese interessiert sich explizit für die „institutionell-organisatorisch regulierten Praktiken“ (Keller # 7 in diesem Band).⁴⁶ Im Folgenden liegt jedoch besonderes Augenmerk auf einer für das Verstehen von Geschichten konstitutiven Eigenschaft, die darin besteht, dass Erzählungen auf *konfigurativen* Akten (der Fabelkomposition) beruhen; gerade dieser Umstand ermöglicht es, nicht nur die Chronologie der laufenden Handlungen und Ereignisse mit

46 Siehe auch Keller (2004, 2005, 2012a, 2013) und Keller/Truschkat (2012).

ihren Partizipanten zu einer sinnvollen Geschichte zu formen, ihr eine spezifische Dramaturgie zu verleihen, sondern zudem auch unterschiedliche intertextuelle und kontextuelle Bezüge herzustellen (Ricoeur 2007a, S. 54 ff.).

3. Erzählungen zwischen Erklärung und Interpretation

3.1 Erzählungen als Struktur und Praxis narrativer Rede

Soeffner und Hitzler (1994, S. 49) haben in Bezug auf die Analyse von Prozessen des Verstehens darauf hingewiesen, dass der sozialwissenschaftliche Interpret die *Deutung von Akten* nur angemessen begreifen kann, sofern man auch die *Akte der Deutung* zum Gegenstand mache. Damit werden Prozesse des Verstehens selbst problematisiert. Ähnlich ließe sich bezogen auf Erzählungen formulieren, dass man nicht nur konkurrierende Erzählungen (als Deutungen von „Akten“) thematisieren, sondern zugleich auch die Prozesse und Strategien des Narrativisierens reflektieren muss. Im Folgenden wird der Fokus dabei deshalb auf die *konfigurativen* und *refigurativen* Leistungen narrativer Diskurse gelegt, weil diese verdeutlichen, warum und in welcher Weise Erzählungen interpretative Akte implizieren, mittels derer soziale Akteure als *Erzähler* Ereignisse, Handlungen und ihre Kontexte aufgreifen, aktualisieren, durch einen narrative Plot konfigurieren und schließlich im Prozess der Aneignung durch den *Leser* zu einer bedeutungsvollen Geschichte formen (vgl. dazu Ricoeur 2007a, 2007b, 2007c).⁴⁷ Erzählungen können deshalb erstens als *ein* entscheidendes Medium Diskursen *Form* zu geben verstanden werden; damit ist nicht behauptet, dass Diskurse notwendig und immer die Form von Narrationen annehmen müssten (White 1990). Zweitens impliziert der Akt der Konfiguration eines narrativen Plots prinzipiell die Chance einer kreativen Neuinterpretation von Situationen, Ereignissen und Wissensordnungen.⁴⁸ Diesbezüglich muss man aber berücksichtigen, dass

47 Ricoeur (2007a) versteht Erzählungen im Sinne Aristoteles als Mimesis von Handlungen. Er sieht hier im Sinne eines komplexen hermeneutischen Prozesses eine dreifache Mimesis am Werke, die erstens auf dem Vorverständnis einer immer schon sinnhaft konstituierten Welt (Mimesis I), dem Akt der interpretierenden Konfiguration (Mimesis II) und schließlich der refigurierenden Aneignung durch den Leser (Hörer) der Geschichte (Mimesis III) beruht.

48 Eine Reduktion von Erzählungen auf narrative Schemata ist daher verkürzend. Denn, wenn man akzeptiert, dass es sich bei einem Skript um ein komplexes Schema handelt, ist es der Akt der Konfiguration, der eine kreative Neubestimmung der Fabel/des Plots ermöglicht. Erzählen bedeutet nicht (notwendig) die Wiederaufführung des immer Gleichen. Zudem kann die narrative Rede in darstellender, expressiver, aber auch

Erzählungen und ihre konstitutiven Strukturen in den sich täglich reproduzierenden narrativen Diskursen in der Regel latent bleiben. Wie Müller-Funk (2008, S. 14) betont, „funktionieren“ Erzählungen insbesondere dann, wenn sie latent bleiben. Das Erzählen und Verstehen von Geschichten folgt in diesem Fall alltäglichen Routinen. In offenen Deutungskonflikten hingegen werden Deutungsunterschiede zwischen Diskursgemeinschaften jedoch zunehmend manifest und der Prozess des *Konfliktes der Interpretationen* manifestiert sich im Rahmen konkurrierender narrativer Plots; wobei jedoch nicht die Prinzipien und Prozessstrukturen des Erzählens (die Akte des Deutens und Narrativisierens) selbst zum Thema und entsprechend reflektiert werden. Hier steigen im Prinzip die Chancen kreativer Transformationen, durch die die Akteure der Sozialwelt die narrativen Deutungsakte der konkurrierenden *Diskurskoalitionen* (Hajer) „dekonstruieren“. Das sozialwissenschaftliche Interesse nimmt aber bewusst eine reflexive Haltung zu diesen narrativen Diskursen ein.⁴⁹ Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive ist es daher nicht ausreichend, auf die quasi-natürliche, weil alltagsverständliche Plausibilität des Begriffs der Erzählung zu setzen bzw. auf die Kompetenzen sozialer Akteure, Geschichten erzählen, verstehen und interpretieren zu können. Insofern implizieren sowohl die strukturalistische Analyse von Narrationen, einschließlich der Identifikation von Strategien und Techniken der Narrativisierung, als auch deren hermeneutische Aneignung durch den sozialwissenschaftlichen Interpreten, die Reflexion der Akte des Narrativisierens.⁵⁰ Man kann diesbezüglich im Hinblick auf kultur- und diskurstheoretisch interessierte narratologische Ansätze grob zwei einander ergänzende Perspektiven unterscheiden, die perspektivisch entweder von der objektivierten narrativen Aussage als *opus operatum* (stories told) oder aber von Prozessen der narrativen Rede (narrative discourse) ausgehen (Booth 1983; Barthes 1988; Phelan 2006; Arnold 2012; Viehöver 2014a).⁵¹

pragmatischer/appellativer Perspektive erfolgen. In dieser Hinsicht gehen Erzählung und die sie generierende narrative Rede über rein kognitive Einstellungen hinaus (siehe auch 2005a, S. 212–267).

- 49 In diesem Punkt fügt sie sich in den Kanon Sozialwissenschaftlicher Hermeneutiken ein (Soeffner 2000, 2006; Soeffner/Hitzler 1994).
- 50 Neben das Ziel der Rekonstruktion der konkurrierenden Narrativisierungen von Ereignissen und Handlungen (e. g. Geschichten als synthetisierende Deutungen von Akten), die einen narrativen Diskurs ausmachen, kann eben auch die Reflexion der Akte der Narrativisierung treten.
- 51 Dies bedeutet nicht, dass die Rolle von „Akteuren“ im ersten Falle ausgeblendet werden kann oder auch nur ausgeblendet ist, denn selbst bei Barthes ist, auf der Ebene narrativer Kommunikation, die Beziehung von Adressant und Adressat anvisiert (vgl. Barthes 1988, S. 125 ff.). Aber die Frage ist, auf welcher Ebene diese „Akteure“ agieren,

(1) Einige strukturalistische Autoren greifen diesbezüglich Aristoteles' Überlegungen auf und betonen wesentlich die *episodische* Struktur von Erzählungen; diese organisiert sich dabei um ein oder mehrere Ereignisse oder Konflikte bis hin zu deren versöhnlicher oder dramatischer Auflösung (Ricoeur 2007b, S. 68 ff.). Dabei kann zunächst offen bleiben, ob es sich hier um „reale“ oder „fiktive“ Ereignisse handelt. Aufgabe der Analyse ist dann die Zergliederung der Erzählung in ihre konstitutiven Einheiten (Mytheme). Die einfache Aristotelische Unterscheidung (Anfang, Mittelteil, Ende) kann allerdings ebenfalls nur eine grobe Hilfe darstellen, zum einen, weil zumindest der Mittelteil einer Erzählung höchst komplex sein kann, aber zum anderen auch, weil unterstellt scheint, dass die Erzählung von einem Erzähler tatsächlich zu Ende erzählt wird und nicht eine Erzählung mit offenem Ende ist, die es dem Publikum selbst überantwortet, die Geschichte zu Ende zu denken (vgl. Kaplan 1993; Ricoeur 2007b, S. 43 ff.). Einige strukturalistische Autoren betonen zudem die Analogien zwischen Erzählungen und Sätzen (Ricoeur 2007b, S. 79). Erzählungen seien lange Sätze, meinte Barthes (1988, S. 104 ff.) einmal, so wie konstative Sätze Skizzen von Erzählungen seien. Er untersucht dann Erzählungen im Hinblick auf die drei Ebenen (a) der Ebene der *Funktionen* (Kardinalfunktionen / Katalysen / Indizien / Informanten)⁵², (b) der *Handlungen* (Aktanten, deren Handlungen und Beziehungen) und (c) der *Narration*, die sich wiederum durch formgebende Strukturen (Fabelkomposition/Plot) und sinngenerierende Integrationsprozesse auszeichnen. Die (proto-)typischen Strukturen, Ebenen oder Charakteristika von Erzählungen als den Produkten narrativer Rede sind Gegenstand der strukturalistischen Rekonstruktions- sowie der hermeneutischen Interpretationsarbeit, auf die ich im Folgenden zu sprechen komme.⁵³

ob in der sozialen Welt oder der Quasi-Welt der Texte als Partizipanten oder Aktanten der erzählten Handlungen.

- 52 Genauer unterscheidet Roland Barthes (1988, S. 102–143) zwei Klassen narrativer Einheiten. Die distributionellen Einheiten (Funktionen) verknüpfen die „Ereignisse“ einer Erzählung oder Erzählsequenz, wohingegen die integrativen Einheiten (Indizien, Informanten) zusätzliche Informationen, etwa über den Charakter eines Akteurs beziehen oder aber eine Situation schildern.
- 53 Von besonderem Interesse sind dabei u. a. die episodischen Strukturen von Erzählungen, die Strukturen der Werte (z. B. binäre Oppositionen), Kardinalfunktionen der Aktanten und ihren Beziehungen oder auch die durch narrative Strategien konfigurierten Strukturen der Argumentation, sowie die durch die narrative Rede entfalteten Strukturen von Raum und Zeit (Lévi-Strauss 1975, 1977; Barthes 1988). Andere stellen eher auf Narrationen als mentale kognitive Schemata ab und arbeiten prototypische Faktoren des Narrativen heraus (Fludernik 1996, 2000, 2006).

(2) Die zweite Position betrachtet die *Praxis des Erzählens* als eine komplexe strukturierte und strukturierende kommunikative Handlung, durch die sowohl Intersubjektivität, als auch Interobjektivität konstituiert wird (Booth 1983; 2007b; Genette 2010; Paulitz 2012). Aber auch hier gilt, dass es sich nicht unbedingt um die Erzählpraktiken körperlich⁵⁴ anwesender Individuen handeln muss, wie bei der mündlichen Erzählung (z.B. biographische Erzählung). Wenn die Erzählung nämlich über den narrativen ‚Text‘ vermittelt wird und dadurch nicht mehr unmittelbar Beziehungen zwischen verkörperten (sozialen) Akteuren und/oder (diskursiven) Feldern stiftet, kommt es wiederum darauf an, herauszuarbeiten, welche Strategien des Narrativisierens im Text appliziert wurden, z.B. im Hinblick auf Zeit (Dauer, Frequenz, Ordnung), Modus (z.B. distanzierte narrative Rede, transponierte (indirekte) oder dramatische Rede) und Erzähler (z.B. als Teilnehmer an der politischen Erzählhandlung oder distanzierter Beobachter.⁵⁵ Die Praktiken des mündlichen oder schriftlichen Erzählens und ihre Inszenierung im Drama oder Film greifen zweifelsohne in der Regel auf überlieferte Erzählmuster und typische Erzählmuster (Tragödie, Komödie, Romanze, Satire)⁵⁶ sowie typische Strategien des Erzählens zurück (Booth 1983; Genette 2010; Arnold 2012), ohne dass dies den erzählenden oder rezipierenden Akteuren jedoch bewusst sein müsste.

„Mehr erklären, um besser zu verstehen“, dies war die Formel, die Ricoeur (2005a, S. 45 ausführlicher S. 79–108) wählte, um die Komplementarität strukturaler Erklärungen und hermeneutischer Interpretationen anzukündigen. Sein Konzept nimmt, anders als bei Dilthey, seinen Ausgang nicht von naturwissenschaftlichen, sondern von linguistischen Modellen des strukturalen Erklärens (Lévi-Strauss 1975, 1977; Greimas 1970, 1971). Ricoeurs Gegenstandsbereiche sind daher in der Regel (schriftlich) objektivierte Texte oder Werke als Diskurseinheiten jenseits des Satzniveaus. Jedoch hat er sich im Verlauf seines Schaffens zunehmend von einem engeren Textmodell getrennt und letztlich, neben anderen Formen der Fixierung, Sinn und Bedeutung einbezogen. Damit können aus seiner Sicht auch komplexe Handlungen und Praktiken in den Blick genommen und unter Sinn- und Bedeutungsaspekt analysiert werden (Ricoeur 1981, S. 197–221). Ricoeur lädt den Leser dabei zu einem doppelten Zugang zum (textuellen) Datenmaterial ein, wobei er versucht, den von Dilthey propagierten scharfen Gegensatz zwischen hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen und objektivierend-erklärenden Positionen abzumildern. Dies geschieht einerseits, indem er die sprachbasierte Welt der „Texte“ als *den* objektiven Gegenstandsbereichs begreift, auf den struktu-

54 Zur Rolle des Körpers bei Heidegger, Foucault und Bourdieu siehe Turner (2012).

55 Vgl. Genette (2010), Ricoeur (2007b, S. 104 ff.).

56 Vgl. Frye (1957, 1963), White (1991; 2007b, S. 75 ff.).

rale Erklärungsmodelle legitimerweise Anwendung finden können (Ricoeur 2005a, S. 90 ff.; 2007b, S. 52–102). Damit nimmt er einen ersten Bruch mit der Perspektive und den Routinen des alltagsweltlichen Verstehens vor. Andererseits eröffnet sein methodologisches Konzept aber auch eine *interpretative* Perspektive, dadurch dass die Welt und „Texte“ und ihre sinnkonstituierenden Strukturen wieder in die diskursiven Kommunikationsprozesse gesellschaftlicher Praxis eingegliedert werden, wodurch der Diskurs des Textes wieder mit dem Diskurs des je rezipierenden Publikum verbunden wird (Ricoeur 2005a, S. 97–108). Texte (Bilder, Handlungen) werden in diesem Falle als Elemente eines „Aktes“ verstanden, die sich der Rezipient interpretierend aneignet und mit Bedeutung versieht, indem er narrative Modelle (kreativ) auf sie anwendet (Ricoeur 2005a, S. 98–108). Beide Einstellungen zu den Dokumenten setzen freilich den Akt der Lektüre und damit einen sprachkompetenten Akteur immer schon voraus. Ich möchte für die weiteren Überlegungen ein Beispiel zugrunde legen, das jedoch nur illustrative Funktionen übernehmen kann. Es wird also keineswegs der Anspruch einer systematischen Analyse und Interpretation erhoben.

Süddeutsche Zeitung, Ressort Wirtschaft, 31.03.2014, S. 17
EURO-KRISE

Lebenshilfe für Zombies

VON MARKUS ZYDRA

Es ist lange her, aber nun gibt es endlich wieder gute Nachrichten aus der Euro-Zone. Die Rezession ist vorbei, das Wachstum kommt voran. Man kann wieder Hoffnung schöpfen, auch wenn die Situation **für** die vielen Arbeitslosen in den Peripheriestaaten sehr ernst ist. Neue Jobs sind immer noch Mangelware, denn ein Aufschwung braucht Zeit.

Der Rahmen **für** die Erholung ist stabil. Die Finanzmärkte haben es aufgegeben, auf einen Zusammenbruch der Währungsunion zu spekulieren. Dadurch sind die Kreditzinsen deutlich gefallen. Die Regierungen der klammen Euro-Staaten können ihre Schulden so günstig refinanzieren wie in der Zeit vor der Euro-Schuldenkrise. Irland und Spanien haben die Rettungsprogramme der Euro-Zone verlassen, Portugal wird wohl bald folgen. Es bleiben die Problemfälle Zypern und Griechenland. Sogar der allzeit mahnende Präsident der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, konstatiert, dass das „Schlimmste abgewendet wurde“.

Krisen verlaufen in Schüben. Wenn sie beginnen, kann man nur vermuten, wie schlimm es wird. Doch erst wenn der Kollaps droht, und der drohte Europa noch vor knapp zwei Jahren, wird die Politik aktiv. Der ESM-Rettungsschirm, die Bankenunion, der Fiskalpakt, der Druck, wirtschaftspolitische Reformen durchzuführen – all das hat Europa stabilisiert. Nun scheint die Gefahr der Euro-Schuldenkrise gebannt. Man vernimmt diesen Begriff immer seltener in der öffentlichen Debatte. Sollte sich dieses Problem nun tatsächlich in aller Stille vollends verlaufen?

Ein Blick auf den aktuellen Schuldenstand mag diese Hoffnung ein wenig trüben. Die Verbindlichkeiten der Staaten, Privathaushalte und Unternehmen in der Euro-Zone sind nämlich in den vergangenen Jahren weiter gestiegen. Je nachdem, ob nominal oder im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt gemessen, beträgt der Zuwachs seit 2007 bis zu 30 Prozent.

Noch mehr Schulden – und dennoch weniger Krise? Die EZB macht es möglich. Das Versprechen der Notenbank, im Ernstfall Anleihen angezählter Euro-Staaten zu kaufen, dient Europas Wirtschaft als strammes Korsett. Im Zuge der Rekonvaleszenz wäre es guter Brauch, das Korsett zu lockern, um zu sehen, ob Europa ohne Stütze stehen kann. Doch so weit geht die EZB noch nicht. Man fürchtet, die Euro-Zone könne dann wieder in Turbulenzen geraten.

Am Donnerstag werden Draghi und seine 23 Kollegen im EZB-Rat diesen Faden aufnehmen. Wieder geht es um die Frage, ob der historisch niedrige Leitzins von 0,25 Prozent weiter abgesenkt wird. Die Währungshüter prüfen auch, wie ernst die Gefahr einer Deflation ist. Sinken die Preise weiter, pumpt die EZB noch mehr Geld ins System. Die umfassenden Staatsanleihekäufe der amerikanischen und britischen Notenbank dienen hier als bewährte Blaupause.

In den vergangenen 30 Jahren war immer dasselbe Reaktionsmuster zu beobachten: Wenn sich die Finanzmärkte überhoben haben, sprangen die Zentralbanken ein. So geschehen 1987, als der US-Aktienmarkt plötzlich kollabierte, so geschehen 1998, als die Pleite des Hedgefonds LTCM die Stabilität des Finanzsystems gefährdete, so geschehen 2001 und 2007, bei den jüngsten großen Crashes.

Nun liegen die Leitzinsen praktisch bei null Prozent. Die Notenbanken geben Kredit ohne Limit. Die globalen Schulden sind so hoch wie nie. In der Theorie sollten die Billionen aus der Notenpresse ein Megawachstum befeuern. Doch dieser erwartete Wohlstandseffekt bleibt aus. Das billige Geld fließt stattdessen in die Spekulation. Die Aktienmärkte notieren auf Höchstständen. Schlecht wirtschaftende Zombie-Banken und Zombie-Unternehmen können überleben, weil sie sich viel zu günstig frisches Geld beschaffen können. Notwendige Pleiten bleiben aus. Die Regeln der Marktwirtschaft sind deformiert.

Die Zinsen in der Euro-Zone müssen also mittelfristig wieder ansteigen. Ansonsten drohen Inflation und eine neue Spekulationsblase. Allerdings haben die hoch verschuldeten Staaten daran kein Interesse. Viele wissen, dass höhere Kreditzinsen sofort ernste Haushaltsprobleme auslösen. Die Euro-Zone braucht deshalb mehr Wirtschaftswachstum.

Der Optimismus der Politiker ist nachvollziehbar, doch das darf nicht in Selbstzufriedenheit münden. Wirtschaftspolitische Reformen, um die Wirtschaft anzukurbeln, müssen vorangetrieben und die Bürger von der Notwendigkeit der Maßnahmen überzeugt werden.

Das Schlimmste der Euro-Krise mag abgewendet sein – man muss sich aber im Klaren darüber sein, dass es immer noch schlimm enden kann.

Abbildung 15: Lebenshilfe für Zombies

3.2 Narrative und strukturelle Erklärungsstrategien

Wenn man nun zu exemplarischen Zwecken den obigen Beispieltext aufgreift, so ließe dieser sich als ein zeitlich und räumlich verortbares diskursives Ereignis verstehen (textförmige Äußerung), das hier jedoch unter dem Aspekt von Sinn und Bedeutung (Aussage) von Interesse ist (siehe dazu auch Keller 2012a). Diesbezüglich ließe er sich aus der Perspektive der narrativen Diskursanalyse als eine Erzählung (oder zumindest Element einer Erzählung) betrachten, die fiktive und/oder reale Elemente und Handlungen inter-

pretierend aufgreift und zu einer bedeutungsvollen *Geschichte* über etwas in der Welt ausbaut. Sie ist in dem Sinne als textförmig *objektivierte* Geschichte Teil des gesellschaftlichen Archivs, „das dem individuellen und dem kollektiven Gedächtnis“ (Ricoeur 2005a, S. 82), weitgehend unabhängig von Zeit und Raum verfügbar gehalten wird und einem (unbestimmten) Publikum zu denken geben, bzw. Modelle des angemessen(er)en Handelns in Krisen vermitteln kann. Tritt der *Text* an die Stelle des Autors, stellen sich für den Zeitungsleser als alltagsweltlichen Interpreten lediglich Probleme, wenn seine praktischen Routinen und Fähigkeiten des Verstehens versagen. Für den sozialwissenschaftlichen Interpreten geht es hingegen gezielt um einen reflexiven Umgang mit der „Quasi-Welt der Texte“ und ihrer Form gebenden Narrative (ebd., S. 85).

Bei der Interpretation von Texten oder Textäquivalenten zielt Ricoeur (ebd., S. 87; 1991e) nicht, wie noch Dilthey, auf „die Kenntnis der fremden Psyche“; er will die objektivierende Einstellung strukturaler Analytiker mit der hermeneutischen Haltung versöhnen, indem er den objektivierten narrativen Diskurs (Text, Handlungen, Bilder) in einem ersten Schritt durch seine inneren Beziehungen „erklären“ will (strukturelles Erklären). In diesem Fall ist der Text als durch den Diskurs konstituiertes objektiviertes relationales Zeichen- und Symbolsystem der Gegenstand der strukturalen Analyse. Der Bruch mit dem alltagsweltlichen Verstehen setzt dabei mit der Suche nach den typischen strukturellen Beziehungen ein, die ein im Text oder Dokument vermutetes Narrativ konstituiert. Aus dieser Perspektive nimmt er jedoch die „Quasi-Welt“ des Textes ohne seine referentiellen Bezüge auf Subjekte (Erzähler/Publikum) und Welt in den Blick. Was nun die Schritte der strukturalen Analyse betrifft, so folgt Ricoeur (2005a; 2007a, 2007b, 2007c) u. a. Lévi-Strauss, Barthes und Greimas, indem er zunächst eine Zergliederung von Mythen und Erzählungen in einzelne konstitutive Sequenzen vorschlägt. Bezüglich der Identifikation der Sinnstrukturen von Erzählungen gibt es eine Reihe von analytischen Vorschlägen, die von der Identifikation von (basalen) Sequenzen, der Aktantenstruktur (Rolleninventar) bis hin zu den (typischen) Strukturen narrativer *Plots* als den Synthesen des Heterogenen reichen. Immer geht es um die Identifikation und Beschreibung von typischen/typisierbaren Relationen (Beziehungen zwischen zentralen Wertoppositionen wie Leben/Tod; Kultur/Natur; Beziehungen zwischen Aktantenrollen Held/Bösewicht; Sender/Empfänger; typische Erzählmuster), die, so die Annahme, die sinnkonstituierenden Einheiten und Relationen des Narrativs bilden. Der frühe Barthes (1988) hatte diesbezüglich ein Mehrebenen-Modell der strukturalen Analyse vorgeschlagen, das drei *Sinnebenen* unterscheidet: (a) Ebene der Funktionen (basale Sequenzen), (b) der Handlungen (Aktantenrollen + Handlungen) sowie (c) der Erzählung (Wertgegensätze; Fabel/Plot). Es berücksichtigt sowohl die *horizontalen* (Sequenzen

der Erzählung) als auch die *integrativen* Aspekte, die aus den einzelnen narrativen Elementen eine zusammenhängende Geschichte machen – Ricœur schreibt diese integrative Rolle letztlich dem *Plot* zu.⁵⁷ Auch bei der strukturalen Analyse stellt sich nicht nur die Frage, wie sich die Ergebnisse der Analyse soziologisch etwa zur Identifikation von typischen Deutungen, Wissensstrukturen und Machtbeziehungen (symbolische Macht) fruchtbar machen lassen, sondern auch die methodische Frage nach der Vorgehensweise bei der Analyse. Was genau geschieht mit dem Text als unit of analysis und womit beginne ich die (interpretative) Analyse? Welches Interesse habe ich am Text, wenn ich den Text lese, als *sei er* eine Geschichte? Diese drei Ebenen der strukturalen Analyse der Narration, die jedoch in einer integrativen Beziehung zu einander stehen, sind zu unterscheiden.

- Auf der ersten Ebene geht es um die Identifikation und Rekonstruktion der einzelnen konstitutiven Handlungssequenzen und ihrer Verknüpfungen.
- Auf der zweiten Ebene besteht das Ziel in der Identifikation des zentralen *Rolleninventars* der Erzählungen (Aktantenrollen; Greimas 1970, 1971; 2007b, S. 68–102). Die Frage ist: Welche Akteure bzw. Partizipanten nehmen welche Rollen in der Erzählung ein und welche Beziehungen unterhalten sie untereinander?
- Auf der dritten Ebene der Analyse geht es um den narrativen Diskurs, die „narrative Kommunikation“ zwischen Erzähler und Adressaten, wobei diesbezüglich die strukturale Analyse die Ebene des Textes nicht verlassen kann. Die Welt der tatsächlichen „Benutzer“ der Erzählungen in der Praxis ist, so Ricœur, für den Augenblick methodologisch ausgeblendet (Ricœur 2005a, S. 97; Barthes 1988, S. 125 ff.). Die zeitliche Reihenfolge der Handlungen der Geschichte wie sie tatsächlich erzählt wird, kann dabei, wie im obigen Beispiel, von der Reihenfolge nach der Rekonstruktion der Logik der Erzählung (Chronologie) abweichen (Vorblenden, Rückblenden). Die Erzählung, die der obige Text repräsentiert, beginnt bspw. im zeitlichen *Jetzt* der Erzählung und nimmt erst im Verlauf Rückblenden und den abschließenden Vorblick auf mögliche Welten vor.

(1) Roland Barthes (1988, S. 102–143) unterscheidet bezüglich der Identifikation der konstitutiven Elemente der Erzählung zwei Klassen narrativer

57 Die Debatte zwischen Ricœur und Greimas dreht sich wesentlich um die Frage, welche Rolle narrative Oberflächen- bzw. Tiefenstrukturen bei der Generierung von Sinn haben, wobei Ricœur meint, die Oberflächenstrukturen seien mehr als nur „a kind of reflection of deep structure“ (Ricœur 1991e, S. 288).

Einheiten. Die *distributionellen* Einheiten (Funktionen) verknüpfen die „Ereignisse“ einer Erzählung oder Erzählsequenz, wohingegen die *integrativen* Einheiten (Indizien, Informanten) zusätzliche Informationen, etwa über den Charakter eines Akteurs, beziehen oder aber eine Situation schildern. In der Klasse distributioneller Einheiten bilden *Kardinalfunktionen* die Kerne der Erzählung; sie unterscheiden sich von so genannten *Katalysen*, deren Ereignisfolgen konsekutiv, aber nicht konsequenziell sind. Dagegen sind die Kardinalfunktionen für den Fortgang der Kernhandlung der Geschichte zentral. Ihnen gilt daher besondere Aufmerksamkeit bei der Rekonstruktion des Handlungsgeschehens einer Erzählung. Die *Indizien* spezifizieren als integrative Einheiten die Charaktere oder Aktanten einer Erzählung oder sie beschreiben eine situative Stimmung („Es ist lange her, aber nun gibt es endlich wieder gute Nachrichten aus der Euro-Zone“), während Barthes davon ausgeht, dass *Informanten* dem Leser eines narrativen Textes die Orientierung in Raum und Zeit der Erzählung ermöglichen. Die Indizien und Informanten sind streng genommen also keine narrativen Einheiten, weil sie nicht für den Fortgang der narrativen Handlung sorgen, sondern die Eigenschaften und Qualitäten der Akteure und der Kontexte genauer charakterisieren. Aber genau deshalb sind sie für das Verständnis der Erzählung keineswegs nebensächlich (Ricoeur 2005a, 2005b).

Geht man von der These aus, dass im obigen Beispieltext eine typische Erzählung objektiviert ist, die die Eurokrise und Strategien ihrer Bewältigung zum Thema macht, besteht der erste Analyseschritt darin, die Erzählung in ihre zentralen Sequenzen, bestehend aus einer endlichen Folge von Einheiten, zu zergliedern und ihre wesentlichen Verknüpfungspunkte zu bestimmen. Von Kerneinheiten (Kardinalfunktionen) spricht Barthes (1988) diesbezüglich im Hinblick auf Handlungskerne, die vorangehende Handlungs- oder Entscheidungsalternativen „ausschalten“. Sie bilden die Scharniere einzelnen der Handlungsfolgen des narrativen Diskurses (Barthes 1988, S. 112). Um zwei Beispiele aus dem oben genannten Text zu nehmen:

(Beispiel 1) „Der Rahmen für die Erholung ist stabil. Die Finanzmärkte haben es aufgegeben, auf einen Zusammenbruch der Währungsunion zu spekulieren. Dadurch sind die Kreditzinsen deutlich gefallen. Die Regierungen der klammen Euro-Staaten können ihre Schulden so günstig refinanzieren wie in der Zeit vor der Euro-Schuldenkrise.“

(Beispiel 2) „Die Rezession ist vorbei, das Wachstum kommt voran. Man kann wieder Hoffnung schöpfen, (...).“

Der Verzicht der Finanzmärkte auf bestimmte Spekulationen, deutet einen solchen konsequenzenreichen Wandel der erzählerischen Handlung (Plot)

an; gleiches gilt auch für das Vorankommen des Wachstum in Beispiel 2. Worauf es bei der strukturalen Analyse ankommt, ist, jene basalen Einheiten einer Erzählung zu identifizieren, die im Hinblick auf die Erzählhandlung wichtige Entscheidungs- und Wendepunkte bilden (vgl. auch Bremond 1964; 2007b, S. 68 ff.). Ein Wendepunkt kann dabei, wie in Beispiel 3, auch durch die Unterlassung oder Verzögerung einer Handlung markiert werden (Hervorhebung vom Autor W.V.).⁵⁸

(Beispiel 3) „Im Zuge der Rekonvaleszenz wäre es guter Brauch, das Korsett zu lockern, um zu sehen, ob Europa ohne Stütze stehen kann. **Doch so weit geht die EZB noch nicht.** Man fürchtet, die Euro-Zone könne dann wieder in Turbulenzen geraten.“

Von solchen *Kardinalfunktionen* gilt es, zum einen für die zentrale Handlung weniger wichtige (konsekutiv aber nicht konsequentielle) Handlungselemente zu trennen sowie Indizien zu bestimmen, die bei der Analyse von Aktantenstrukturen relevant werden, aber nicht zu Fortgang der Geschichte beitragen (etwa: „Irland und Spanien haben die Rettungsprogramme der Euro-Zone verlassen, Portugal wird wohl bald folgen.“). Im folgenden Beispiel ist die Charakterisierung des EZB Präsidenten Draghi ein solches *Indiz*, das Auskunft über den Charakter eines Protagonisten der Erzählung gibt.

(Beispiel 4) „Sogar der **allzeit mahnende Präsident** der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, konstatiert, dass das ‚Schlimmste abgewendet wurde‘.“

Demgegenüber dienen *Informanten* dem Leser oder Hörer einer Geschichte dem Zurechtfinden in Raum und Zeit der Erzählung – dies erfolgt über Spatialisierungen und Temporalisierungen. Man könnte in der Verwendung des Begriffes der „Peripheriestaaten“ einen solchen Informanten vermuten.

(Beispiel 5) „Die Rezession ist vorbei, das Wachstum kommt voran. Man kann wieder Hoffnung schöpfen, auch wenn die Situation für die vielen Arbeitslosen in den **Peripheriestaaten** sehr ernst ist.“

(2) Auf der zweiten von Barthes vorgeschlagenen Analyseebene stehen die formalen Strukturen von Aktanten und damit das Rolleninventar einer Erzählung im Mittelpunkt (vgl. Barthes 1988, S. 121 ff.; Greimas 1971,

58 Im Rahmen von Vergleichen gilt es des Weiteren festzustellen, ob sich diese Kardinalfunktionen als typisch für eine Reihe von narrativen Äußerungen erweisen.

S. 177 ff.). Von diesem Analyseschritt kann man nicht nur Information über die Sinnstrukturen erwarten, sondern aus soziologischer Sicht auch Hinweise auf gesellschaftliche Machtverhältnisse. Im Hinblick auf die Erzählstrategien, die in narrativer Rede zur Anwendung kommen, ist es dabei nicht nur von Bedeutung, welche Rollen – Greimas (1970, 1971; Fiol 1990) spricht von Aktanten bzw. der typischen Beziehungsstrukturen – im Narrativ vorhanden sind, sondern von welchen Figuren und Charakteren diese Rollen ausgefüllt werden sowie durch welche *Handlungsmodalitäten* (z. B. Wissen/Wollen/Können/Sollen) sie in der Fabel aktiviert und in Beziehung gesetzt werden (Bremond 1964; 2007b, S. 70 ff.; vgl. auch Arnold 2012).⁵⁹ Greimas schlägt ein (induktiv gewonnenes) Modell vor, das sechs zentrale Aktantenrollen und deren Relationen (Begehren, Handlung, Kommunikation) definiert (Greimas 1971, S. 177 ff.; vgl. auch Ricoeur 2005b, S. 179 ff.). Er bezeichnet die Rollen des Helden, des Anti-Helden (villain; traitor, Bösewicht), des Senders (destinator), des Empfängers, des Objekts und schließlich des Helfers (Greimas 1970, 1971; Arnold 2012, S. 20 ff.). Es sind nun, laut Greimas, die Beziehungsmuster zwischen den Aktanten, die den spezifischen Sinn von narrativen Diskursen konstituieren und die zugleich Sorge dafür tragen, dass die Erzählung von möglichen Rezipienten verstanden und reinterpretiert und gegebenenfalls mit neuen Bedeutungen versehen werden kann. Dies zum Beispiel, indem die Figuren der Erzählungen auf überraschende Weise den im kulturellen Repertoire vorgesehenen Rollen zugeteilt werden oder etwa auch, indem die Charaktere der Figuren oder die an die Rolle des jeweiligen Aktanten gebundenen (Rollen-)Erwartungen refiguriert werden (siehe dazu Arnold 2012, S. 20 ff.). Im Mittelpunkt einer jeden Geschichte stehen zum einen die Rollen des *Subjekts* (des Helden) und seine Beziehungen zum *Objekt* (des Begehrens) sowie zum möglichen Widersacher (Bösewicht). Zum zweiten sind die Rollen des *Senders* (Auftraggebers) und des *Adressaten* (Rezipienten) von besonderer Bedeutung (Ricoeur 2007b, S. 78 ff.). Ohne an dieser Stelle eine vollständige Analyse der Aktantenstruktur anbieten und rechtfertigen zu können, ließe sich zumindest eine Hypothese bzgl. der Ver-

59 In diesem Zusammenhang ist etwa der Gebrauch der Personalpronomen/Eigennamen sowie der Modalverben [können, wollen, mögen, dürfen, sollen, müssen] und der Adverbien von Ort und Zeit von Bedeutung. Bei der Frage des Verhältnisses von Subjektivierung und Macht-Herrschaftsverhältnissen werden die Fähigkeiten des *Subjekts* relevant, sich als sprach- und handlungsfähig zu bezeichnen (Ricoeur 2006). So könnte sich die Analyse des (objektiven) Gebrauchs von Modalverben im narrativen Diskurs dabei als bedeutsam erweisen, weil die *Subjekte* hierdurch Fähigkeiten/Kompetenzen, Berechtigungen, Notwendigkeiten/Zwänge oder (eigene/fremde) Willensbekundungen anzeigen (vgl. auch Arnold 2012).

teilung der sechs von Greimas angenommenen Aktantenrollen formulieren und schematisch festhalten (Abbildung 16).

Die Identifikation der Aktantenrollen bzw. der Protagonisten der Erzählung, die diese Rollen ausfüllen, ist aber nicht ausreichend. Des Weiteren muss Analyse der *Handlungen* und der Beziehungen der Aktanten untereinander erfolgen. Dazu werden auch die Ergebnisse der ersten Analyseebene herangezogen. Indizien dienen etwa der genaueren Charaktersistierung der Aktanten bzw. der sie ausfüllenden Protagonisten – so werden die Anti-Helden des Narrativs über ihre Handlungen (Finanzmärkte → spekulieren) oder bestimmte Attribute (Zombie-Banken; der allzeit mahnende Draghi; Europa als Rekonvalenzent) genauer beschrieben. Der obige Beispielttext zeigt nun aber, dass auch bei objektivierenden strukturalen Analysen Fragen der Interpretation ins Spiel kommen – muss etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die Rolle des Helden der Krisenerzählung der Politik oder EZB (Draghi) zugeschrieben werden?

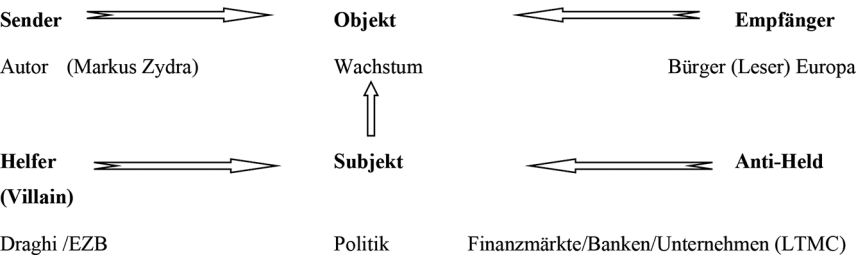


Abbildung 16: Aktantenstruktur nach Greimas

Muss man, angesichts der Mannigfaltigkeit von Partizipanten, das von Greimas vorgeschlagene Modell von sechs Aktanten wieder erweitern (vgl. dazu auch Barthes 1988, S. 123 ff.)? In jedem Falle ist Ricœurs (2007b, S. 72 ff.) Hinweis zu berücksichtigen, dass auch das schematische Aktanten-Modell Greimas´ und die Bestimmung von Rolleninventaren nicht ausreichend ist, um den Sinn von Erzählungen angemessen zu verstehen. Zum einen wird die Sinnstruktur von Erzählungen erst nachvollziehbar, wenn man die Handlungen/Unterlassungen von Partizipanten in Aktantenrollen genauer in den Blick nimmt (so auch Barthes 1988, S. 121 ff.). Hierbei werden sozusagen die Handlungsfiguren (Sender, Empfänger, Held usw.) der Erzählung mit den Handlungen (Funktionen) in Beziehung gesetzt. Zum anderen kritisiert Ricœur (2007b, S. 78 ff.), dass die strukturelle Analyse dazu tendiert, Erzählungen zu entzeitlichen, etwa indem man letztlich nur die zentralen Wertoppositionen der Erzählung (Tiefendimension der Erzählung) schematisch isoliert und sie zu den konstitutiven Sinnstrukturen erklärt. Ein Kandidat wäre im obigen Fall das „Wachstum“, das zugleich die Aktantenrolle des Ob-

jekts innehat. Ricoeur wendet ein, wir erfahren durch die Identifikation des Rolleninventars zwar etwas über die Beziehungen der zentralen Protagonisten, denen agency bzw. Handlungskompetenzen zu- oder abgesprochen werden, die als (Er-)Leidende oder Handelnde charakterisiert werden, aber nichts über die Semantik der Handlung der Erzählungen.

(3) Sein Argument ist daher, dass wir erst durch die Rekonstruktion der Fabel und die Strategien der Fabelkomposition etwas über die Gestaltung der Erzählung erfahren (ebd.). Ihren spezifischen Sinn erhalten die elementaren Sequenzen und Aktanten / Handlungsstrukturen erst auf der dritten Ebene der Analyse, der Ebene der Narration (Barthes 1988, S. 125).

„Die Fabel ist eine Bewegung; die Rollen sind Posten, Positionen, die im Laufe der Handlung eingenommen werden. Kennt man alle Posten, die eingenommen werden können – kennt man also alle Rollen –, *so kennt man noch keinerlei Fabel*. Eine wie immer verzweigte Nomenklatur ergibt noch keine erzählte Geschichte. Man muß erst noch Chronologie und Konfiguration (...) miteinander verbinden.“ (Ricoeur 2007b, S. 76)

Während Greimas die Tiefenstrukturen (zumeist scharfe binäre Oppositionen wie Leben/Tod) der Erzählungen für sinnkonstitutiv hält, schreibt Ricoeur den narrativen Strukturen und dabei insbesondere dem *Plot* die zentrale sinnkonstituierende Rolle zu. Soziologisch interessant ist hierbei nun, dass man sich zum Verständnis der Narrationen „kulturell an erkannten Konfigurationen, jenem Schematismus der Erzählung zuwenden [muss], der in den von der Tradition überlieferten typischen Fabelformen am Werk ist“ (Ricoeur 2007b, S. 75; siehe auch Frye 1963; White 1990, 1991). Die Frage der Fabelkomposition möchte ich im nachfolgenden Kapitel gesondert behandeln, da sie der *Modus* der Sinnkonstitution durch den Akt des Erzählens ist. Sie ist als Akt der Deutung zu verstehen, durch den Welt zur Sprache gebracht wird, und zugleich eine strukturgebende Deutung der Akte und Vorkommnisse, auf die dabei selektiv und konfigurierend Bezug genommen wird.

Zuvor möchte ich aber kurz darauf hinweisen, dass die strukturelle Analyse zunächst noch in der Quasi-Welt des Textes verbleibt. Die strukturelle Analyse kann sich dabei u. a. auch auf typische Formen und Strategien des Erzählens konzentrieren, durch die die Geschichte Form erhält (z. B. Plotmuster, Gattungen, direkte, indirekte, erlebte Rede). Dabei geht es wesentlich darum, *wie* die Geschichte (story) typischerweise zur Sprache gebracht wird und nicht darum, was in der Fabel bzw. durch den Plot erzählt oder verschwiegen wird. Barthes insistiert etwa darauf, dass die narrative Kommunikation zwar einen Adressanten und einen Adressaten der Erzählung kennt

(Barthes 1988, S. 125). Er sieht diese aber nicht als Sprecher aus Fleisch und Blut oder als Repräsentanten einer Organisation oder eines kollektiven Akteurs. Die „Sprecherposition“ wird vielmehr in der Geschichte selbst eingenommen, der Sender und Rezipient sind Figuren aus „Papier“ (Barthes 1988, S. 126.). Die strukturelle Analyse fragt daher formal danach, wie Sender und Adressaten im Narrativ bedeutet und entsprechend positioniert wird (siehe auch Phelan 2006).⁶⁰

Die Erzähltheorie unterscheidet diesbezüglich *Erzählebenen* (extradiegetisch; intradiegetisch; metadiegetisch) und *Erzählpositionen* (homodiegetisch, autodiegetisch, heterodiegetisch). Die intradiegetische Ebene ist die Ebene, auf der die Aktanten platziert sind und auf der die Aktantenrollen einnehmenden Figuren handeln (etwa Draghi oder die EZB). Wenn in dieser Handlung eine narrative Rede gehalten wird (die Rede des Odysseus in der Odyssee beispielsweise), so wäre dies eine metadiegetische Rede (evt. Draghis direkte Äußerung), was unter der Perspektive symbolischer Machtverhältnisse von hoher Bedeutung sein kann, wenn etwa andere Protagonisten nicht oder nur durch indirekte Rede zu Wort kommen. Die extradiegetische Ebene betrifft die äußerste Rahmenhandlung der Erzählung, ohne dass ein Protagonist in das Geschehen der Erzählung eingreift. Die Erzählpositionen beziehen sich auf die Frage, wer die Geschichte erzählt, bzw. auf die Modi der Adressierung des Publikums (z. B. Ich-Erzählung/3. Person/Du-Form in der Erzählung).⁶¹ Ich-Erzähler nehmen demnach eine autodiegetische Position ein. Homodiegetische Erzähler sind eine Figur des Plots der Erzählung, während heterodiegetische Erzähler nicht Teil der eigentlichen Handlung sind. Sie können aber durchaus als Erzähler auftreten, die über ein größeres Wissen verfügen als die an der eigentlichen Handlung beteiligten Figuren. Insofern können sie als externe Beobachter selbst eine Geschichte erzählen, so Zydra in unserem Beispieltext, der die Chronik der laufenden Ereignisse kommentiert und zu einer dramatisierenden Fabel ausbaut.⁶² Auf den obigen Beispieltext bezogen, könnte man vermuten, dass die Erzählung der Eurokrise hier ein Plotmuster wählt, dass die Krise der Eurozone als Prozess mit möglichem tragödienhaftem Ausgang konfiguriert.

60 Autor und Erzähler müssen freilich nicht identisch sein. Bei vielen Dokumenten kennen wir den Autor nicht einmal bzw. wir konstruieren einen Autor, so wie der Autor einen Leser konstruieren kann. Wayne Booth (1983) hat diesbezüglich die Begriffe des impliziten Autors bzw. Lesers vorgeschlagen, wobei ersterer sowohl vom realen Autoren als auch von der Stimme des Erzählers (sei es Ich- oder Er-Erzähler usw.) zu unterscheiden ist, weil er letztlich eine Konstruktion des Lesers ist (siehe kritisch Genette 2010).

61 Vgl. dazu Booth (1983), Bakhtin (1981), Phelan (2006).

62 Vgl. zur Diskussion der Begriffe Genette (2010).

3.3 Der Akt der Konfiguration: Zwischen Handlungsroutinen und möglichen Welten

In folgendem Schritt wird gezeigt, dass der Akt der Konfiguration bereits als ein interpretativer Akt verstanden werden kann, durch den Welt deutend zur Sprache gebracht wird. Ich fasse hier unter dem Akt der Konfiguration (*emplotment*) (Ricoeur 2007b; White 1990, 1991, Kapitel 1) die Fabel einer Geschichte im Sinne der zeitlich geordneten Ereignisse und das konkrete Arrangement der Erzählung im Text zusammen.⁶³ Die typischen Fabeln/Stories, Plots und deren Elemente (z. B. causal und consequential stories) und Plotmuster (Komödie, Tragödie, Romanze usw.) von Erzählungen in ausgewählten narrativen Diskursen zu identifizieren, ist jeweils ein rekonstruktiver Akt. Strittig ist in der Erzähltheorie, wodurch genau die sinngenerierende Verknüpfung der Ereignisse und des Personals der Geschichten zu einer verstehbaren Geschichte erfolgt (Tiefenstrukturen, narrative Strukturen, usw.). Ricoeur weist dem Akt der Konfiguration (*emplotment*) deshalb eine zentrale Rolle zu, weil der daraus resultierende Plot die chronologische Zeit in eine menschliche Zeit verwandelt. Er erweckt sozusagen die formale Struktur der Ereignisse, der Aktanten und der der Geschichte zugrundeliegenden Werte gleichsam zum Leben und stellt sie dem möglichen Publikum zur (Re)Interpretation zur Verfügung, wobei das Publikum bei seinen Interpretationen wiederum auf sein Repertoire an Geschichten und „Geschichten-Wissen“ (Plot-Muster) zurückgreift, im Beispiel metaphorisch an das Zombie-Genre anknüpfend, was sicherlich die Rezeption und Aktualisierung des Sinns durch ein mögliches Publikum erleichtert. Die Geschichte von der „Lebenshilfe für Zombies“ beginnt im narrativen Jetzt und mit „guten Nachrichten“, erst dann beginnen die Flashbacks und schließlich folgt der Blick in mögliche Welten, die dem Leser zu denken geben sollen:

(Beispiel 6) „Es ist lange her, aber nun gibt es endlich wieder gute Nachrichten aus der Euro-Zone. Die Rezession ist vorbei, das Wachstum

63 In der Erzähltheorie wird häufig zwischen der Story oder Fabel (*fabula*) auf der einen Seite und dem *Plot* einer Geschichte auf der anderen Seite unterschieden. Im ersten Falle ist damit die lineare (chronologische) Anlage der Erzählung und ihrer Ereignisketten einschließlich des narrativen Personals und ihrer Aktantenrollen (e. g. Sender, Empfänger, Helfer, Bösewicht und Held) gemeint. Der Plot oder das *syuzhet* meint im Gegensatz dazu die Präsentation der Fabelereignisse im zeitlichen Verlauf des Aktes der Narration in der Rede, der schriftlichen Erzählung oder ihre Auswahl und Anordnung im Film durch erzählerische Mittel (Flashback/Flashforward, Auslassungen oder Wiederholungen, Perspektivenwechsel usw.).

kommt voran. Man kann wieder Hoffnung schöpfen, auch wenn die Situation für die vielen Arbeitslosen in den Peripheriestaaten sehr ernst ist. Neue Jobs sind immer noch Mangelware, denn ein Aufschwung braucht Zeit.“

(Beispiel 7) „In den vergangenen 30 Jahren war immer dasselbe Reaktionsmuster zu beobachten: Wenn sich die Finanzmärkte überhoben haben, sprangen die Zentralbanken ein. So geschehen 1987, als der US-Aktienmarkt plötzlich kollabierte, so geschehen 1998, als die Pleite des Hedgefonds LTCM die Stabilität des Finanzsystems gefährdete, so geschehen 2001 und 2007, bei den jüngsten großen Crashes.“

(Beispiel 8) „Das Schlimmste der Euro-Krise mag abgewendet sein – man muss sich aber im Klaren darüber sein, dass es immer noch schlimm enden kann.“

Der Rezipient erkennt vor dem Hintergrund seines lebensweltlichen Wissenshorizontes ggf. typische Plotstrukturen (Tragödie, crime-stories, Komödie), ebenso wie typische Handlungsschemata und -motive von Erzählungen, ggf. auch jene von konkurrierenden oder generischen Erzählungen, sofern narrative Diskurse durch einen Konflikt der Interpretationen geprägt sind. Der Text und seine Erzähler machen, im Akt der narrativen Rede, Gebrauch von narrativen Techniken (Genette 2010). Sie *konfigurieren* durch die narrative Aussage ihren Gegenstand auf typische Weise. Für Ricoeur (2007a, S. 54–135) ist nun dieser *Akt der Konfiguration* Charakteristikum der Narrativisierung von Welt. Er lässt sich in mindestens drei Hinsichten als Synthese des Heterogenen verstehen (Ricoeur 1991c, S. 426 ff., 2007a, S. 104 ff.):

Erstens organisiert er die Erfahrung einer Vielzahl von Vorkommnissen und Ereignissen in der Welt zu einer verstehbaren Geschichte.⁶⁴ Dadurch erhält die Geschichte nicht nur den Charakter einer interpretierbaren Einheit, sie bleibt zugleich immer auch eine lebendige, weil ereignisoffene Geschichte, die wieder und wieder erzählt werden kann (vgl. auch Schapp 2012). Jedes Ereignis trägt dabei zum Fortgang der Erzählung bei bzw. stellt die Protagonisten der Erzählung vor neue Aufgaben und Herausforderungen. So wird in folgender Sequenz die Politik (in der Aktantenrolle des Subjekts/Helden) vor eine „Prüfung“ gestellt.

64 Zur Bedeutung des (konflikthaften) Aktes der Interpretation und der Hermeneutiken diskursiver Konflikte siehe Keller (2012a) und Ricoeur (1972, 1973, 1974, 2010).

(Beispiel 9) „Doch erst wenn der Kollaps droht, und der drohte Europa noch vor knapp zwei Jahren, wird die Politik aktiv [Held]. Der ESM-Rettungsschirm, die Bankenunion, der Fiskalpakt, der Druck, wirtschaftspolitische Reformen durchzuführen – all das hat Europa stabilisiert.“

Der Plot versorgt die Erzählung aber **zweitens** auch mit einer zeitlichen (Temporalisierungen) und räumlichen Ordnung (Spatialisierungen). Er transformiert die Abfolge von Vorkommnissen in eine Geschichte konfigurierter menschlicher Zeit (vgl. auch White 1990; Herman 2002, S. 211 ff.).

(Beispiel 10) „Die Finanzmärkte [Anti-held] haben es aufgegeben, auf einen Zusammenbruch der Währungsunion zu spekulieren. Dadurch sind die Kreditzinsen deutlich gefallen. Die Regierungen der klammen Euro-Staaten [Spatialisierung] können ihre Schulden so günstig refinanzieren wie in der Zeit vor der Euro-Schuldenkrise [Temporalisierung]. **Irland** und **Spanien haben** die **Rettungsprogramme der Euro-Zone** verlassen [Temporalisierung + Spatialisierung], Portugal **wird** wohl **bald** folgen [Temporalisierung]. Es bleiben die Problemfälle Zypern und Griechenland.“

Schließlich bildet der Plot einer Geschichte **drittens** eine Matrix; auch dies zeigt die vorangegangene Sequenz (Beispiel 10). Diese organisiert zum Beispiel die Ordnung der Aktantenrollen und ihre Beziehungen, die Partizipanten der Geschichte, die Handlungsmodalitäten, Konflikte zwischen Partizipanten, Aktanten und ihren Rollen, Kausalitäten sowie Ereignis- und Handlungsfolgen. Der Plot der Geschichte vereinigt diese Elemente, indem er „components as widely divergent as circumstances encountered while unsought, agents of action and those who passively undergo them, accidental confrontations or expected ones, interactions which place the actors in relation ranging from conflict to cooperation, means that are well-attuned to end or less so, and, finally, results that were not willed“ in Beziehung setzt (Ricœur 1991c, S. 426). In obigem Text geschieht dies dadurch, dass er die Figur der an den Folgen der Krise (passiv) leidenden Personen (Arbeitslose) aktualisiert und ihre Situation mit zeitlichen und räumlichen Konnotationen versieht.

(Beispiel 11) „Man [Empfänger] kann wieder Hoffnung schöpfen, auch wenn die Situation für die vielen **Arbeitslosen** in den **Peripheriestaaten** *sehr ernst* ist. Neue Jobs sind immer noch Mangelware, denn ein Aufschwung braucht Zeit.“

Was der Plot einer Geschichte also leistet, ist nicht nur, eine Synthese von Ereignissen, Handlungen und Charakteren zu formen und die Oberflächensemantik mit der Grammatik der Tiefenstrukturen (Werte-Oppositionen: Wachstum vs. Stagnation/Rezession) zu verbinden. Der Plot aktiviert und refiguriert des Weiteren die Plotmuster einer Kultur und wendet diese auf thematische Erzählungen an. Der Plot fügt dabei zudem causal stories (Stone 1989) in die Geschichte ein bzw. konfiguriert Ursachen und Konsequenzen der (zentralen) Handlungen der Aktanten und ihrer Figuren. Schließlich konstituiert er die Temporalstrukturen der Geschichte bzw. entfaltet Vorstellungen von Raumstrukturen und vermittelt schließlich auch zwischen den konstitutiven Wertgegensätzen der Geschichte (z. B. Wachstum vs. Rezession; stabiler Rahmen vs. Turbulenzen).

In dieser Hinsicht ist die Erzählung eben nicht nur als eine rekonstruierbare episodische Folge von Ereignissen mit einem Anfang, einer mehr oder weniger komplexen Mitte und einem Ende zu verstehen. Erzählungen zeichnen sich vielmehr durch eine „dynamische Identität“ aus, die sich des Weiteren durch die Kriterien der Abgeschlossenheit, Ganzheit und des angemessenen Umfangs weiter bestimmen lässt, wobei es dem Hörer, Leser oder Betrachter obliegt, die Geschichte aufzugreifen und neu zu erzählen (Refiguration) (Ricoeur 1991c).⁶⁵ Das Kriterium der *Abgeschlossenheit* der Erzählungen besagt, dass die Episoden/Sequenzen der Erzählung der Auslegung des Ganzen untergeordnet sind, das *Ganze* bezieht sich auf die Sequenzen der Erzählung (z. B. Anfang, Mitte, Ende) – die Erzählung sorgt damit auch für eine Strukturierung des (thematisierten) Phänomens (z. B. die ‚globale Schuldenkrise‘ oder die ‚Krise des Euros‘). Der *Umfang* bezieht sich auf den Umstand, dass die erzählte Handlung eine Kontur und eine Begrenzung hat. Dieser ergibt sich aufgrund der spezifischen Anordnung der Ereignisse, ausgehend von einem Anfangsereignis über den dramatischen Höhepunkt bis zum glücklichen oder unglücklichen Ende der Erzählung, wobei die Geschichte unseres Beispieltextes das Publikum geradezu zur Wiederaufnahme und zum Weitererzählen einlädt (vgl. Ricoeur 1991c, 2007a, S. 59, 2005a, 2005b).

Der Akt der Konfiguration des Plots kann sowohl auf den betretenen Pfaden routinierter Hermeneutiken des Verdachts verbleiben (siehe Beispiel 11), als er auch innovative Pfade beschreiten und mögliche Welten entfalten kann (Eco 2004, S. 256–279, Ricoeur 1991a, 1991b, 1991d).

65 Deshalb argumentiert Ricoeur (2007a, S. 87–135) meines Erachtens zu Recht, dass sich der Prozess des Erzählens erst im Akt der Rezeption durch den interpretierenden Leser (Hörer oder bei Bildergeschichten durch den Betrachter) vollendet.

(Beispiel 12) „Nun liegen die Leitzinsen praktisch bei null Prozent. Die Notenbanken geben Kredit ohne Limit. Die globalen Schulden sind so hoch wie nie. In der Theorie sollten die Billionen aus der Notenpresse ein Megawachstum befeuern. Doch dieser erwartete Wohlstandseffekt bleibt aus. **Das billige Geld fließt stattdessen in die Spekulation. Die Aktienmärkte notieren auf Höchstständen.** Schlecht wirtschaftende Zombie-Banken [**Anti-Held**] und Zombie-Unternehmen [**Anti-Held**] können überleben, weil sie sich viel zu günstig frisches Geld beschaffen können. Notwendige Pleiten bleiben aus.“

Je nach Kontext können Erzählungen dabei „realistische“ wie „fiktive“ Elemente umfassen und dem in Rede stehenden Phänomen dadurch Bedeutung verleihen (vgl. Ricœur 2007a, 2007b, 2007c).⁶⁶

3.4 Die Aneignung von Narrativen als (re-)figurierende Akte

Eine wissenssoziologische Perspektive auf Narrationen, sei es auf die Akte narrativer Rede (modus operandi) oder auf die durch Erzählungen (stories told) konstituierten Aussagen im Sinne des jeweiligen opus operatum zu bestimmten historischen lokalisierbaren Orten und Zeitpunkten, kann sich jedoch nicht allein auf die (strukturelle) Analyse der inneren Sinnzusammenhänge von (narrativen) Texten (Greimas 1970, 1971) verlassen. Man muss, wie Ricœur (2005a, S. 98 ff.) sagen würde, den Diskurs des Textes wieder mit einem neuen Diskurs in der sozialen Welt verbinden und vielmehr die Frage stellen dürfen, *wer* (von welcher Position in welchem Feld) *wem* etwas *über etwas in der Welt* erzählt und wie diese Geschichten von wem rezipiert, aktualisiert und ggf. transformiert werden. Ricœur bringt hier den Prozess der Aneignung von Narrativen ins Spiel.

„Unter Aneignung verstehe ich, daß die Interpretation eines Textes sich in der Selbstdeutung eines Subjekts vollendet, das sich von da an besser versteht, anders versteht oder überhaupt erst zu verstehen beginnt. (...) Aber vor allem will man, indem man die Interpretation als Aneignung kennzeichnet, den „gegenwärtigen“ der Interpretation kennzeichnen.“ (Ricœur 2005a, S. 99 f.)

66 Genau genommen ist die Etablierung und Revision der Unterscheidung von Fiktion und Realität selbst Teil der narrativen Praxis.

Man muss also die Perspektive auf unseren Beispieltext noch einmal ändern, indem man diesen nicht mehr unter dem Aspekt einer textinhärenten Sinnstruktur begreift, sondern als einen mutmaßlich für den Diskurs typischen Vorschlag einer Interpretation, der Interpretation der Euro-Krise und der Reflexion der angemessenen Strategien ihrer Bewältigung. In diesem Sinne handelt es sich um eine Deutung der Akte durch einen Diskursakteur im Feld der massenmedial gestützten Öffentlichkeit – in einer immer schon sinnhaft und symbolisch vorstrukturierten Welt. Mit dieser Aneignung verweist der Text, den wir als Leser dem Autor Zydra zurechnen, nicht nur auf das Vorhandensein alternativer Narrative zur Lage in der Eurozone, sondern auch auf einen Konflikt der Interpretationen. Zydra scheint diese alternativen Deutungen vielmehr auch zum Anlass einer kreativen Aneignung derjenigen narrativen Plots zu nehmen, die zuvor ein Ende der Eurokrise proklamierten (Beispiel 13).

(Beispiel 13) „(...) „Es gibt Zeichen der Erholung in Europa“, sagt Nick Williams, Fondsmanager des Baring Europe Select (...) bei Barings Asset Management. Er muss es wissen, schließlich ist er seit Anfang 2005 für den Fonds verantwortlich und hat dadurch ein Gefühl für die Marktturbulenzen entwickelt. Trotz der Krisenjahre 2008 und 2011 schaffte Williams von Februar 2005 bis August 2013 eine Wertentwicklung von rund 145 Prozent. Aktuell notiert der Fonds auf seinem Allzeithoch.“ (finanzen.net 19.09.2013)⁶⁷

Mit diesem Perspektivenwechsel verlassen wir nicht nur die Quasi-Welt von Texten, vielmehr wird der Text und seine Beziehung zum Rezipienten (Leser, Hörer) zum Ausdruck einer interaktiven Praxis der Auseinandersetzungen mit Ereignissen, Handlungen sowie anderen Texten. Wenn man Erzählungen also nicht mehr, wie Barthes (1988, S. 136) als eine Welt versteht, in der vom referentiellen Gesichtspunkt nichts geschieht, sondern, unter dem Aspekt der Mimesis von Handlungen oder Praktiken, dann ist der oben beschriebene Akt der Konfiguration immer auch der Versuch, Ereignisse, Handlungen und Praktiken in der Welt im Rahmen bedeutungsvollen Geschichten zu interpretieren. In diesem Sinne behauptet Ricœur (2005a, S. 95), dass man eine Narration noch nicht interpretiert hat, wenn man ihren Sinn durch die Identifikation ihrer konstitutiven Einheiten, ihre narrativen Strukturen und binären Oppositionen und/oder ihre typischen Plotmuster und die daraus resultierenden Problemerkzählungen *erklärt* habe. Die obige Ge-

⁶⁷ <http://www.finanzen.net/nachricht/fonds/Die-Eurokrise-ist-vorbei-2665011>; letzter Zugriff 2.12.14

schichte aus der Süddeutschen Zeitung von der „Lebenshilfe für Zombies“ ist demgemäß eine kreative, kritische und natürlich „parteiische“ Konfiguration laufender tatsächlicher und fiktiver (möglicher) Ereignisse. Sie entfaltet die Erzählung, indem sie den Plot zunächst mit einem Post-Eurokrise Szenario eröffnet. Diese Situationsdefinition scheinbarer Sicherheit transformiert der Text, indem er der Geschichte einen neuen Wendepunkt (Peripeteia) verleiht.

(Beispiel 14) „Sollte sich dieses Problem nun tatsächlich in aller Stille vollends verlaufen? / Ein Blick auf den aktuellen Schuldenstand mag diese Hoffnung ein wenig trüben. Die Verbindlichkeiten der Staaten, Privathaushalte und Unternehmen in der Euro-Zone sind nämlich in den vergangenen Jahren weiter gestiegen. Je nachdem, ob nominal oder im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt gemessen, beträgt der Zuwachs seit 2007 bis zu 30 Prozent. / Noch mehr Schulden – und dennoch weniger Krise?“

Aus der Quasi-Welt des narrativen Textes wird somit erstens ein narrativer Diskurs über etwas in der Welt, der sich wiederum an ein offenes Publikum möglicher Leser richtet. In diesem Sinn hat die Erzählung einen Referenten (Bedeutung), denn wie Ricœur lapidar sagt, worüber sollte man erzählen, wenn nicht über die Welt. Vor dem Hintergrund des Textes wird im Akt der Lektüre vorangegangener Erzählungen ein neuer *nexus of doings and sayings* (Schatzki 1996, S. 89) hergestellt, der auf eine mögliche Tragödie verweist. Zum zweiten entfaltet die Erzählung aber auch eine Welt von (textuellen) Bezügen, die offen für weitere Re-interpretationen ist. Die Erzählung von der Lebenshilfe für Zombies mag dann selbst wiederum Reaktionen hervorgerufen haben, sei es durch Leserbriefe, kritische Kommentaren oder weiteren Gegenerzählungen. Sie macht aus der narrativen Selbstthematisierung Europas einen realen, konflikthaften Prozess mit offenem Ausgang. Wenn man narrative Diskurse und ihre typischen Erzählungen unter diesem Blickwinkel soziologisch betrachtet, werden die schriftlichen Textdokumente zu Spuren, die sich andere Akteure wiederum interpretierend aneignen, ggf. indem sie die Deutungen refigurieren. In gewissem Sinne kann man Ricœurs Perspektive auf narrative Diskurse als einen hermeneutischen Dekonstruktivismus fassen (vgl. etwa Valdés 1991, S. 23 ff.). Aber abgesehen davon, dass die Interpretationen weder beliebig noch unendlich, sondern geregelt sind, werden sie von den am Konflikt der Interpretationen beteiligten Akteuren selbst vorgenommen. Die Differenz zwischen den am Konflikt der Interpretationen beteiligten und dem beobachtenden sozialwissenschaftlichen Interpreten scheint nun auch hier wieder in dem Umstand zu liegen, dass Letzterer die Struktur und den Verlauf dieses Konfliktes nebst seinen typischen Transfor-

mationen in den Blick nehmen muss. Seine Aneignung zielt also nicht allein auf die konkurrierenden Deutungen der Akte, die in den diskurstypischen Narrativen zum Ausdruck kommen, sondern auf die typisierbaren machtvollen Transformationen und Verlaufsformen des narrativen Diskurses über Europa, seine Krisen und Kontroversen bezüglich ihrer Bewältigung. Das Schreiben seines Berichtes mag dann ein reflexiver *Akt der Deutung* sein, indem er sich jedoch in Form eines Textes an ein Publikum richtet, wird er selbst zu einer *Deutung der Akte* und, über die Fachgrenzen hinaus, Gegenstand der kritischen Lektüre, die sich nicht zuletzt daran bemisst, ob eine gute Geschichte über den Diskurs der Eurokrise erzählt wurde.

4. Unchain our hearts: Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik der Erzählung

Ich bin im Vorangegangenen von einer erzähltheoretischen Perspektive auf das Verhältnis von Diskursen und Interpretation ausgegangen. Eine solche Perspektive teilt die Auffassung sozialwissenschaftlicher Hermeneutiken, dass wir als Mitglieder menschlicher Gemeinschaften und Gesellschaften immer schon deuten müssen. Ich habe jedoch Wilhelm Schapps und Paul Ricœurs erzähltheoretischen Überlegungen aufgreifend, nicht nur unterstellt, dass menschliche Kulturen wesentlich konkurrierende „Erzählgemeinschaften“ bilden, die in Geschichten verstrickt sind (Schapp 2012; Müller-Funk 2008, S. 14). Vielmehr unterstellte ich auch, dass narrativen Diskursen als *ways of worldmaking* (Goodman) eine bedeutsame Rolle bei der Formierung und Transformation kollektiver und personaler Identitäten ebenso zukommt, wie auch bei der Konstitution, Transformation und ggf. Delegitimation ihrer Rechtfertigungsordnungen (Somers 1994; Ricœur 1991a, 2005a, 2005b).⁶⁸ Eurokrisenerzählungen und ihre Transformationen wären ein Beispiel dafür, wie Gesellschaften sich und ihre kollektiven Identitäten über Narrative selbst thematisieren und machtvoll deuten und umdeuten. Bei der Bestimmung des Verhältnisses von Diskurs und Erzählung habe ich einerseits hervorgehoben, dass Erzählungen eine zentrale Funktion bei der Strukturierung von Diskursen zukommt. Narrative Strukturen sorgen für die Strukturierung von Phänomenen, Ereignissen und Handlungen. Diese Leistung

68 In diesem Sinne hat Hayden White (1990) von der Bedeutung der Form gesprochen. Und Narrative sind auch ein Modus, in dem und durch den wir (uns) die Welt aneignen und perzipieren (vgl. auch Abbott 2008, S. 6 ff.). Ich habe an anderer Stelle versucht, auf die Frage einzugehen, ob Diskurse Narrationen brauchen (Viehöver 2012a, S. 93 ff.).

kommt wesentlich dem Akt der Konfiguration (*emplotment*) zu. Es handelt sich dabei um einen Akt der Deutung, der eine Synthese des Heterogenen vornimmt. „Precisely what is productive is that you cannot have spatialization, temporalization and actorialization without plot“, sagt Ricœur (1991e, S. 293). Mit Blick auf die sozialwissenschaftliche Diskursanalysen interessierenden objektivierten Dokumente, lassen sich Ricœurs Erörterungen über Diskurse als *Texte* aufgreifen. Texte sind von den Intentionen der Sprecher entkoppelt, richten sich aber an ein offenes Publikum möglicher Leser. Nun hegt der sozialwissenschaftliche Interpret freilich ein anderes Interesse an Texten als der Rezipient, der sich in alltäglichen Routinen mit den Narrativen seiner Kultur deutend auseinandersetzt und sich selbst und andere vor dem Hintergrund fortlaufender narrativer Diskurse ggf. besser oder anders versteht. Die sozialwissenschaftliche Analyse von Erzählungen fokussiert nicht nur auf Erzählungen als *Deutung von Akten*; sie interessiert sich auch für *Akte der Narrativisierung* von Welt. An diese Überlegung anschließend habe ich Ricœurs analytisch-interpretativen Zugriff auf Narrative erläutert und diese Vorgehensweise illustriert. Seine Perspektive auf Erzählungen, Geschichten und Narrationen setzt ein Verständnis des Narrativen voraus, das die Grenzen des Textes überschreitet (Ricœur 1991a; 2005a). In diesem Sinne liegt bei Ricœurs Hermeneutik ein dreifacher Bruch vor: erstens mit dem *Objektivismus* des Strukturalismus, zweitens mit der *psychologisierenden* Hermeneutik Schleiermachers und Diltheys sowie drittens auch mit einer *Phänomenologie*, die sich nur auf das individuelle Bewusstsein als Instanz der Sinnkonstitution konzentriert. Sein Vorschlag verabschiedet zugleich die Fiktion eines sich selbst transparenten Subjektes und insistiert demgegenüber auf einer diskursbasierten Hermeneutik der Welt, des Handelns und des Selbst. Verkörperte Subjekte und Kollektive können ihre Identitäten, ihre Weltdeutungen und diesbezügliche Wissenspolitiken nur über den Weg der Interpretation von Symbolen, Texten sowie komplexen Erzählungen und ihren kulturellen Kontexten entfalten (Ricœur 2005a, S. 52 f.; 2005b, S. 9–38; vgl. auch Breyer 2013). Nun hat die sozialwissenschaftliche Diskursanalyse freilich nicht singuläre diskursive Ereignisse zum Gegenstand. Sie befasst sich mit den Interpretationskonflikten, in die unterschiedliche Diskurskoalitionen eingebunden sind und sie will die typischen Strukturen und Transformationen dieser symbolischen Kämpfe analysieren und deuten. Insofern nimmt die narrative Diskursanalyse zunächst eine rekonstruktive hermeneutische Haltung gegenüber dem Material ein. An diesem Punkt unterscheiden sich die Zugänge des Alltagsinterpretieren von Narrationen vom Interesse der narrativen Diskursanalyse, denn letzterer muss es darum gehen, den *Konflikt* der Interpretationen und Re-interpretationen, nebst den daraus resultierenden Definitions- und Machtverhältnissen, in seiner Gesamtheit zu deuten. Diese Deutung bildet schließlich den Gegenstand der Ergebnisdarstellung und sie

ist auch der Punkt, an dem die Rekonstruktion des sozialwissenschaftlichen Hermeneuten selbst wieder in eine konfigurierende narrative Konstruktion übergeht, wobei das implizite Publikum hier die breitere Öffentlichkeit oder ein Fachpublikum darstellt. Ziel ist daher nicht nur, Eurokrisenerzählungen zu beschreiben und den Verlauf diesbezüglicher Konflikte der Interpretationen zu erklären. Um beim obigen Beispiel zu bleiben: es geht letztlich auch um eine Reflexion der Bedeutung der Art und Weise wie Europa sich erzählt und wieder erzählt (wird). In dem Augenblick jedoch, in dem wir die Ergebnisse schriftlich niederlegen, konfigurieren wir im Sinne der Synthese des Heterogenen eine eigene Geschichte. Krisendeutung aus sozialwissenschaftlicher Sicht heißt dann auch, mögliche Welten und Perspektiven zu eröffnen und sich mit deren Auslegung der öffentlichen und/oder wissenschaftlichen Kritik zu stellen. Man muss also einräumen, dass auch der Soziologe in Geschichten lebendiger Menschen verstrickt bleibt,⁶⁹ ja selbst Geschichten über sich vollziehende gesellschaftliche Transformationen erzeugt. Und gerade deshalb muss die Soziologie sich den Refigurationen ihrer eigenen (Welt-)Deutungen innerhalb und jenseits der Grenzen des Feldes stellen. Die von Soeffner und Hitzler ausgegebene Botschaft, die besagt, dass es der sozialwissenschaftliche Forscher als Hermeneut nicht mit lebendigen Mitmenschen zu tun habe, sondern nur mit „geronnene(n) idealisierende(n) Modelle(n) sozialer Erscheinungen und Typen sozialer Akteure“, kann daher nicht ganz überzeugen (Soeffner/Hitzler 1994, S. 29). Ich wäre zugleich auch vorsichtiger im Hinblick auf die Rede von einem grundlegenden epistemologischen Bruch zwischen Alltagsverstehen und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, ist doch die Existenz menschlicher Gesellschaften grundlegend von Interpretationen durchdrungen (Grondin 2009, S. 11). Ausgehend von der Annahme der narrativen Diskursanalyse, dass es Sprecher (Erzähler) gibt, die jemandem (Publikum) etwas über etwas in der Welt erzählen, so muss man sich vor Augen halten, dass die Konfiguration eines Plots, der eine Erzählung konstituiert, nur ein Teil eines komplexeren Beziehungsverhältnisses zwischen Sprechern, dem Publikum und dem zwischen ihnen vermittelnden Narrativ ist. Sofern narrative Diskurse u. a. Nachahmungen von Handlungen sind, setzen sie ein intuitives Vorverständnis und damit eine Kompetenz zum

69 In diesem Sinne schließen die folgenden Überlegungen an ein Verständnis von Auslegung an, dass nicht an den Grenzen geisteswissenschaftlicher Disziplinen halt macht. Vgl. Grondin (2009, S. 9–12), der drei Traditionslinien Hermeneutik unterscheidet: erstens Hermeneutik als Kunst der Textauslegung, die bis Schleiermacher reicht, Hermeneutik in der Tradition der Verstehenswissenschaften, in der sie, was den Wahrheitsanspruch der Geisteswissenschaften betrifft, den Status der Grundlagenreflexion reklamiert sowie die Hermeneutik der Existenz, die sich beim späten Dilthey andeutet, aber erst bei Heidegger radikalisiert wird.

praktischen Verstehen auf Seiten der beteiligten Akteure voraus.⁷⁰ Man muss über ein intuitives Verständnis von den „Kompositionsregeln“ der diachronen Ordnungen von Geschichten verfügen, denn erst durch die Verkettung der Handlungssequenzen, von denen die Narration berichtet, erhalten diese ihre Bedeutung im Rahmen der zeitlichen Ordnung der Fabel. Eine Geschichte kann nur verstanden werden, wenn man die kulturellen Überlieferungen kennt, auf denen Narrative basieren, ebenso wie das Begriffsnetz der Handlung selbst (siehe Ricœur 2007a, S. 93). Bezogen auf eine vorverstandene Welt impliziert der Akt der Konfiguration einer Erzählung eine durch den Plot formgebende Synthese des Heterogenen. Die Erzählung, sagt Ricœur (2005a, S. 57 f.) noch einmal in seiner intellektuellen Autobiographie, vollendet jedoch „ihren Weg erst in der Erfahrung des Lesers“, erst hier schließt sich der hermeneutische Bogen vorübergehend (Ricœur 2007a, S. 113 ff.).⁷¹ Das Verhältnis von Diskurs und Hermeneutik lässt sich aus der Sicht einer sozialwissenschaftlichen inspirierten Erzähltheorie, und als eine solche verstehe ich Ricœurs Perspektive, also nur im Sinne eines doppelten hermeneutischen Prozesses zu Ende denken, der von der Person zum (narrativen) Text und in einem nächsten Schritt vom Text zur Person wieder zurückgehen muss. Ricœur (2005a, 2005b) versteht die „Lektüre“ von Geschichten als interpretativen Akt, der den Prozess einer Hermeneutik nicht nur vorläufig vollendet, sondern ihn über den Akt der *Refiguration* zumindest virtuell in einen kreativen Akt verwandeln kann. Letztere Möglichkeit weist in meinen Augen einen Weg aus dem ehernen Gehäuse Foucaultscher Machtverhältnisse hinaus, ohne damit zum Cogito Descartscher Prägung zurückkehren zu müssen. Es mögen (zunächst) „kleine Fluchten“ (Yves Yersin) sein und dies vielleicht auch bleiben, aber Ricœurs Theorie der Erzählungen öffnet zumindest die Augen für einen Weg zwischen der Skylla determinierender gesellschaftlichen Macht-Wissens-Verhältnisse und der Charybdis subjektivistischer Egomanien. Narrative (Selbst-)Aufklärung braucht letztlich keine ideale Sprechsituation als transhermeneutische Fiktion, sie muss aber Erzählungen hervorbringen, die die Imaginationskraft der Leser an-

70 Diese Kompetenz zum praktischen Verstehen umfasst Handlungen als Handlungen sowie Interaktionen als Interaktionen identifizieren und diese von physikalischen Ereignissen oder Vorkommnissen in der Welt abgrenzen zu können. Hinzu kommt aber auch die Kompetenz, Geschichten als Geschichten verstehen zu können. Vorausgesetzt wird zudem eine intuitive Kenntnis zeitlicher Merkmale von Handlungen, die gleichsam Induktoren für das Erzählen von Handlungen fungieren (können).

71 Er behauptet dabei auch, dass die Zeit gewissermaßen der Referent der Erzählung sei, der Rezipient einer Geschichte könne, in Auseinandersetzung mit der Erzählung, seine eigene Zeiterfahrung refigurieren und dabei, zumindest im Prinzip, ein anderes Selbstverhältnis gewinnen.

regen kann. Die beste aller möglichen Welten zu denken, ist ein interpretativer Akt, der in der narrativen Rede ebenso manifest werden kann wie im deutenden Akt des Lesens oder Hörens einer Geschichte (des Leidens). In einer Zeit fortlaufender öffentlicher, durch Kontroversen geprägter Diskurse, in denen Interpretationskonflikte manifest werden, kommt es nicht nur darauf an, plausible und glaubwürdige Geschichten zu erzählen, sondern auch auf lesende und hörende Subjekte, die Geschichten auf ihre Mechanismen der Plausibilitätsherstellung hin befragen. Die sozialwissenschaftliche Diskursanalyse könnte in diesem Sinne als (ein) Platzhalter und Interpret fungieren. Die Aufgabe einer sozialwissenschaftlichen narrativen Diskursanalyse könnte darin bestehen, entsprechende Perspektiven und Interpretationswerkzeuge bereitzustellen, ohne sich dabei rein sprachwissenschaftlich auf die Innenwelt von narrativen Texten zu beschränken. Gleichwohl muss man sich dabei von den Grenzen rein fachwissenschaftlicher Horizonte befreien. Auch dafür steht das Erbe, das Paul Ricœur uns zur weiteren Lektüre überlassen hat.

Literatur

- Abbott, H. P. (2008): *The Cambridge Introduction to Narrative*. 2nd Edition. Cambridge: Cambridge University Press.
- Arnold, M. (2012): Erzählen. Die ethisch-politische Funktion narrativer Diskurse. In: Arnold, M./Dressel, G./Viehöver, W. (Hrsg.): *Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung von narrativen Diskursen*. Berlin und Wiesbaden: Springer VS, S. 17–63.
- Austin, J. L. (1955): *How to do Things with Words*. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. Oxford: Clarendon.
- Bakhtin, M. (1981): *The Dialogic Imagination*. Austin: University of Texas Press.
- Barthes, R. (1988): *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barthes, R. (1964\2003): *Mythen des Alltags*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, P./Luckmann, T. (1969\1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Biegon, D./Nullmeier, F. (2014): *Narrationen über Narrationen. Stellenwert und Methodologie der Narrationsanalyse*. In: Gadinger, F./Jarzebski, S./Yildiz, T. (Hrsg.): *Politische Narrative. Konzepte – Analysen – Forschungspraxis*. Wiesbaden und Berlin: Springer VS, S. 39–66.
- Booth, W. C. (1961\1983): *The Rhetoric of Fiction*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bremond, C. (1964): *Le message narrative*. In: *Communications*. No. 4: S. 59–80.
- Breyer, T. (2013): *Handlung, Text, Kultur. Überlegungen zur hermeneutischen Anthropologie zwischen Clifford Geertz und Paul Ricœur*. In: *META: RESEARCH IN HERMENEUTICS & PHENOMENOLOGY, AND PRACTICAL PHILOSOPHY*. VOL. V, NO.1/JUNE 2013, S. 107–129.
- Dewey, J. (1996): *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft.
- Eco, U. (1984): *The Role of the Reader. Explorations in the Semiotics of the Texts*. Bloomington: Indiana University Press.

- Eco, U. (2004): *Die Grenzen der Interpretation*. München: dtv.
- Eggins, S./Slade, D. (1997): *Analyzing Casual Conversation*. London und Oakville: Equinox.
- Fiol, C. M. (1990): Narrative Semiotics: Theory, Procedure and Illustration. In: Huff, A. S. (Hrsg.): *Mapping strategic thoughts*. Chichester: John Wiley & Sons, S. 377–402.
- Fludernik, M. (1996): *Towards a „Natural“ Narratology*. New York: Routledge.
- Fludernik, M. (2000): Genres, Text Types, or Discourse Mode? Narrative Modalities and Generic Categorisation. In: *Style*, Vol 34, No. 2, S. 274–292.
- Fludernik, M. (2006): *Einführung in die Erzähltheorie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Foucault, M. (2009): *Hermeneutik des Subjekts*. Vorlesung am Collège de France (1981/82). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frye, N. (1957): *Anatomy of Criticism*. Princeton: Princeton University Press.
- Frye, N. (1963): *Fables of Identity*. New York: Harcourt, Brace and World.
- Geertz, C. (1983): *Dichte Beschreibung*. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Genette, G. (2010): *Die Erzählung*. Paderborn: W. Fink.
- Goodman, N. (1978): *Ways of Worldmaking*. Indianapolis: Hackett.
- Greimas, A. J. (1970): *Du Sens*. Paris: Seuil.
- Greimas, A. J. (1971): *Strukturelle Semantik*. Methodologische Untersuchungen. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn.
- Grondin, J. (2009): *Hermeneutik*. Konstanz: Vandenhoeck und Ruprecht UTB.
- Hajer, M. A. (1995): *The Politics of Environmental Discourse – Ecological Modernization and the Policy Process*. Oxford: Clarendon Press.
- Herman, D. (2002): *Story Logic*. Lincoln: University of Nebraska Press.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Eine Einführung. Opladen: Leske und Budrich.
- Jaspers, K. (1919): *Psychologie der Weltanschauungen*. Berlin: Springer.
- Kaplan, T. K. (1993): Reading Policy Narrative: Beginnings, Middles, and Ends. In: Fischer, F./Forester, J. (Hrsg.): *The Argumentative Turn in Policy Analysis and Planning*. Durham und London: Duke University Press, S. 166–185.
- Kearney, R. (2006): Introduction: philosophy of translation. In: Ricoeur, P. (2006): *On translation*. London und New York: Routledge, S. vii–xx.
- Keller, R. (2004): *Diskursforschung*. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller, R. (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse*. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2012a): Zur Praxis wissenssoziologischer Diskursanalyse. In: Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.): *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 27–68.
- Keller, R. (2012b): *Das interpretative Paradigma*. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2013): Kommunikative Konstruktion und diskursive Konstruktion. In: Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.): *Kommunikativer Konstruktivismus*. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: VS, S. 69–96.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2005): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK.
- Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.) (2012): *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS.

- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: VS.
- Knoblauch, H. (2010): Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.
- Koschorke, A. (2012): Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Koselleck, R. (1989): „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien. In: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 349–375.
- Lévi-Strauss, C. (1958/1975): *Strukturelle Anthropologie II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, C. (1977): *Strukturelle Anthropologie I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Link, J. (2005): Warum Diskurse nicht von personalen Wesen „ausgehandelt“ werden. Von der Diskurs zur Interdiskurstheorie. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*. Konstanz: UVK, S. 77–99.
- Luhmann, N. (1973): Selbst-Thematisierungen des Gesellschaftssystems. Über die Kategorie der Reflexion aus der Sicht der Systemtheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 2(1), S. 21–46.
- Luhmann, N. (1995): *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lyotard, J.-F. (1990): Randbemerkungen zu den Erzählungen. In: Engelmann, P. (Hrsg.): *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam, S. 49–53.
- Lyotard, J.-F. (2006): *Das postmoderne Wissen*. Wien: Passagen.
- Mead, G. H. (1969): *Sozialpsychologie*. Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Mead, G. H. (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Miller, H. (2012): *Governing Narratives. Symbolic Politics and Policy Change*. Tuscaloosa: University of Alabama Press.
- Müller-Funk, W. (2008): *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien und New York: Springer.
- Nünning, V./Nünning, A. (Hrsg.) (2002): *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Paulitz, T. (2012): ‚Hegemoniale Männlichkeiten‘ als narrative Distinktionspraxis im Wissenschaftsspiel. Wissenschaftssoziologische Perspektiven auf historische technikwissenschaftliche Erzählungen. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 37, S. 45–64.
- Phelan, J. (2006): Narrative Theory, 1966–2006: A Narrative. In: Scholes, R./Phelan, J./Kellogg, R. (Hrsg.): *The Nature of Narrative*. New York: Oxford University Press, S. 283–336.
- Reichert, J. (2004). Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichert [65 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 5(3), Art. 29, www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403297. Letzter Aufruf 16.01.2015.
- Reichert, J. (2013): Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess. Wiesbaden: VS.
- Reichert, J./Hitzler, R./Schröer, N. (1999): Das Arbeitsfeld einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie: Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz : UVK, S. 9–13.

- Ricœur, P. (1972): Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen. In: Bühl, W. L. (Hrsg.): *Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen*. München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, S. 529–562.
- Ricœur, P. (1973): *Hermeneutik und Strukturalismus. Der Konflikt der Interpretationen I*. München: Kösel.
- Ricœur, P. (1974): *Hermeneutik und Psychoanalyse. Der Konflikt der Interpretationen II*. München: Kösel.
- Ricœur, P. (1981): *Hermeneutics and the Human Sciences*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ricœur, P. (1991a): Myths as a Bearer of Possible Worlds. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection and Imagination*. New York: Harvester und Wheatsheaf, S. 482–490.
- Ricœur, P. (1991b): The Creativity of Language. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection and Imagination*. New York: Harvester und Wheatsheaf, S. 463–481.
- Ricœur, P. (1991c): Life: A Story in Search of a Narrator. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection and Imagination*. New York: Harvester und Wheatsheaf, S. 425–437.
- Ricœur, P. (1991d): Poetry and Possibility. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection and Imagination*. New York: Harvester und Wheatsheaf, S. 449–462.
- Ricœur, P. (1991e): Debate with A. J. Greimas. In: Valdés, M. J. (Hrsg.): *Reflection and Imagination*. New York: Harvester und Wheatsheaf, S. 286–299.
- Ricœur, P. (1975\2004): *Die lebendige Metapher*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, P. (2005a): *Vom Text zur Person*. Hamburg: Meiner.
- Ricœur, P. (2005b): *Das Selbst als ein Anderer*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, P. (2006): *Wege der Anerkennung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ricœur, P. (2007a): *Zeit und Erzählung I. Zeit und historische Erzählung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, P. (2007b): *Zeit und Erzählung II. Zeit und literarische Erzählung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, P. (2007c): *Zeit und Erzählung III. Die erzählte Zeit*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, P. (2010): *Der Konflikt der Interpretationen. Ausgewählte Aufsätze (1960–1969)*. Freiburg und München: Verlag Karl Alber.
- Schapp, W. (2012): *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Schwab-Trapp, M. (1996): Narration und politischer Diskurs. Überlegungen zur Transformation politischer Kultur im vereinigten Deutschland. In: *Berliner Journal für Soziologie* Heft 1, Band 6, S. 91–112.
- Schatzki, T. R. (1996): *Social Practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge: CUP.
- Soeffner, H.-G. (2000): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Flick, U./von Kardoff, E./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowolth.
- Soeffner, H.-G. (2006): Wissenssoziologische und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK, S. 51–78.
- Soeffner, H.-G./Hitzler, R. (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung: über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schröer, N. (Hrsg.): *Interpretative Sozialforschung: auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 28–54.
- Somers, M. R. (1994): The Narrative Constitution of Identity. In: *Theory and Society*, Vol. 23(5), S. 605–649.

- Stone, D. A. (1989): Causal Stories and the Formation of Policy Agendas. In: *Political Science Quarterly* 104(2), S. 281–300.
- Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (2005): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK.
- Thompson, J. B. (2009): Editor's introduction. In: ders. (Hrsg.): *Paul Ricœur. Hermeneutics and the human sciences*. New York: Cambridge University Press. S. 1–26.
- Titscher, S./Wodak, R./Meyer, M./Vetter, E. (1998): *Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick*. Wiesbaden: Opladen.
- Turner, B. S. (2012): Körper, Religion und Praxis: Bourdieu, Foucault und Heidegger. In: Gugutzer, R./Böttcher, M. (Hrsg.): *Körper, Sport und Religion. Zur Soziologie religiöser Verkörperung*. Berlin: Springer VS, S. 73–95.
- Valdés, M. J. (Hrsg.) (1991): *Reflection and Imagination*. New York: Harvester and Wheatsheaf.
- Viehöver, W. (1997): 'Ozone thieves' and 'hot house paradise'. Epistemic communities as cultural entrepreneurs and the reenchantment of the sublunar space. Florence: European University Institute.
- Viehöver, W. (2000): Political Negotiation and Co-operation in the Shadow of Public Discourse: The Formation of the German Waste Management System DSD as a Case Study. In: *European Environment: The Journal of European Environmental Policy*, Vol. 10(6), S. 277–292.
- Viehöver, W. (2001): Diskurse als Narrationen. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske und Budrich, S. 177–206.
- Viehöver, W. (2003): Die Klimakatastrophe als ein Mythos der reflexiven Moderne. In: Claussen, L./Geenen, E./Macamo, E. (Hrsg.): *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*. Münster: Lit, S. 247–286.
- Viehöver, W. (2005): Der Experte als Platzhalter und Interpret moderner Mythen: das Beispiel der Stammzelldebatte. In: Bogner, A./Torgersen, H. (Hrsg.): *Wozu Experten? Ambivalenzen in der Beziehung von Wissenschaft und Politik*. Wiesbaden: VS, S. 149–171.
- Viehöver, W. (2011): Häute machen Leute, Leute machen Häute. Das Körperwissen der ästhetisch-plastischen Chirurgie. Liminalität und Kult der Person. In: Keller, R./Meuser, M. (Hrsg.): *Körperwissen*. Wiesbaden: VS, S. 289–313.
- Viehöver, W. (2012a): „Menschen lesbarer machen“: Narration, Diskurs, Referenz. In: Arnold, M./Dressel, G./Viehöver, W. (Hrsg.): *Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung von narrativen Diskursen*. Wiesbaden: VS, S. 65–132.
- Viehöver, W. (2012b): Narrative Diskurse, personale Identitäten und die ästhetisch-plastische Chirurgie. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2012): *Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS, S. 191–227.
- Viehöver, W. (2013): Keep on Nano-Truckin', truck our blues away. Zur Rolle von Sprache und Narrativen in der diskursiven Governance der Wissensproduktion im Feld der Nanotechnologien. In: Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (Hrsg.): *Diskurs · Sprache · Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS, S. 213–290.
- White, H. (1990): *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- White, H. (1991): *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt am Main: Fischer.

Die Autorinnen und Autoren

Anschrift

Prof. Dr. Daniel Wrana

Leiter der Professur für Selbstgesteuertes Lernen,
Professor für Lernforschung

Pädagogische Hochschule FHNW
Institut Primarstufe
Benzburweg 30, 4410 Liestal/Basel
daniel.wrana@fhnw.ch

Prof. Dr. Rainer Diaz-Bone

Soziologie – qualitative und quantitative
Methoden
Soziologisches Seminar der Universität Luzern
Frohbürgstrasse 3
Postfach 4466
CH-6002 Luzern
rainer.diazbone@unilu.ch

Prof. Dr. Dietrich Busse

Lehrstuhl für Germanistische Sprach-
wissenschaft
Germanistisches Seminar – Abteilung I
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Universitätsstrasse 1
D-40225 Düsseldorf
D.Busse@uni-duesseldorf.de

Prof. i.R. Dr. Werner Holly

Germanistische Sprachwissenschaft
TU Chemnitz
Max-Planck-Str. 20
09114 Chemnitz
werner.holly@phil.tu-chemnitz.de

Prof. Dr. Ekkehard Felder

Universität Heidelberg
Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209
D-69117 Heidelberg
ekkehard.felder@gs.uni-heidelberg.de

Titel

**Zur Lokation von Sinn: Das Subjekt
als Bedingung und Gegenstand der
Diskursanalyse**

**Die Sozio-Epistemologie als metho-
dologische Position Foucaultscher
Diskursanalysen**

**Diskursanalyse und Hermeneutik:
ein prekäres Verhältnis**

**Diskurse verstehen? Optionen
linguistischer Diskurshermeneutik**

**Linguistik als hermeneutische
Wissenschaft: Das schwierige
Verhältnis von Text und Bild im
Diskurs**

Anna Mattfeldt

Universität Heidelberg
Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209
D-69117 Heidelberg
anna.mattfeldt@gs.uni-heidelberg.de

Dr. Noah Bubenhofer

Technische Universität Dresden
Fakultät Sprach-, Literatur- und Kultur-
wissenschaften
Center for Digital Linguistics // Professur
für Angewandte Linguistik
Mommsenstr. 13
D-01062 Dresden
noah.bubenhofer@tu-dresden.de

Prof. Dr. Joachim Scharloth

Technische Universität Dresden
Institut für Germanistik
Professur für Angewandte Linguistik
Wienerstr. 48
D-01219 Dresden
Joachim.Scharloth@tu-dresden.de

lic. phil. David Eugster

Universität Zürich
Deutsches Seminar
Schönberggasse 9
8001 Zürich

Prof. Dr. Reiner Keller

Lehrstuhl für Soziologie
Universitätsstrasse 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Dr. Willy Viehöver

Universität Augsburg
Universitätsstrasse 10
86159 Augsburg
wilhelm.viehoever@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider

Lehrstuhl für Soziologie
Universitätsstrasse 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

**Rhizome digital: Datengeleitete
Methoden für alte und neue Frage-
stellungen in der Diskursanalyse****Weber und Foucault. Interpreta-
tion, Hermeneutik und Wissens-
soziologische Diskursanalyse****Narration und Interpretation**